

Heitere Fridolin
Volume 1, 1921-1922

87 Kymochie



HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORT, SPIEL, SPASS UND ABENTEUER



Landung des „Seiteren Fridolin“ auf der Erde.
Ankunft aller seiner Mitarbeiter, des verrückten Benjamin Pampe, des Onkel Toldi und der nichtsbrauchigen Bummler Loatsch und Vommel.

Mein Mitarbeiter

Das sollen Mitarbeiter sein?" werden viele meiner Freunde denken. Sie stellen sich unter Mitarbeitern vielleicht sehr ehrwürdige, alte Herren vor, die nur von ganz gelehrten Sachen sprechen können. Natürlich, Laatsch und Bommel werden keine Vorträge über Physik halten. Dazu haben sie viel zu viel dumme Streiche im Kopf. Und daß mein geliebter Benjamin Pampe, der alle vierzehn Tage einen neuen Beruf ergreift, kein großes Kirchenlicht ist,



Dieses hier sind Laatsch und Bommel, zwei Unzertrennlische, die das Bed haben, meistens bei ihren Streichen erwünscht zu werden.



Benjamin Pampe, einer der kuriossten Zeitgenossen, der alle vierzehn Tage einen neuen Beruf sucht.

wird jedem, der sein ehrliches Gesicht erblickt, einleuchten. Der einzige, der etwas nach Gelehrsamkeit aussieht, ist mein Onkel Toldi. Aber ich schwör's: das steckt nur in der Brille! Onkel Toldi ist ein Spaßmacher von echtem Schrot und Korn. Die Witze, die er erzählt, sind blöhdumm, aber gut. Ihr könnt sie unter Garantie weiter erzählen, soweit Ihr noch jemanden finden solltet, der nicht so schlau ist, mich ebenfalls zu lesen.



Onkel Toldi, der bis obenhin mit Witzen gefüllt ist.



„Meine lieben Freunde“ sagt Fridolin,

Mit Abenteuern will ich Euch beschenken,
 Ihr sollt noch bis ins hohe Alter an mich denken.
 Erlebnisse und Spiele steh'n bereit
 Nach jeweils vierzehn Tagen Wartezeit.
 Und fremde Völker, die Ihr nie gesehn,
 Die werden hier vor Euren Augen stehn.
 Und was im Sport zu allerlezt passiert,
 Das wird von mir getreulich aufnotiert.
 Mein Flug ums Weltall kostet eine Mark,
 Und jeder Flug ist sechzehn Seiten stark.
 Mit bunten Farben mal' ich Euch die Welt.
 Dafür ist eine Mark sehr wenig Geld.
 Wer Lustigkeit und frohe Laune liebt,
 Für einen Schelm gern anderthalbe gibt,
 Der fährt mit mir auf knatterndem Delphin
 Und bleibt ihm treu, — dem heitren Fridolin.



„Willst Du,“ fragte Petrus, „mit Deinem Delphin nicht auf die Erde hinab?“

Wie Fridolin auf die Erde kam



„Regen her!“ schrie Petrus, „Regen her und hinunter damit auf die Erde. Die Menschen sollen pudelnäß werden, damit sie auf andere Gedanken kommen. Eine traurige Gesellschaft ist das geworden!“

„Na, na,“ sagten die kleinen Engel.

Und übrigens gab es keinen Regen, denn die Wolken waren diesen Sommer knapp geworden.

„Seht mal bloß runter, wie sie dasitzen!“ rief Petrus. „Sollte da nicht ein Donnerwetter reinschlagen?“

„Nicht so verschwenderisch,“ mahnten die großen Engel. Denn ein gutes, richtiges Donnerwetter gab es eigentlich nur mit Feuerzugschlag.

„Schick mich runter,“ sagte eine Gestalt in rotem Kleid und schüttelte ihre Schellentappe. „Ich will die Menschen lustig machen.“

„Mit Deinen alten Wiken, Eulenspiegel?“ knurrte Petrus. „Jugend brauche ich, Jugend für die Erde!“

Da kam plötzlich jemand herbeigelaufen. „Hallo,“ rief er, „hat einer vielleicht Benzin da?“

„Berückt geworden?“ rief Petrus. „Das Litter kostet — — —“ Aber das Wort blieb ihm im Munde stecken. „Fridolin!“ schrie er. Mein Fridolin! Wo hast Du denn gesteckt?“



Die Menschen waren traurig und fanden an nichts mehr Spaß.

„Ich habe mir einen Delphin als Flugzeug umgebaut. Willst Du ihn mal sehen?“ Fridolin pfiff, und schon kam eins der sonderbarsten Lebewesen durch die Luft gesauft und ließ sich vor Petrus nieder.

„Donnerwetter,“ meinte Petrus, „er fliegt ja wirklich!“

„Ja,“ meinte Fridolin, „das ist doch mal was Neues. Fliegende Vögel sind kein Kunststück. Die haben ja von Natur Propeller.“



Der Komet wurde rot vor Wut. Fridolin hatte das Wettrennen mit fünf Fischlängen gewonnen.

„Meeschugge,“ murmelte Petrus in seinen Bart, „dieser Fridolin ist total meeschugge.“

Petrus hatte den Ausdruck von Vater Abraham aufgeschnappt. Seit 1914 saß der in einer Himmelsecke, blickte immer nur kopfschüttelnd auf die Erde und sagte nichts als dies eine Wort.

Petrus ging um den „meeschuggenen“ Fisch herum und murmelte: „Der schafft es, der und der heitere Fridolin schafft's!“ „Gut,“ rief er laut, „Du sollst Benzin haben. Aber Du mußt sofort auf die Erde hinunter und den Leuten was vorfliegen!“

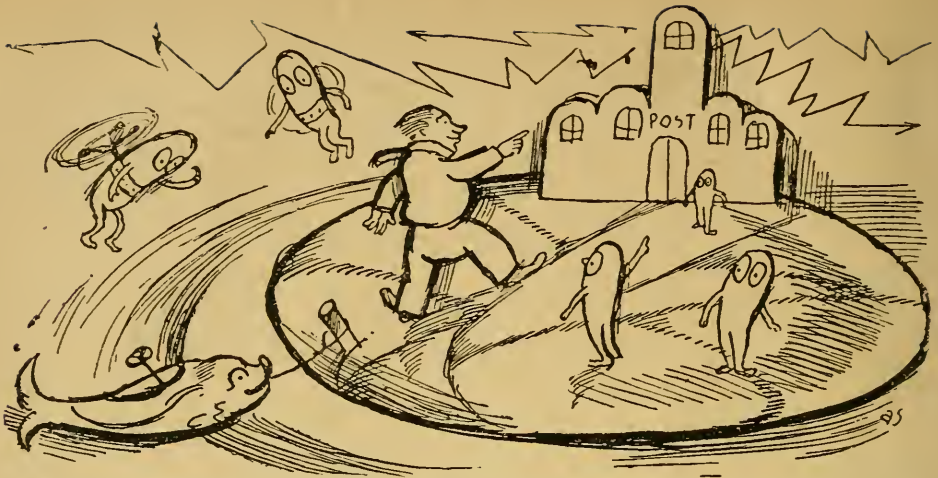
Und da kamen schon vier Gestalten und riefen: „Wir kommen mit.“ Es waren Laatsch und Bommel, Benjamin Pampe und Onkel Toldi. „Daß Du sie aber nicht verlierst,“ meinte Petrus besorgt. Benjamin Pampe war eine besonders wertvolle Nummer.

Dann schrieb Petrus schweren Herzens einen Benzenschein über 50 000 Liter aus. Aber es lohnte sich schon. Dieser Fridolin war der heiterste Bursche, den er kannte, voll Lustigkeit und Einfällen, immer auf der Suche nach Abenteuern, Erlebnissen und verrückten Geschichten.

„Also fahr zu, heiterer Fridolin. Am 1. Oktober mußt Du unten sein. Und nicht verschieben,“ mahnte er, als er Fridolin den Benzenschein gab.

Und nun flog Fridolin zur Erde. Zum Unglück lenkte er seinen Delphin auf die Milchstraße, wo er auf die Idee kam, mit

einem Komet um die Wette zu rasen. Natürlich siegte er mit fünf Fischlängen, aber von der schnellen Bewegung war die Milchstraße sauer geworden, was die gesamte Bewohnerschaft in Aufregung brachte. Steinbock, Wibder und Wassermann standen ganz erschrocken am Rinnstein. Fridolin mußte auf dem Mars eine Notlandung vornehmen. Er gab natürlich sofort ein Telegramm auf, das unterdessen bekannt geworden ist und in dem er seine Verspätung meldete.



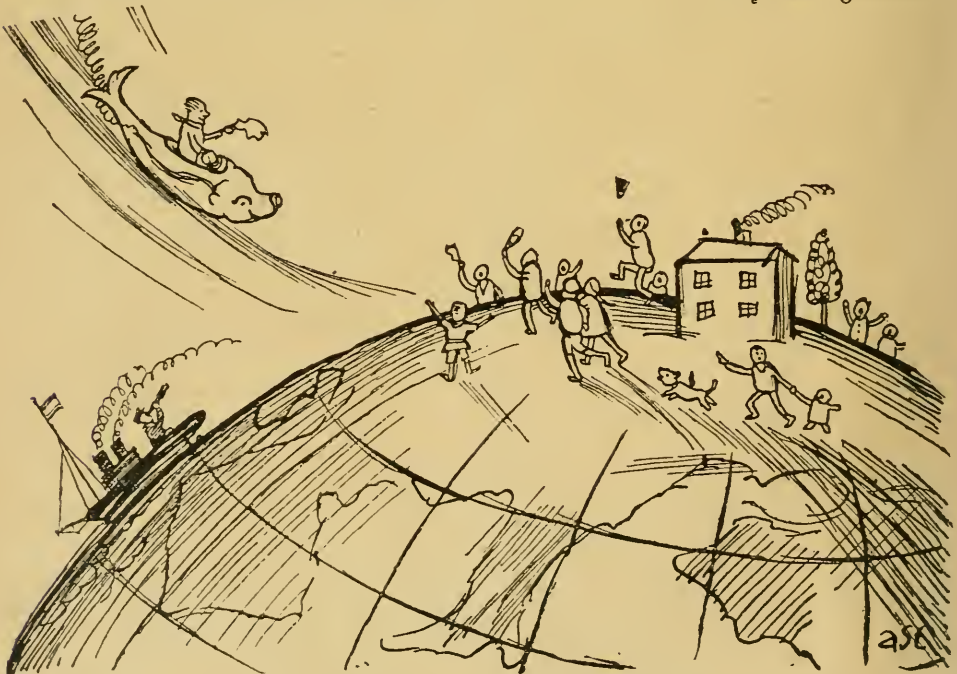
Als Fridolin merkte, daß er sich auf den Mars verirrt hatte, eilte er sofort zum Mars-Funken-Postamt, wo er ein Telegramm an die Erde aufgab, der er seine Verspätung meldete.

Und nun ist Fridolin da und will mit Hilfe seiner Trabanten, dem guten Benjamin Pampe und Laatsch und Bommel, was Ehrliches anstellen. Er will die Länder der Welt durchheilen, die unbekannten Völker aufsuchen, Himmel und Erde auf fliegendem

Delphin durchqueren. Alle 14 Tage wird ein Flug unternommen. Wer mitfliegen will, steige ein! Jeder Flug um die Welt kostet 1 Mark, das ist nicht mehr als eine Fahrt auf der Straßenbahn. Ihr werdet staunen über

Guern

Heiteren Fridolin.



Fridolin erreichte die Erde mit 3 Wochen Verspätung.

(Bei der ungeheuren Größe des Weltenraumes bedeutet das nur ein 0,000000001stel Lichtjahr!)

Was Onkel Toldi zu erzählen hat



In der Schule fehlt ein ganz gesunder Junge, kommt aber nach zwei Tagen frisch und munter wieder mit einem langen Entschuldigungszettel der Mutter, daß er wegen Krankheit nicht kommen konnte.

Lehrer: „Was hat Dir denn gefehlt, Karl?“

Karl, bestürzt: „Das hat mir meine Mutter nicht gesagt.“



„Kann mir einer eine Flüssigkeit nennen, die nicht gefriert?“

„Warmes Wasser, Herr Lehrer.“

„Mama,“ sagte der kleine Peter, „war das Haaröl in dieser Flasche?“

„Gott bewahre, das ist Kumi.“

„Ach so, darum kann ich auch gar nicht meine Mütze vom Kopf herunterkriegen.“



„Photographieren Sie Kinder?“ fragte eine Frau den Jahrmarktsphotographen.

„Natürlich, das ist meine Spezialität.“

„Was kostet's denn?“

„Zwanzig Mark des Dugend.“

„Dann geht's leider nicht,“ sagte die Frau, „ich habe bloß elf.“

*

„Tante, wenn Du jemand triffst, mit dem Du böse bist, was machst Du da?“

„Ich würde vorbeigehen, ohne ihn anzusehen.“

„Aber wenn er Dir die Zunge rausstreckt und Affe zu Dir sagt?“



*

„Kannst Du mir sagen, Emil, was gerade heute vor 400 Jahren passiert ist?“

„Das weiß ich nicht, Herr Lehrer, ich bin erst 9 Jahre alt.“

*

„Nicht weniger als 16 Ueberzieher haben Sie gestohlen, Angeklagter. Haben Sie etwas zu Ihrer Entschuldigung zu sagen?“

„Der Winter war sehr lang und streng, Herr Richter.“



*

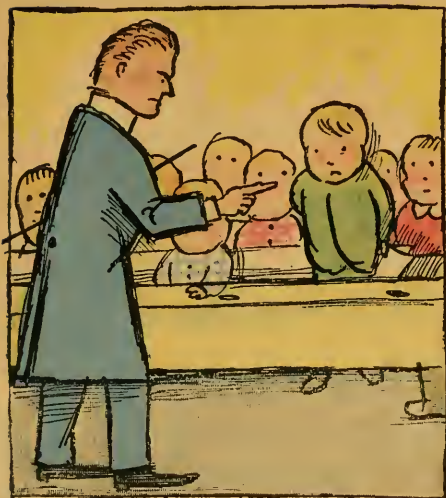
Ein Bettler stammelte wehklagend sein Leidensgeschichte.

„Ach, gute Frau, bedenken Sie, es hat eine Zeit gegeben, wo ich im eigenen Wagen spazieren fuhr.“

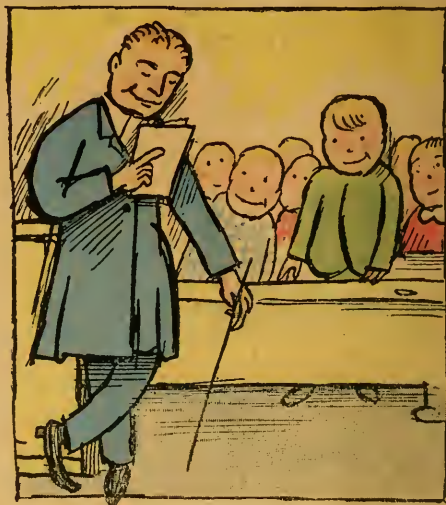
„Sie Unglücklicher! So verarmt! Wann war denn das?“ erkundigte sich teilnehmend die Frau und gab ihm einige Geldscheine.

„Vor 40 Jahren, als ich ein Baby war,“ sagte der Mann, steckte die Scheine ein und machte sich aus dem Staube.

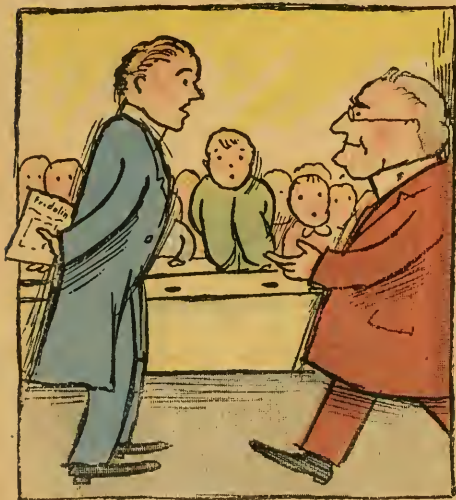
Fridolins erster Schultag



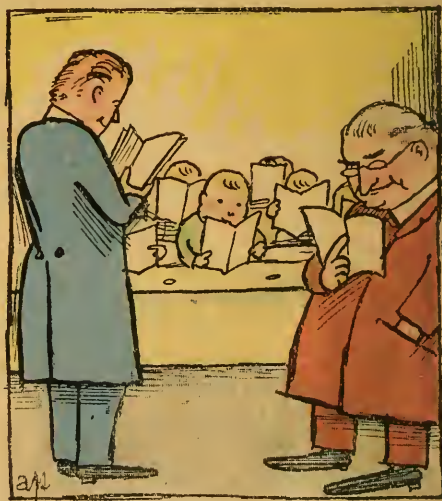
Der gute Lehrer spricht mit Gram:
„Mein Sohn, Du bist nicht aufmerksam!
Ich glaub', Du liegst ganz dreist und kühn
Im Unterricht den „Fridolin“?



Das ist, mein Sohn, nicht zu verzeih'n!
Streng blickt der Lehrer selbst hinein,
Doch rasch befänstigt sieht man ihn,
Auch ihm gefällt der „Fridolin“!



Und glätten tun sich seine Runzeln,
Die ganze Klasse sieht man schmunzeln,
Doch welch ein Schreck, denn „Er“ erschien!
Der Dixer sieht den „Fridolin“.



Zwar war er anfangs sehr verdrießlich,
Doch dann sagt er sich selber schließlich:
„Den Logarithmen vorzuzieh'n
Ist halt „Der heit're Fridolin“! — — —



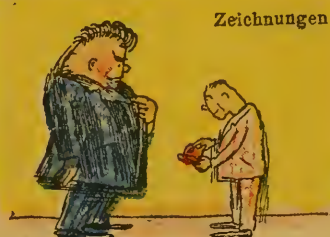
HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORT, SPIEL, SPASS UND ABENTEUER

Benjamin Pamppe, der alle 14 Tage einen neuen Beruf sucht!

Zuerst will er Filmschauspieler werden.



1. Hier kommt der Benjamin daher.
Die Kinoschule lockt ihn sehr.



Zeichnungen von Ast.

2. Herr Knatter ist sehr gern bereit:
„Bei mir lernst Du's in kurzer Zeit.“



3. „Das Leid der Liebe mimt man so!“
„Das ist nicht schwer,“ denkt Pamppe froh.



4. Nun wird der Schmerz ihm vorgeknattert.
Der Benjamin ist ganz vertattert.



5. Beim Zorn haut Knatter reichlich zu,
Der Pamppe denkt dabei „Nanu?“



6. Und schon sieht man ihn weiterziehen.
Nein, das war nichts für Benjamin

Fridolins erster Flug auf der Erde

Die Coloradoschlucht.

Die Coloradoschlucht ist in ganz Amerika wegen ihrer Schönheit und Wildheit berühmt, aber sehr schwer zugänglich. Zur Erleichterung des Verkehrs von Ufer zu Ufer ist in diesem Sommer eine Hängebrücke erbaut worden. Von der Brücke aus genießt das Auge einen unvergleichlich schönen Anblick auf die himmelhohen, steilen Felsen nach oben, auf die kochenden, wirbelnden Wasser nach unten. Der Uebergang über diese 150 Meter lange und nur 1,50 Meter breite Brücke ist so schwindelerregend, daß den Maultieren manchmal die Augen verbunden werden müssen. Ihren Weg fühlen die sicheren Tiere dann schon allein.



Die kürzlich erbaute Hängebrücke über die wilde Coloradoschlucht in Arizona, die bisher fast unzugänglich war.



Abenteuer eines Farmers in Pennsylvania mit einem großen Grizzly-Bären. Der Mann entkam dem nachkletternden Bären mit Hilfe eines Seiles, das über den Fluß gespannt war.

Ein gefährliches Abenteuer mit einem Grizzly-Bären

hatte ein deutscher Farmer zu bestehen. Er flüchtete vor einem angeschossenen Bären, der Bär rannte hinter ihm her. Er folgte ihm auf der Leiter über das Dach in eine Fichte, und dem Farmer wäre es übel ergangen, wenn nicht zufällig von dem Baum ein Seil zu einem andern Baum über den Fluß gespannt gewesen wäre, das als Zugseil benutzt wurde. Dem Farmer gelang es, sich an dem schwankenden Seil entlang hinüber an das andere Ufer zu retten.



Ameisen als Soldaten:

Die Treckerameisen, die in geschlossenen Kolonnen marschieren, beim Ueberfall auf eine Giftschlange, die ihnen in den Weg kam.

Ameisen als Soldaten

Im tropischen Südamerika gibt es manche seltene Ameisenarten. Von Ameisen, die Ackerbau treiben, ist hier schon erzählt worden; heute soll einmal von der Visiten- oder Zugameise berichtet werden, die in manchen Gebieten Südamerikas jokusagen die Rolle eines

„Kammerjägers“ spielt. Diese Zugameise (*Atta cephalotes*) ist eine der größten Ameisen; wird sie doch $4\frac{1}{2}$ cm lang, d. h. fast daumengroß. In gewaltigen Kolonnen von 60 bis 70 m, freilich nur etwa handbreit dabei, zieht die Schar eng aufgeschlossen dahin.

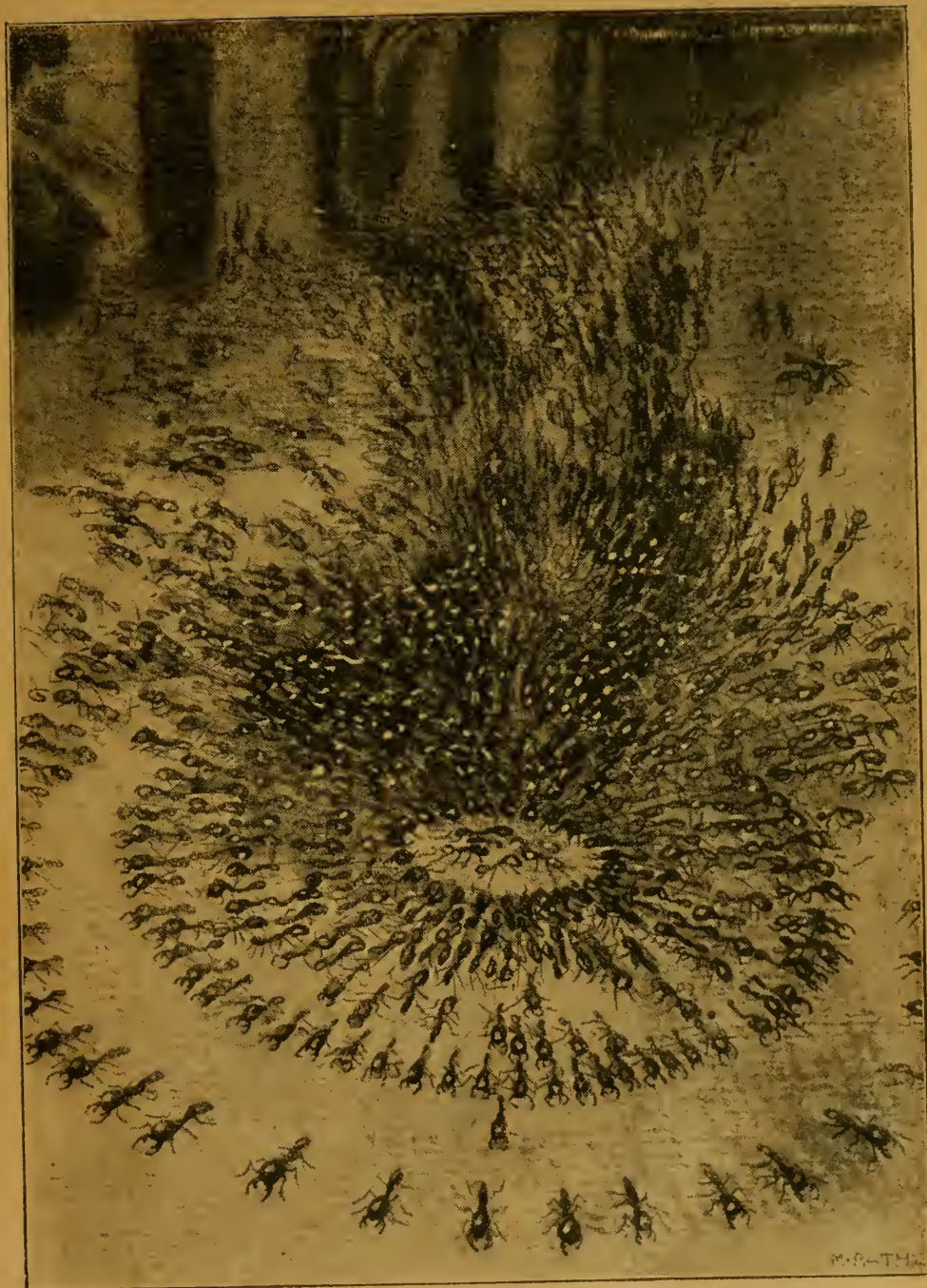
Zur Seite des Zuges marschieren die „Offiziere“, die beständig längs ihrer Abteilung auf- und niederrennen, als wollten sie nachsehen, ob auch alles in Ordnung sei, und unablässig nickten sie dazu mit ihren großen, weißen Köpfen. Etwa auf je 20 Mann kommt ein Offizier. Ueber dem Zuge schweben lärmend die „Königsameisenjäger“, kurzschwänzige, Wachteln ähnelnde kleine Vögelchen. Sobald die Bewohner der Dörfer das Säuseln der Ameisendrosseln hören, eilen sie, alles zum Empfang des willkommenen Ameisenheeres bereitzumachen. Die Häuser in den Tropen wimmeln nämlich von allerlei lästigen und gefährlichen Gästen, Insekten, die stechen, beißen, saugen, übel riechen, usw. Auch giftige Skorpione, Schlangen, ekle Eidechsen und dergl. halten sich in Fugen und Ritzen verborgen. All dieses Ungeziefer wird von den in die Häuser dringenden Ameisen überfallen, getötet und gefressen. Und das geht in unglaublich kurzer Zeit vor sich; dann ordnet sich das Heer von neuem, zieht weiter und spielt im nächsten Hause seine Polizei- oder Kammerjägerrolle.

In Ostafrika tritt an die Stelle der Zugameise die verwandte Treiberameise, die „Siafu“, wie die Neger sie nennen. Diese Siafu erweist sich freilich nicht immer so segensreich für den Menschen wie die Zugameise. Ein schwedischer Afrikaforscher klagt einmal: „Es ist schwer, genügend dunkle Farben zu finden, um all die Plage, all das Ungemach und all die Unruhe zu schildern, die diese abscheulichen Tiere uns bei der Wanderung in den Wäldern verursacht haben.“ Mit beispielloser Todesverachtung greifen die Treiberameisen alles an, was ihnen in den Weg kommt. Kein Tier entgeht ihrem Ansturm. Selbst ein erwachsener Leopard soll einmal in Tanga von ihnen getötet und ausgefressen worden sein. Sie finden, sagt unser Gewährsmann, fast stets sofort die empfindlichsten Hautstellen heraus und beißen sich mit Vorliebe in die zarten Schleimhäute der Augen, Nase usw. ein. Da die Siafu die Gewohnheit hat, beim Bisse die Kiefer in der Wunde hin- und herzuzerren, ist der Biß überaus schmerzhaft. Diese Treiberameisen säubern nun also zwar auch die Wohnungen der Pflanzner von allem eingefressenen Ungeziefer, sie fallen aber ebenso ungestüm auch über die Haustiere und namentlich das Geflügel her. Ja, die Neger pflegen beim Mahlen der Siafu vorsichtshalber selbst die kleinen Kinder in Sicherheit zu bringen. Erwünscht ist es den Far-

mern, wenn das schwarze Heer der Treiberameisen, das bisweilen in einzelnen Kolonnen, mit gewissen Abständen, und etwa 6 bis 10 Ameisen breit marschiert, manchmal in mehr oder minder unregelmäßiger Masse sich heranwölzt, die Pflanzungen zum Schauplatz seines Angriffes macht: vertilgt es doch in kurzer Zeit hier mehr Pflanzenschädlinge als alle anderen Insektenfresser (Vögel, Eidechsen, Kröten, Frösche, Spinnen usw.) zusammen.

Manche Arten von Wanderameisen ziehen nur des Nachts, andere errichten sich während des Marschierens mit unglaublicher Schnelligkeit Schutzbauten, gleichsam befestigte Lager, indem sie ihre Heerstraße mit Tunneln überwölben oder wenigstens streckenweise solche Erdgewölbe errichten. Bisweilen, schildert Escherich, werden auch nur seitliche Wälle aufgeworfen, an deren Innenseite sich zahlreiche Soldaten senkrecht mit rückwärts geneigtem Kopfe hängen, so daß die Köpfe der gegenüber Postierten sich fast mit dem Scheitel berühren und eine Art lebendes, durchbrochenes Tunneldach entsteht. Wo weder Wälle noch Tunnels gemacht werden, sind die Kolonnen beiderseits von stärkeren Trupps plänkelder Soldaten flankiert, die, dicht gedrängt, mit nach außen gekehrten Köpfen Schulter an Schulter stehen und so einen starken Schutz für die zwischen ihnen dahinziehenden Abteilungen bilden. Ein sehr origineller Anblick ist eine „Ameisenversammlung“. Mag es sich nun um einen „Kriegsrat“ handeln oder um eine Zusammenkunft zu friedlicheren Zwecken. Die Beratenden drängen sich dabei ganz eng zu einem Knäuel zusammen, die Köpfe einander zugewandt und die Fühler langsam hin- und herbewegend. Ringsum aber sperren Soldaten den Versammlungsplatz ab, die in dichtem Walle, die Köpfe nach außen gewandt, dafür sorgen, daß kein Unbefugener in den Kreis dringt. Stunden, ja tagelang verweilen gelegentlich die Ameisen in dieser Stellung, deren Anlaß und Zweck uns rätselhaft erscheint. Ein andermal kann man die Ameise bei regelrechten Sportkampfspielen beobachten. Sie erheben sich dabei, schildert Huber solche Spiele einmal sehr anschaulich, auf ihre Hinterbeine und ringen richtig miteinander, packen sich an den Kiefern, Beinen oder Fühlern, lassen plötzlich los, packen von neuem zu, überschlagen sich mehrmals, erheben sich wieder, nehmen Revanche usw. Aber, mögen die Kämpfe auch noch so heftig sein, niemals tun sich die Ringenden ernstlich etwas zu- leide.

Dr. A. Hn.



Ameisen als Soldaten:

Eine Ameisenversammlung, bei der die Beratenden die Köpfe einander zuwenden und die Fühler langsam hin- und herbewegen. Ein Kreis von „Soldaten“ sperrt nach außen den Platz ab.

Eine Nacht an der Bojana

Eine Geschichte aus Albanien von Moritz Müller

Unser Schiff, das in Cavalla Tabak für Trieste und Hamburg geladen hatte, hielt sich auf der Rückfahrt in San Giovanni di Medua auf, in dem gottverlassenen Hafen des nördlichen Albanien. Mein Vater, der damals Kapitän des Lastdampfers „Senator Peters“ war, hatte gehört, daß in Skutari Fuchsfelle ganz billig zu haben wären, und beschloß, die Bojana hinaufzufahren. Mich, der ich damals sechzehn Jahre alt war, nahm er mit.

Wir kletterten also von Bord unseres „Senator“ in den kleinen schwarzen italienischen Kasten hinüber, der sich bald darauf mit mitschallendem Pfeifen in Bewegung setzte.

Im dem engen, mit einer Petroleumhängelampe beleuchteten Raum gab es nur eine breite Rundbank und einen langen, ovalen Tisch, auf dem eine Schüssel mit Matkaroni stand, an der sich ein paar Gäste gütlich taten. Es waren dies außer einem italienischen Kaufmann nur Albanier, braune, sehnige Gestalten, in bunten, schmutzigen, doch male-

rischen Trachten. Jeder von ihnen hatte einen Revolver und Dolch im Gürtel.

Abseits von den auf türkische Weise gekleideten Albanern saß ein Mann in europäischem Anzug neben seinem Ledertossier und starrte unbeweglich vor sich hin. Ich fragte ihn auf deutsch, ob es gestattet sei, neben ihm Platz zu nehmen, worauf er auf englisch antwortete: „Yes, if you like“ (ja, bitte). Auf meine nun englisch an ihn gerichtete Frage, ob er ein Engländer sei, erwiderte er kurz: „Nein, ich komme aus Amerika.“ Ich dachte mir, er sei einer der vielen Albanier, die alljährlich nach den Staaten auswandern, und, wenn sie Geld genug gespart haben, zurückkommen, um als reiche Leute in der Heimat ihr Leben zu beschließen. So war es auch, wie ich später erfuhr.

Wir fuhren nun unter gewaltigem Nachzucken der Maschine den Bojanastrom hinauf.

Wenn man aus dem runden Fenster sah, gewahrte man die lehmgelben Wellen des ungebärdigen Stromes, der damals Hochwasser führte.

Inzwischen begann es zu dämmern, und der Regen schlug stärker gegen das Fenster. Plötzlich machte der Kasten einen Ruck, wir hörten, wie die Maschine zu schnarren begann, wie ihr Gang aussetzte, um endlich ganz stehen zu bleiben. Auf Deck entstand ein wüstes Geschrei. Als wir hinaufstürzten, sahen wir die Bescherung. Die Kolbenstange war gebrochen, wir lagen mitten im Flusse fest. Wir mußten Anker werfen und auf Hilfe warten, bis am nächsten Morgen der Gegendampfer von Skutari herunterkam.

Als ich in die Kajüte zurückkehrte, hatten sich die Albanier, in ihr Geschick ergeben, bereits auf den Bänken ausgestreckt, um zu schlafen. Nur der Amerikaner sah, mit einem Ausdruck offener Verzweiflung, aus dem Fenster. Er blickte mich so an, als ob er mir etwas sagen wollte, dann schien ihm wieder eine sonderbare Scheu den Mund zu verschließen. Endlich sprach er mit flüsternder Stimme:



auf Deck entstand ein wüstes Geschrei . . .

„Ich wollte nur bis nach Iboti, dort wären wir in einer Viertelstunde gewesen. Sehen Sie da aus dem Fenster. Wenn es bligt, werden Sie ein Haus sehen, drüben an einem Hügel. Dort ist meine Mutter; ich fühle, daß sie im Sterben liegt. Ich muß sie sehen, ich bin deshalb aus Amerika gekommen. Ich muß noch in dieser Nacht wieder fort, ehe man mich gesehen hat. Ich stehe unter der Blutrache und bin der Letzte meines Stammes.“

Ich fühlte, daß es Menschenpflicht sei, dem Mann zu helfen. Von der Blutrache in diesem halbbarbarischen Volk hatte ich schon gehört. Wenn ein Mann von einem Gerner getötet wird, ruhen die Angehörigen seines Stammes nicht, ehe nicht Blut durch Blut gesühnt ist. So ist schon manche Familie bis auf den letzten Mann ausgerottet worden.

Totenblaß, mit hervorquellenden Augen stand der Amerikaner neben mir.

Ich nahm ihn beim Arm und zog ihn nach oben. Keiner der Schlafenden, auch mein Vater nicht, bemerkte unser Verschwinden. Das Deck war leer; auch die Mannschaft war irgendwo untergekröchen.

Ich erinnerte mich, an Steuerbord eine kleine Rußschale, die wohl ein Rettungsboot sein sollte, gesehen zu haben. Auch ein Ruder lag darin. Dahin schlich ich, der Amerikaner hinter mir.

Sausend fuhr der Bora-Sturm über das Deck und peitschte uns den kalten Regen ins Gesicht. Bliß auf Bliß zuckte nieder, und beim Scheine dieser uncasshörlichen, von trachenden Donnerschlägen bealeiteten elektrischen Entladungen machte ich das Boot los. „In deutscher Seemannsjunge von der Waterlant verträgt schon etwas Nässe und himmlischen Spektakel.“

Endlich schwamm das Ding. Wie eine Raqe sprang der Amerikaner hinein, ich ihm nach — von dem Rasten abgestoßen und mit allen Kräften dem Ufer zu. Es war nicht leicht, in der Rußschale, die auf den Wellen hüpfte, wie ein Rork auf See, Richtung zu halten. Aber ich schaffte es. Dreimal von der Strömung fortgerissen, gelang es mir doch immer wieder, an die Stelle, die ich mir zum Lande erwählt hatte, henzukommen, und endlich fuhr das Boot knirschend in den Sand des Ufers.

„Ich werde hier warten,“ sagte ich. „Hier im Gebüsch werde ich hinreichend trocken bleiben. Zwei Stunden warte ich, länger schläft mein Vater nicht.“



... es war nicht leicht, in der Rußschale bei diesem Wellengang die Richtung einzuhalten...

Zwei harte Fäuste umkrampften meine Hände.

„Wenn ich in zwei Stunden nicht zurückkomme, Master, so wissen Sie, daß ich nicht mehr am Leben bin.“

Dann wand er sich wie ein Mal durch das Ufergebüsch.

Zwei Stunden im eiskalten Sturm und Gewitterregen in unbekannter Gegend zu warten, ist wahrhaftig kein Genuß. Nach machte ich mir allerlei Gedanken. Wenn mein Vater doch wach würde und mich suchte! Er mußte meinen, ich sei über Bord gespült worden, oder es sei mir sonst ein Unglück geschehen. Er würde vor allem Lärm machen und dadurch den Amerikaner noch mehr in Gefahr bringen. Oder der Mann kam nicht zurück, würde man nicht am Ende glauben, ich wäre an seinem Verschwinden schuld? Aber was half's? Ich hatte ihm versprochen, zu warten, und wollte ihn nun nicht im Stich lassen.

Lange hielt ich es in dem schützenden Gebüsch nicht aus. Mehrmals trat ich ans Ufer zurück, um beim Lichte des nächsten Blißes

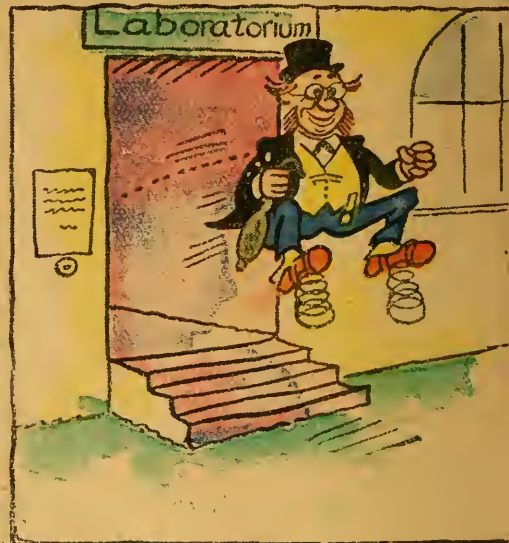
(Fortsetzung auf Seite 10.)

DIE ERFINDUNGEN DES

II. Der Sprungfe



1. Selbst aus zerrissenen Matratzen
Kann man sein Glück zusammentragen.



2. Mit kühnem Griffe er sich's ködert,
Um zu probieren, ob's noch federt.



5. Dann widmet er im Sprung sich stracks
Dem Schinken und dem Räucherlachs.



6. Zuletzt hinein in den Kanal,
Die Feder läßt ihm keine Wahl.

PROFESSOR PECHMANN

= Flugapparat.



3. Na ob und wie! Es geht famos,
Die Sprungkraft ist schier riesengroß.



7. Bald fischt man mit vereinter Kraft
Heraus den Mann der Wissenschaft.



4. So springt er ohne Unterlaß —
Und macht zu Rührei dies und das.



8. Und schließlich heißt es dann: „Nu bleh' man!
Hier ist die Rechnung, lieber Pechmann!“

nach dem Hause zu sehen, wo der Amerikaner verschwunden war. Wie eine kleine Festung stand es da. Ruhig bot es dem Sturme Trotz.

Plötzlich durchdrang der peitschenartige Knall eines Gewehrschusses die nächtliche Stille, ein zweiter, ein dritter Schuß folgte. Ich sah, wie ein Feuerblitz in der Mauer des Hauses aufflamte. Zweimal, dreimal blinkte es noch auf, dann wurde es wieder still.

Also doch! Die Ankunft des Feindes war den wachsamen Hütern der Blutrache nicht entgangen.

Ich muß gestehen, daß mich ein leichtes Zittern überfiel. Was sollte ich tun? Unberufen und landfremd konnte ich ihm nicht zu Hilfe eilen. Aber wenn mich die Feinde hier entdeckten? . . .

Ich legte mich platt auf den Boden des Bootes und wartete mit angehaltenem Atem. Das kleine, rötliche Licht in dem Hause war erloschen. Lebte der Amerikaner noch? Das Verlöschen des Lichtes schien mir eher dafür zu sprechen. Wahrscheinlich hatte er seinen Feinden die Zielscheibe entziehen wollen.

Ich weiß nicht, wie viel Zeit verflossen war, seit er mich verlassen hatte.

Plötzlich begann das Geschiesse wieder; diesmal aber in anderer Richtung.

„Er ist auf dem Wege hierher“ — dachte ich. Schon saß ich, das Ruder in der Hand, auf der Steuerbank und lockerte das Boot vom Strande.



. . . das Schiff teilte sich, eine wankende Gestalt erschien . . .

Das Geräusch eilender Schritte bestätigte meine Annahme. Das Schiff teilte sich, eine wankende Gestalt erschien und schwang sich mit dem letzten Aufgebot der Kräfte ins Boot. Ich stieß ab, und schon hatte uns die Strömung erfaßt und trieb den Kahn nach der Mitte des Stromes.

Als der nächste Blitz aufleuchtete, blickte ich mich unwillkürlich, während der Amerikaner keuchend auf dem Boden lag. Wie notwendig diese Vorsicht gewesen war, bewiesen vier, fünf Gewehrknallen, die hart über unseren Köpfen hinwegsausten.

Zum Glück war es der letzte Blitz des Gewitters gewesen, und die finstere Nacht, die über dem Strome lag, verschlona das Boot und seine Insassen. Nach halbständigem Kampf mit der Strömung legte ich an unserm Kasten an, auf dem sich nichts rührte.

Erst jetzt sah ich, daß mein Freund hinkte und einen Arm schlaff herunterhängen ließ.

„Sie sind verwundet?“ fragte ich.

Tatsächlich hatte ihm eine Kugel das Bein durchbohrt, die andere ihn am Arm leicht verletz.

„Was liegt daran?“ Ich habe meiner Mutter die Augen zugeprügelt, sie ist in meinen Armen gestorben. Noch einmal wollte ich mir ihre teuren Züge einprägen, ich schraubte das Licht in die Höhe, da mußten sie meinen Schatten gesehen haben und haben geschossen.“

„Und so wollen Sie nach Skutari fahren?“

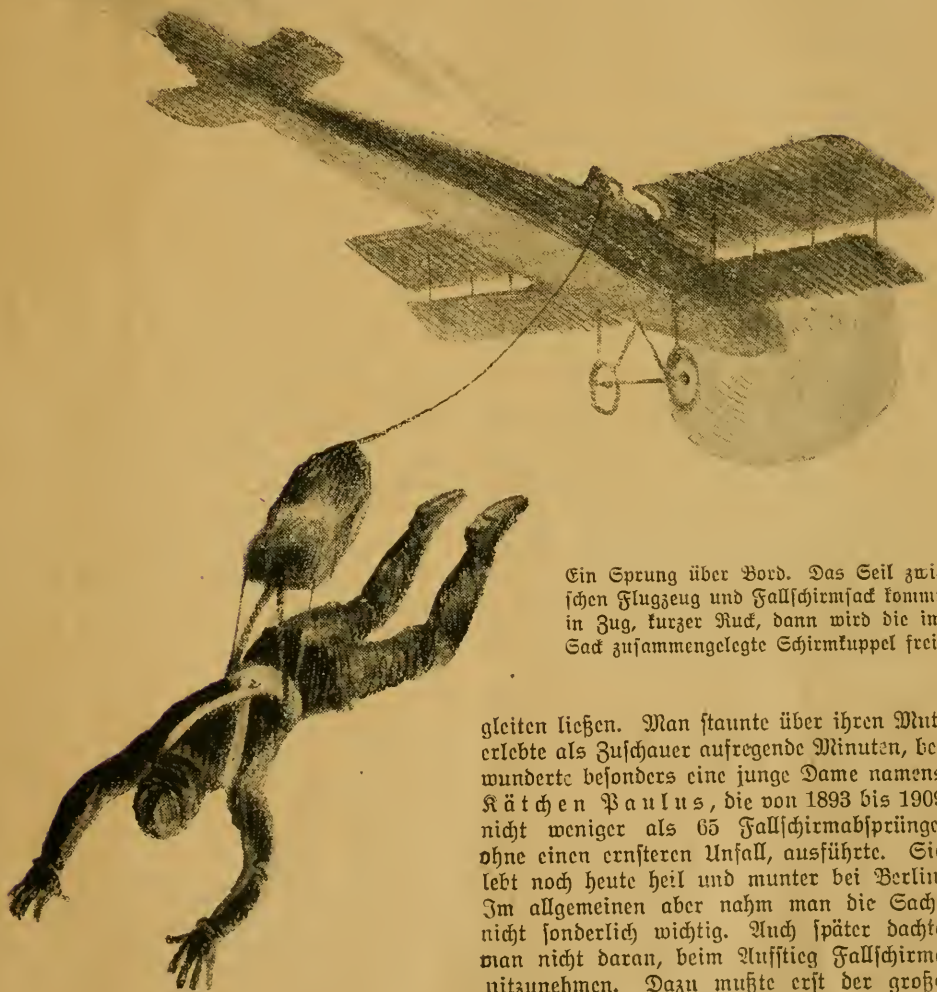
„Nein, ich gehe zurück nach Amerika. Das Schiff, das von Skutari kommt, nimmt mich mit. Von San Giovanni fährt ein Dampfer morgen nach New York.“

Dann steckte er mir einen Ring an den Finger — sehen Sie, ich trage das merkwürdige Ding, das man nur in dieser Gegend sieht, und das schon ein paar hundert Jahre alt ist, noch immer — drückte mir noch einmal die Hand und ging in die Kajüte. Ich half ihm noch notdürftig die Wunden verbinden und schlief dann wie eine Ratte.

Als ich erwachte, setzte sich unser Kasten gerade wieder in Bewegung. Ich eilte auf Deck und sah noch, wie der aus Skutari gekommene kleine Dampfer eben in einer großen Biegung der Bojana südwärts verschwand. Mit ihm der Amerikaner der für eine einzige Nacht — und was für eine Nacht — übers große Wasser gekommen war.

Der Sprung aus dem Flugzeug

Ein waghalsiger Sport



Ein Sprung über Bord. Das Seil zwischen Flugzeug und Fallschirmsack kommt in Zug, kurzer Ruck, dann wird die im Sack zusammengelegte Schirmtuppel frei.

gleiten ließen. Man staunte über ihren Mut, erlebte als Zuschauer aufregende Minuten, bewunderte besonders eine junge Dame namens Käthe Paulus, die von 1893 bis 1909 nicht weniger als 65 Fallschirmsprünge, ohne einen ernstern Unfall, ausführte. Sie lebt noch heute heil und munter bei Berlin. Im allgemeinen aber nahm man die Sache nicht sonderlich wichtig. Auch später dachte man nicht daran, beim Aufstieg Fallschirme mitzunehmen. Dazu mußte erst der große Lehrmeister „Krieg“ kommen.

Ältere Leute werden sich noch daran erinnern und gern erzählen, wie in den neunziger Jahren des vorigen und im Anfang dieses Jahrhunderts auf Jahrmärkten, bei Volksbelustigungen oder sonstwo Lustschiffer mit Freiballonen aufstiegen, meist aus 800 bis 1200 Meter Höhe über Bord sprangen und sich an einem Fallschirm zur Erde hinab-

Um so verwunderlicher ist es, daß der Gedanke des Fallschirms schon sehr, sehr alt ist: Die erste Kunde stammt aus China vom Jahre 1306; später, um 1495, beschreibt ihn auch der große Forscher, Maler und Techniker Leonardo da Vinci. Aus dem Jahre 1617 wird ein Turmsprung aus Benedig, 1650 ein ähnlicher sogar aus Siam — beide

allerdings etwas sagenhaft — berichtet. Erst mit dem Heißluftballon des Franzosen Montgolfier erscheint der Fallschirm in beglaubigter Gestalt: Blanchard war der erste, der im Jahre 1785 erfolgreich aus einem Ballon absprang, als er bei Gent ins Stürzen kam. Ein anderer Luftschiffer, Garnerin, rettete 1797 sein Leben aus dem geplatzten Ballon auf gleichem Wege. Dann folgte eine lange Kette von Fallschirmversuchen, die bis in die letzte Zeit unternommen wurden und zu außerordentlichen Erfolgen führten.

Unsere Bilder veranschaulichen einen modernen Heinecke-Flugzeugfallschirm während der Entfaltung. Er wird als Sitz- oder Rückentissen im Sack verpackt und wiegt nur etwa 5 Kilogramm. Die kuppelförmige Stofffläche entspricht ausgebreitet etwa dem Boden eines Zimmers von $6\frac{1}{2}$ Meter Seitenlänge, die Entfaltungszeit beträgt 2—3 Sekunden, bisweilen



Wie der Fallschirm sich öffnet: Sack und Zugleine bleiben am Flugzeug, Schirm bläht sich voll auf. Der Flieger hängt in sitzender Stellung, durch Gurt um Oberschenkel und Brust gehalten.



Der Fallschirmabspringer Werner Triebner, der bereits 54 mal mit dem Fallschirm aus Flugzeugen abgesprungen ist.



Werner Triebner nach der Landung.

Laatsch und Bommel reuig zurückgekehrt



Laatsch und Bommel, reuig zurückgekehrt:
Ihr erster Besuch in der Redaktion nach ihrer
Läuterung.

Die ganze Redaktion war tief betrübt, daß ihre beiden Mitarbeiter Laatsch und Bommel wegen ihrer dummen Streiche so lange hinter Schloß und Riegel sitzen mußten. Die Briefe unserer Leser, in denen das Verschwinden der beiden beklagt wurde, häuften sich auf den Schreibtischen von Onkel Toldi und Fridolin zu Bergen, so daß sich die Ärmsten bald keinen Rat mehr wußten. Da öffnet sich eines Tages die Tür, und wer steht auf der Schwelle? — Laatsch und Bommel. Sie sahen wirklich beide wesentlich gebessert aus. Natürlich gab es ein eifriges Gefrage, wie es ihnen ergangen sei. Sie behaupteten, brav und ordentlich geworden zu sein. Onkel Toldi hat sie tüchtig ins Gebet genommen, aber er glaubt, daß es mit der Besserung von Laatsch und Bommel nicht allzuweit her ist. Er ist sogar mit den übrigen Redaktionsmitgliedern eine Wette eingegangen, daß sicher schon in der nächsten Nummer wieder ein Streich von den beiden zu lesen sein wird. Warten wir's ab! —

noch weniger, denn Heinecke ist sogar aus nur 35 Meter Höhe abgesprungen und tadellos gelandet, vorsichtshalber allerdings über der See.

Das im Bilde sichtbare Loch in der Kuppelspitze ermöglicht der eingepreßten Luft ein dauerndes glattes Abfließen, so daß der gleitende Schirm nur geringe und ruhige Pendelbewegungen ausführt. Er treibt natürlich mit dem Winde und ist in der Senkrechten sogar ein wenig lenkbar: ein Seil führt von dem Lochrand in der Kuppel zu dem am Fallschirm hängenden Mann. Zieht er tüchtig daran, so wird die tragende Kuppelfläche kleiner, und der Schirm sinkt schneller. Läßt er die Leine wieder nach, so sinkt er wieder langsamer. So kann er der Gefahr, in die Wipfel eines Waldes, in einen See oder in eine Häusergruppe zu geraten, rechtzeitig ausweichen und es so einrichten, daß er abseits zu Boden kommt.

Wie merke ich mir...?

In dieser Rubrik will ich Euch von Zeit zu Zeit kleine Fingerzeige geben, wie Ihr Euch geradezu spielend verschiedene wissenswerte Dinge merken könnt. Heute erzähle ich Euch einmal etwas über Stilarten.



Bekanntlich gibt es im alten Griechenland drei verschiedene Stilarten, deren Unterschiede besonders an den Säulen ihrer Tempel hervortreten. Deshalb will ich Euch einen Weg zeigen, wie Ihr Euch diese Unter-

Das verrückte Gedicht

Wiederholung meiner Preisaufgabe aus voriger Nummer.

Liebe Freunde!

Wer meine vorige Nummer nicht gelesen hat, kann natürlich auch nicht wissen, daß sie ein schönes Preisrätsel enthielt, an dem sich jeder beteiligen kann. Ich drucke deshalb den Text des verrückten Gedichtes, das Onkel Solbi mit Absicht durcheinander gebracht hat, noch einmal ab. Ich stelle nochmals die Preisfrage an meine Freunde, wer von Euch die durcheinandergeschüttelten Verszeilen an die richtige Stelle setzen kann. Für die richtigen Lösungen habe ich diesmal

1000 Preise

gestiftet, darunter 10 Hauptpreise im Werte von je 60 Mark, 50 zweite Preise und 940 dritte Preise.

*Horch, schon zwitschern in den Lüften
Zarte Primeln rings im Kreis,
Und ein erster bunter Falter
Singt und jodelt laut und leis.*

*Und es sprießen, blühen, duften
Ein paar Küh', die machen Muh;
Auf dem Berg der junge Senner
Schmilzt und fließt dem Tale zu.*

*Und nun brüllen in der Nähe
Schwalben, die der Lenz geschickt,
Ein Lawinchen aus der Höhe
Uns mit seinem Gruß beglückt.*

Alle näheren Bedingungen sind in der vorigen Nummer enthalten. Ich kann sie leider nicht alle hier abdrucken, weil mir der Platz dazu fehlt. Ich möchte nur alle, die sich an dem Preisrätsel noch beteiligen wollen, daran erinnern, daß der Termin für die Einsendung am 2. Mai, abends 8 Uhr, abläuft. Bis dahin müssen sämtliche Einsendungen an mich eingegangen sein.

Ihr wißt ja wohl, wie sie zu adressieren sind:

An die Preisrätsel-Stube des „Weiteren Fridolin“, Berlin SW, Kochstraße 22-26.

Die Auflösungen meines Zitatens-Preisrätsels findet Ihr in der nächsten Nummer.
Herzliche Grüße
Fridolin.

schiede leicht merken könnt. Die drei Stilgattungen heißen: der dorische, ionische und korinthische Stil. Sie unterscheiden sich, wie Ihr aus den Zeichnungen ersehen könnt, hauptsächlich durch den Säulenkopf.

Wenn Ihr nun diese drei Säulenköpfe recht aufmerksam betrachtet, so macht Ihr eine sonderbare Entdeckung. In jedem Säulenkopf steckt nämlich der Anfangsbuchstabe der betreffenden Stilart drin. Ihr glaubt es nicht? Seht nur her!



Da staunt Ihr — was? Und nun könnt Ihr mit Euerm neuen Wissen groß tun.

Wenn Euch selbst ähnliche „Kniffe“ einfallen, die einem das Merken wissenswerter Dinge erleichtern, teilt sie dem „Weiteren Fridolin“ mit! Wenn sie ihm gefallen, wird er sie hier veröffentlichen und den Einsender entsprechend belohnen.

Rätsel-Ecke

Seltames Ergebnis.

Das Wort hat sieben Zeichen;
Davon sollst zwei Du streichen,
Du glaubst, es bleiben fünfzehn?
O nein, nur drei sind noch zu sehn.
Das erste rück' ans Ende fort,
Dann hast Du elf, ganz ohne Wort.

Silbenrätsel

Aus den Silben:

a — as — be — bo — e — a — eu — ga —
ge — hal — horn — ji — le — li — licht —
ma — macht — nas — ni — nichts —
a — pe — pern — pom — ra — rü —
sau — y — zahl

sind 11 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und

Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, die Namen zweier berühmter Film-Künstlerinnen nennen. Die Wörter bezeichnen:

1. Spiel, 2. biblische Person, 3. Beleuchtungsart, 4. Wasserfall, 5. Schlachtort, 6. versunkene Stadt, 7. Musikinstrument, 8. Märchengestalt, 9. unnützer Mensch, 10. Nachtvogel, 11. Viehhäuter.



Fridolins Lachkabinett

Kennt Ihr die urkomischen Lachkabinette mit den Zerrspiegeln, vor denen man sich schief lacht? Nach ihnen ist mein Lachkabinett benannt, das die lustigsten Geschichten und Witz enthalten wird.

„Also seht einmal her, Ich muß jetzt fort; ich lasse aber mein Auge hier, das wird auf eu' aufpassen, daß ihr inzwischen auch hüt' fleißig seid!“ — Als M. zurückkommt, find die Regler auch erfreulich fleißig gewesen.

Am nächsten Tage wird Oberleutnant M. wieder abgerufen; wieder läßt er sein Auge zurück, hält eine schöne Rede und geht fort. — Als er zurückkommt, sieht er schon von weitem, wie alles in tiefstem Schlummer liegt, und es keinem der Mohren einfällt zu arbeiten. Wie er näher kommt und nach seinem Auge sieht, — da hat ein erfindungsreicher Mohr einen alten Hut darübergedeckt.

*

„Kannst Du mir sagen, was der dicke Verkäufer im Schokoladengeschäft wiegt?“

„Nein!“

„Na, Konfekt!“

*

Die Mama klagt beim Abendbrot über die teuren Preise für Brennholz.

Da sagt der kleine Peter: „Na, wozu kauft Ihr's denn überhaupt erst. Ihr steckt's ja doch bloß in den Ofen.“

*

„Der Eisbär kommt nur in der kältesten Zone vor. Warum lebt er nicht in wärmeren Ländern, Karl?“

„Weil er da schmilzt.“

Afrikanischer Schwank

von Oberst Dr. Ernst Nigmann.

Das Glasauge.

Einer unserer ältesten und vortrefflichsten Afrikaner war der Oberleutnant v. M., der schon in seinen ersten afrikanischen Jahren auf Expedition ein Auge verloren hatte und ein Glasauge trug. Ihm war die Einrichtung eines Postens übertragen worden in einer Landschaft, die erst erschlossen werden sollte. Tatkräftig begab er sich zunächst an den Bau des Postens. Da die Eingeborenen der Landschaft eben noch sehr zurück waren, zahlten sie auch noch keine Steuern; ihren Verpflichtungen gegen den Staat kamen sie durch „Steuerarbeit“ nach, d. h. jeder männliche Eingeborene arbeitete etwa acht Tage am Bau des Postens mit.

Eines Tages arbeiteten die braven Mohren unter M.'s Aufsicht wieder treu und redlich am Bau des Postens, als M. abgerufen wird. — Er nimmt sein Glasauge heraus, legt es auf eine niedrige Mauer und sagt zu den Mohren:



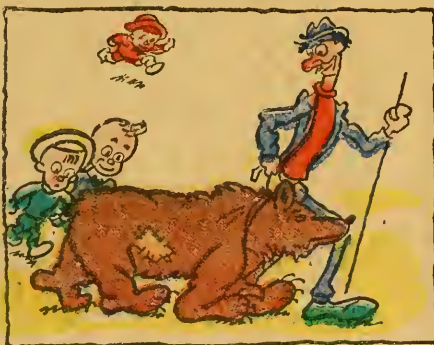
Laatsch und Bommel



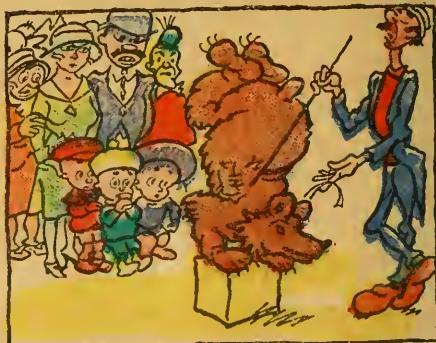
1. Laatsch und Bommel — beide hell
Geh'n erfreut ein Bärenfell.



2. Schon gekauft, wird Laatsch verummt.
(Laatsch hat ja schon oft gebrummt.)



3. Solchen Gang auf allen Vieren
Siehste nur bei echten Tieren.



4. „Ah,“ hört man begeistert stammeln,
Bommel denkt ans Zellersammeln.



5. Aber Fox, der ihm mißtraut,
Untersucht die Bärenhaut.



6. Laatsch entlätscht mit Angstgestammel,
Selbst der Bommel hat 'nen Bammel.

Fortsetzung folgt in 14 Tagen

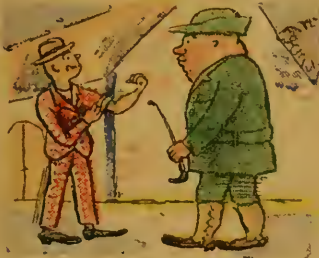


HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORT, SPIEL, SPASS UND ABENTEUER

Benjamin Pampe, der alle 14 Tage einen neuen Beruf sucht!

Nun will er Landwirt werden.

Zeichnungen von Ast



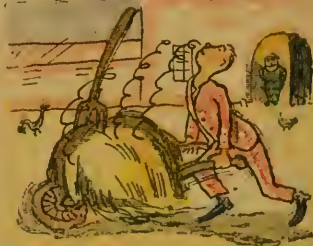
Gar schön ist der Beruf als Landwirt,
Weil Körperkraft da anerkannt wird.



Doch kaum fängt er zu mähen an,
Flieht alles diesen Senfemann.---



Glatt mäht er die Kartoffeln weg
Obwohl's nicht der Kartoffeln Zweck.



Zur Strafe fährt er nun den Mist,
Was Pampe äußerst peinlich ist.



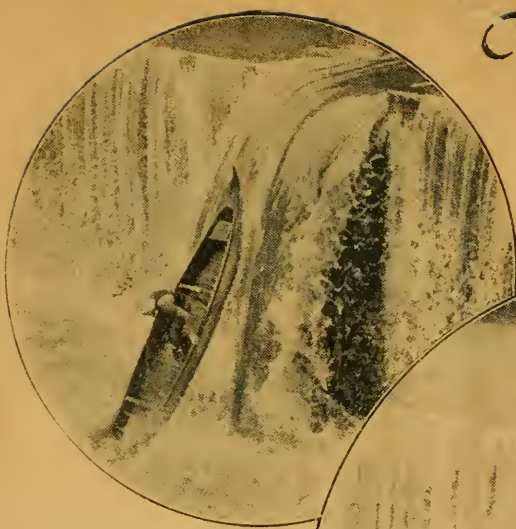
Doch als ihm's dann für Sechse schmeckt,
Ist man aufs ernstlichste erschreckt.



Beschleunigt muß er weiterzieh'n.
Nein, das war nichts für Benjamin!

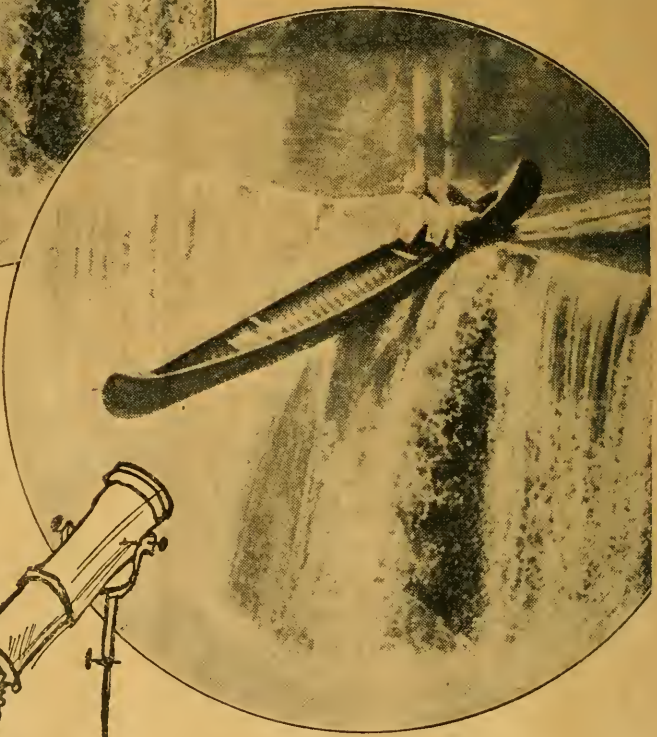
Fridolins

2. Flug auf der Erde



Ein kritischer Augen-
blick der waghalsigen
Kanoefahrt.

Hier zeige ich Euch
einen Mann, den ich in
Amerika sah: er fuhr in
einem Kanoë den viele
Meter hohen Wasserfall
des Fairmount - Parkes
hinaunter, ohne daß sein
Boot kenterte.



Im Kanoë über Wasserfälle.



Bei derartigen Kanoefahrten haben schon
viele Tollkühne ihr Leben verloren. So kürz-
lich erst ein Mann, der in einer Tonne den
Niagarafall hinunterzuschwimmen versuchte.
Die Tonne zerschellte, und der Leichtsinige
fand den Tod. Da ist eine

Jagd auf Krokodile

schon weniger lebensgefährlich. Krokodile
sind nämlich sehr feig und flink, wenn sie
verfolgt werden. — Die Eingeborenen banden
eine Ziege am Ufer fest, um das Reptil
herbeizulocken. Länger als eine Stunde um-
schlich das Krokodil die Lockspeise, ehe es
zupackte und so in die Hände der Ein-
geborenen fiel. Sie töteten es und spießten



Krokodilbraten, ein Lederbissen im ägyptischen Sudan.

es auf, um es zu braten. Krokodilfleisch ist nämlich bei ihnen besonders geschätzt.

Der Silberlöwe (Puma)

wurde von einem Cowboy beim Verzehren eines geraubten Kalbes überrascht. Da der Reiter kein

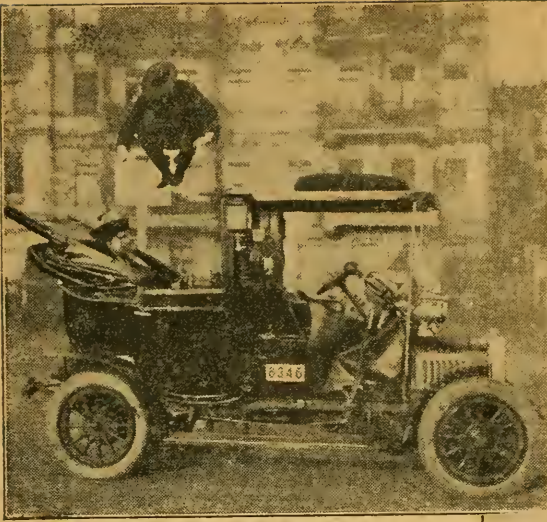


Dieser dicke Junge, der in Amerika lebt, wiegt 214 Pfund und ist erst sechs Jahre alt.



Fang eines Silberlöwen in Kanada mit dem Lasso.

Gewehr bei sich hatte, warf er ihm kurz entschlossen den Lasso über den Kopf. Als aber sein Gaul das Gewicht des Löwen fühlte — der Lasso ist am Sattelknopf befestigt — raste er sinnlos vor Angst davon. Der Cowboy flog aus dem Sattel. Das Pferd traf schweißbedeckt im Lager ein, hinter sich mit gespreizten Pranken, schleifend, und vom Lasso erwürgt, der Löwe.



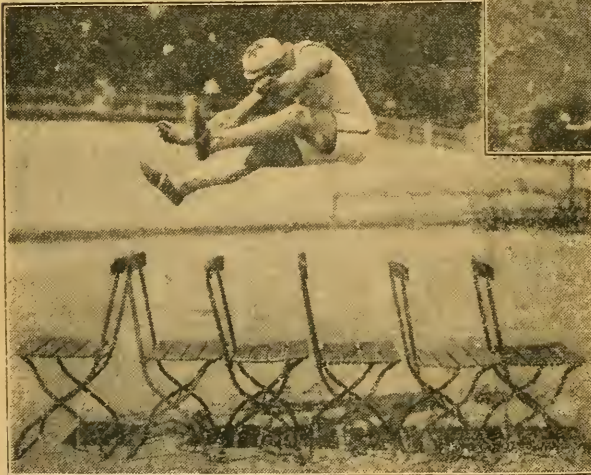
Sport

Es ist für einen guten Springer nicht schwer, 1,63 m oder 1,70 m hoch zu springen. Aber dann auch nur einen Zentimeter höher zu erreichen,

Verblüffende Sprungleistungen.

Der Artist Hattley, der über eine Automobildroschke springen kann.

macht ungeheure Schwierigkeiten. Man springt nicht hoch, wenn man einen langen Anlauf nimmt und dadurch Kraft verschwendet. Die amerikanischen Studenten, die die besten Springer sind, haben eine ganz andere Methode herausgefunden. Von wenigen Metern Abstand schleichen sie sich an den Sprungbänder heran, ducken sich und werfen dann mit ganzer Kraft das eine Bein hoch und ziehen das andere nach. Das alles geht natürlich blitzschnell. Der Weltrekord im Hoch-



Ein sehr schwieriger Weitprung über sechs Stühle.

Ein exotischer Sprungkünstler: Der Springer des Sultans Afinga aus dem Innern Afrikas, der über zwei Soldaten springt.

· sprung, ohne Sprungbrett natürlich, ist bisher 2,02 m. Der beste deutsche Springer, Pasemann, springt 1,92 m hoch. Im Weitprung mit Anlauf, aber ohne Sprungbrett, ist der Weltrekord 7,61 m, die deutsche Höchstleistung 7,29 m. Der deutsche Meister im Weitprung heißt Hornberger.



Der Kreiselstiegliege, eine neue Flugmaschine, von einem österreichischen Offizier erfunden, deren Propeller so angeordnet sind, daß man sich mit ihr senkrecht in die Luft erheben kann.

Der Kreiselstiegliege wird in der Art wie unsere Fesselballons hochgelassen. Die Maschine ist mit Seilen auf dem Erdboden verankert. Sie besitzt fünf Propeller, von denen sich zwei wagerecht unter dem Aussichtsturm

befinden, in dem fünf Menschen Platz haben. Die übrigen drei Propeller sind senkrecht darunter eingebaut. Die herabhängenden Beutel unter dem Gestänge werden als „Landungspuffer“ benutzt.



Beim Wüstendoktor Mungo:

„Sagen Sie mal, A' — — —“

„Nein — — —“

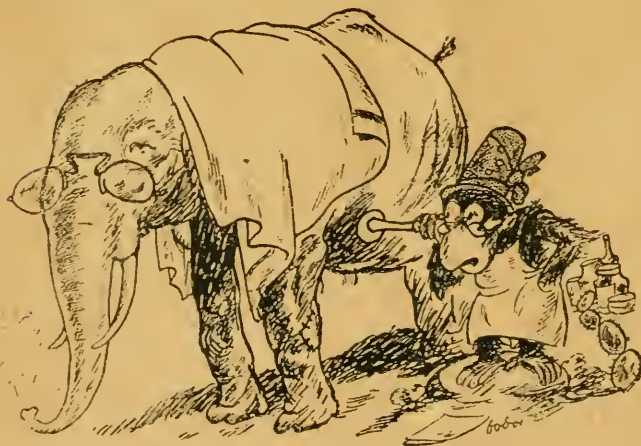
„Ja, Sie haben eine zwei Meter lange Halsentzündung. Ein paar Widelgamaschen um den Hals und ordentlich gurgeln!“

Der Wüstendoktor Mungo

hat alle vier Hände voll zu tun. Täglich kommen neue Patienten. Neulich wurde er sogar zum Löwen gerufen. Da untersuchte sich Mungo erst selber sehr genau, ob er auch

nicht zu fett wäre. „Na, es geht,“ dachte er, „ich bin ihm sicher zu mager.“ Und machte sich auf die Beine. Unterwegs traf er ein Schaf, das ihm sein Leid vormerkte: es

habe die Drehkrankheit und sei seines Lebens überdrüssig. „Ihnen kann geholfen werden,“ meinte Mungo, hieß das Schaf mitgehen und schob es in die Höhle des Löwen hinein. „Ich habe die Medizin gleich mitgebracht, Majestät,“ sagte Mungo mit einer Verbeugung. Dem Schaf blieb kaum Zeit zum Blafwerden, da hatte es der Wüstenkönig schon von seinem Lebensüberdruß befreit. Ueberdies war er im Medizinnehmen äußerst gewissenhaft. „Wie oft



„Tief atmen, bitte — — — hm — — — ein verdorbener Magen. Aa ist ein nettes Erdbeben in Ihrem Bauch zu erwarten — — —“

soll ich die Medizin nehmen?" fragte der Büstentönig, und leckte sich den Bart. „Bis sie alle ist," erwiderte Mungo vorsichtig. „Und untersuchst Du mich gar nicht?" fragte der Löwe. Mungo blieb an der Tür stehen. „Majestät," meinte er, „ich seh's bis hierher: Ihr leidet an chronischer Magen- Erweiterung. „Uhah," gähnte der Löwe. Denn das wußte er selber. Aber Mungo glaubte, es sei ernst und war mit einem Sprung draußen.

„Petschaburi! Fünf Minuten Aufenthalt!"

Will der Reisende in Indien etwa von Kalkutta nach einer anderen größeren Stadt, so muß er sich auf eine lange Reise gefaßt machen. Die Entfernungen zwischen den einzelnen Städten sind dort viel größer, der Zug fährt langsamer als bei uns, und die Fahrt durch das gebirgige Land zwingt zu großen Umwegen. Doch ist dafür in den Zügen und auf den Stationen für die Bequemlichkeit der europäischen Reisenden gesorgt. Jeder Zug enthält ein Badeabteil, in dem man beliebig Bäder oder kalte Douchen nehmen kann. Durch eine besondere Vorrichtung werden die Fenster der Eisenbahnwagen beständig mit eiskaltem Wasser bespritzt, um die drückende Hitze möglichst zu mildern.



„Petschaburi! Fünf Minuten Aufenthalt!"

Auf manchen indischen Bahnhöfen stehen Barbieri bereit, die während des kurzen Aufenthaltes die Reisenden vom Bahnhof aus rasieren



„Du würdest mir einen großen Gefallen tun, wenn Du meine Frau abholtest,“ jagte Schmitz.

Der Wettlauf mit der Tigerschlange

Ein indisches Abenteuer von Friedrich Otto

In Hinterindien gibt es viele Reismühlen, aber die größte und schönste von allen hatte eine Zeitlang ich zu betreuen, zwar nicht als Direktor, wohl aber als Nachtwächter. Die Mühle hieß weit und breit der „Weiße Elefant“, so groß und so staubig war sie. Sie hielt in jeder Beziehung den Rekord, besonders was den rauschenden Katerlakenstrom betrifft, der sich allnächtlich aus der Tiefe erhob und zur Mühle aufmachte. Ich habe diesen Strom des Ekels so manchemal barfuß durchwaten müssen... Auch die Grillen und die Geister wurden in unseren heißen Nächten lebendig. Die Grillen tobten wie ein Chor von Eisenfeilen, und die Geister trieben so lange allerlei Unfug, bis eine hohe Kommission aus England bei uns erschien, um Röntgenaufnahmen von den Gespenstern zu machen.

An jedem zweiten Sonntag war ich ein freier Mann. Ich wusch mich dann und ritt zwei Stunden weg von unserem Kaverisluß bis nach Kumbhakonam, wo mein Freund Waldemar Schmitz eine Palmenplantage angelegt hatte. Hier war ich trotz meines Unglücks in Neu-Guinea, wo mir ein Aufstand die eigenen Plantagen vernichtet hatte, ein gern gesehener Gast, denn die Deutschen im Auslande halten dann erst recht zueinander, wenn einem von ihnen ein unverschuldetes Unalück widerfährt.

Schmitz hielt nicht viel vom Reis, erntete aber auch nicht viel von seinen Palmen, vermutlich, weil er seine Gärten unmittelbar an den Urwald gelehnt hatte, der einer auf die Erde gesunkenen grünen Gewitterwolke glich, die alle Tage neues Unheil über seine Anlagen ausgießte. Affen, Tiger, Elefanten, Insekten, Unkraut, Krankheiten und Schlangen gehörten zu den Bosheiten, mit denen die Natur ihn bedachte. Wir sprachen oft von ihnen.

„Ich fürchte mich keineswegs vor Schlangen!“ meinte Schmitz, als ich bei ihm trat, „sie sind nur halb so schlimm als sie lang oder giftig sind, aber meine Frau kann sie nicht riechen und ist heute wieder beim Nachbar auf Kuckuckshöh... Du würdest mir einen großen Gefallen tun, wenn Du ihr ein wenig entgegengingest. Ich werde unterdes die Bowle ansehen!“

Natürlich ging ich Frau Schmitz entgegen. Dreiviertel Mond! Hier und da Leuchtkäfer. Die Grillen lärmten wie Kesselschmieden. Nach einer Viertelstunde kam mir schon Frau Schmitz mit ihrer Dienerin entgegen. Ich bot ihr den Arm, und wir schickten die braune Gestalt zwanzig, dreißig Meter voraus, bis sie außer Hörweite war, denn es gehörte zu meinen Besucherpflichten, sie über das „Stromgerede“, wie wir unseren Tropenflatsch nannten, auf dem Laufenden zu halten.

Mitten in meinen Bericht pläzte ein furchtbarer Schrei. Er rührte von der Dienerin her, die wir einen Riesensprung machen sahen, der ihr in irgendeinem Stadion der Welt den Rekord gesichert hätte.

Frau Schmitz blieb stehen und sagte erregt: „Eine Schiange!“ und zeigte dabei auf einen ofenrohrdicken Gegenstand, der vor uns bewegungslos über unserem Weg lag. Ich riet ihr, einen Umweg durch die Plantage zu machen. Die unbekannte Bestie würde zufrieden sein, wenn sie einen von uns im Auge behalten könnte. Doch die Schlange

durchkreuzte den Schlachtplan. Sie glitt nach derselben Seite vom Wege, nach der sie Frau Schmitz sich hatte seitwärts in die Palmen schlagen sehen. Aber ein Teil ihrer Schwanzspitze blieb unschlüssig auf dem Wege stehen, und als ich die Dame hundert Meter vor mir wieder auf den Weg zurücktreten sah, glaubte ich, in der Schlange kein weiteres Moment der Trennung mehr erblicken zu brauchen.

Ich ging auf die verdächtige Stelle los und hatte zunächst die Genugtuung, daß die Schwanzspitze den Weg völlig räumte. Ein



Gellende Schreie von Frau Schmitz verrieten mir, daß die Bestie sie erreicht haben mußte...

paar Meter weiter piff sie mich scharf an. Ich schoß los, durch ein nicht unbeträchtliches Gebrüll Frau Schmiß ebenfalls zu einer hohen Gangart anfeuernd. Ein heftiges Rascheln neben mir verriet, daß die Schlange die Dritte im Rennen bleiben wollte. Ich sah ihren, wie es mir in der Vertiefung zwischen den Palmenreihen vorkam, endlosen Körper müheles mitgleiten. Sie zischte erheblich, zog plötzlich schneller an, überholte mich spielend und eilte voraus, um sich Frau Schmiß näher zu betrachten. Es vergingen peinliche Minuten, ehe sich die Schlange wieder zu mir zurückbemühte. Offenbar war sie noch in der Auswahl der Opfer unentschlossen, falls sie nicht uns ungewohnten Menschen gegenüber von einer mystischen Neugier befallen war.

Aber diese rasende, zischende Schlange war kein Genuß, und der Abstand zwischen Frau Schmiß und mir verringerte sich zusehends. In wenigen Minuten hätte die Bestie sich in der Wälf ihrer Nachtmohzeit nach unseren äußeren Umrissen entscheiden können.

Gellende Schreie der Frau vor mir verrieten, daß die Katastrophe bevorstand. Ich hatte jede Hoffnung schon soweit aufgegeben, daß ich mit der Ruhe eines völlig Verlorenen im vollen Galopp die Schlange näher betrachtete. Meine Nerven verlangten wohl diese seltsame Art der Beruhigung, obwohl ich im Augenblick durchaus nicht mutig war. Denn ich war jetzt weder mutig noch feige, sondern überhaupt kein fühlender Mensch mehr und wartete auf den Seitenhieb der Schlange, dem ich nichts entgegenzuhalten hatte.

„Ich falle!“ schrie Frau Schmiß. Schrie? Es war mehr jenes tonlose und dennoch so weit hörbare ächzende Sprechen; das Grauen hatte sie völlig gepackt. Mir fielen keine tröstenden Worte ein, aber ich weiß nicht, welche verborgene Verknüpfung von Gedanken oder Empfindungen mich veranlaßte, plötzlich das Wort „Rettung“ zu brüllen. Die taumelnde Frau vor mir raffte sich wieder zusammen und ließ mit erneuter Kraft weiter, doch nur kurze Zeit. Wieder schien die Gestalt vor mir vornüberzusinken, und diesmal erlaubte ich mir, ihr neuen Mut durch eine Notlüge zu machen. „Es kommt Hilfe!“ schrie ich.

Die Schlange beantwortete meinen Ruf durch eine Bewegung näher zu uns heran. Sie schien eine endgültige Auslese getroffen zu haben, und wenn ich mich nicht irte, so

hatte sie Frau Schmiß als den besseren Bissen ausgesucht. Sie machte einen heftigen Sprung, ihr Körper schoß wie ein Speer durch die Stämme auf den Weg. Sie hätte ihr Ziel, die arme Frau vor mir, nicht verfehlt. Aber sie spielte wohl nach Schlangenart noch ein bißchen mit uns. Der zweite oder dritte Stoß mußte treffen, denn die Bestie glitt jetzt völlig auf unsern Weg.

„Rettung, Rettung!“ schrie ich. In der Ferne quollen Fackeln auf. Ein wohlbekannter, herrlicher Laut! Herr Schmiß auf seinem Motorrad? . . . Gefolgt von fackeltragenden Läufern . . . „Hurra, Hurra!“ Ich brüllte wie ein Amokläufer. Rechts und links setzten die Grillen freudig mit ein. Den Tod neben uns hatte ich schon ganz vergessen, und als ich wieder zu Boden sah, war der furchtbare Streifen spurlos verschwunden. Der Instinkt der wilden Tiere ist unübertrefflich. Die Schlange war weg und floß jetzt sicher schon querab durch die Plantage, um sich allen Weiterungen zu entziehen.

Das Motorrad schoß heran. Die Fackeln folgten dichtauf. Herr Schmiß riß seine Frau an sich. Die Fackelträger schlossen einen Kreis um uns. Die arme Frau schluchzte ganz matt, und ich wischte mir den Schweiß von den Händen. Mein Freund war im ersten Augenblick sehr erregt: „Du Esel, Du verdammter, warum hast Du die Käte so erschreckt?“ schrie er mich an. Ich konnte mir diese Wendung nicht ganz erklären, schwieg aber und folgte den andern bestürzt und beschämt in einiger Entfernung.

Wir langten am Hause an und ich setzte mich allein und still neben die Bowle, da das Ehepaar sofort im Innern der Villa verschwunden war. Aber nach einer Minute kam mein Freund allein zurück, drückte mir die Hand und meinte: „Ich danke Dir. Du hast Käte das Leben gerettet. Entschuldige meine Bemerkung von vorhin. Käte hatte mir im ersten Schreck gesagt: Keine Schlange! Keine Schlange! Sie meinte wohl, daß sie keine Schlange mehr sehen wolle. Ich glaubte aber, Du hättest sie bloß ins Bodshorn gejagt!“ —

Die Geschichte ging auch übrigens durch die Zeitungen. Ein Journalist war sogar in der Lage, das Ungeheuer genauer zu beschreiben. Er nannte sie Tigerschlange oder Python molurus, und ihre Beschreibung stimmte auch mit meiner Beobachtung überein. Nur eins enttäuschte mich in seinem Bericht. Er meinte, diese Pythonide würde nur 6—8 m lang. Ich hatte sie aber auf wenigstens 20 m geschätzt.



Steine, die vom Himmel fallen:

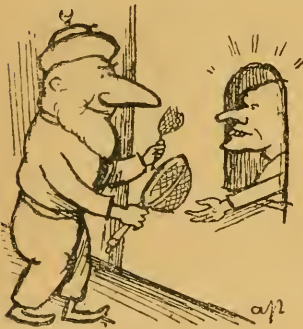
Ein Riesenmeteor, der von Staubregen und Donnerschlägen begleitet, in Australien niederging und mehrere Häuser mit sich in die Erde riß.



Ein erstaunlicher Verwandlungskünstler: der vierjährige Hund Fog,
Fog als alte Dame.



Fog als Verteidiger.



„Während Euer Sieb bei mir war,
hat es gejunzt,“ sagte Nasreddin.

I.

Das Sieb und sein Junges.

Nasreddin benötigte eines Tages ein Sieb. Da er jedoch keines hatte, ging er zum Nachbar und bat ihn, ihm das seine zu leihen. Er bekam es auch. Nach einer Woche brachte er es zurück, bedankte sich schön für die Gefälligkeit, zog dann noch ein kleineres Sieb hervor und sagte:

— Und hier ist das andere.

— Welches andere?

— Ja, wißt Ihr, Nachbar, während das Sieb bei mir war, hat es gejunzt. — Da habe ich nun auch das Kleine gleich mitgebracht, denn schließlich gehört es doch Euch!

Die Schwänke Nasreddins

Nasreddin ist der orientalische Eulenspiegel, dessen Streiche so lustig sind wie die unseres lieben Till.

Da nahm der Nachbar das kleine Sieb voll Freude in Empfang.

Kurze Zeit darauf bat sich Nasreddin wieder einmal das Sieb aus. Und der Nachbar ließ es ihm

wieder — warum sollte er auch nicht, wo er es *neulich* doch vermehrt zurück erhalten hatte! Geduldig wartete der Nachbar darauf, daß Nasreddin es wiederbringe.

— Na, — dachte er nach geraumer Zeit — ich will doch sehen, was mein Sieb da macht. — Und nachdenklich schritt er hinüber zu Nasreddins Pforte. Nasreddin empfing ihn herzlich und lud ihn zum Sitzen ein.

Der Nachbar dankte ebenso herzlich und setzte sich.

Aber dann konnte er seine Ungeduld nicht länger bezwingen und fragte:

— Na, und was macht mein Sieb?

Nasreddins Miene wurde ganz traurig.

— Oh, oh, — sagte er kopfschüttelnd, — das ist leider gestorben.

— Was? — schrie ihm der Nachbar entgegen, — gestorben? Wie kann ein Sieb denn sterben?

— Oh, wenn ein Sieb jungen kann, so wird es doch gewiß auch sterben können, — verkündete weisheitsvoll Nasreddin.

(Weitere Geschichten von Nasreddin folgen.)



der allabendlich in einem Theater in lustigen Masken auftritt.

Fog als Richter.



Fog als Husar.

Aus Onkel Toldis Witzkiste

Was die Riesendame erlebte

Eine Riesendame, die das Glück hatte, 2 Meter 50 Zentimeter groß zu sein — denn sie verdiente sich damit ihr Brot im Panoptikum —, wollte auch einmal in ein Theater gehen. Sie kaufte sich also einen Sitzplatz im Parkett.

Als der Vorhang hochging, riefen die Leute, die hinter ihr saßen: „Hinsetzen, hinsetzen!“ Denn sie ragte mit ihrem Oberkörper über die andern Zuschauer hinaus.

Schließlich wußte sie sich keinen Rat und stand daher auf, um wieder wegzugehen. Da schrie ein Zuschauer von hinten empört: „Du klettert die Person noch noch uff de Bankel!“

Eines Tages machte die Riesendame einen Ausflug nach einem benachbarten Dorf. Da kam sie an einem zwei Meter hohen Bretterzaun vorbei, und weil sie den Weg nicht genau wußte, beugte sie sich über den Zaun und fragte einen Mann, der in dem Garten hinter dem Zaun arbeitete: „Ach lieber Mann, können Sie mir nicht sagen, wie ich hier nach Bickelbach komme?“

„Jawohl, meine Dame,“ rief der Gärtner, „reiten Sie immer jeradeans!“



Fridolin erzählt eine Geschichte, in der kein „f“ vorkommt.

Ihr werdet vielleicht bemerkt haben, daß mein Name „Der heitere Fridolin“ kein „f“ enthält. Ich lispelte nämlich ein wenig, und darum ist es mir angenehm, wenn ich mich überall ohne anzustoßen vorstellen kann. Hier erzähle ich Euch eine gruselige Geschichte, in der trotz des Gruselns kein „f“ vorkommt.

Ein junger Mann wartete an einem Abend im letzten Neumond hinter einem Torbogen auf vorübergehende reiche Leute, denn er

hatte kein Geld mehr, nicht einen roten Pfennig, und da er die vergangene Woche kaum ein Krümchen Brot verzehrt hatte, war ihm der wilde Gedanke gekommen, durch einen Ueberfall auf einen vorübergehenden Mann oder vielleicht auch auf eine Frau einige Münzen Geld zum Unterhalte zu erlangen.

Wie er noch wartete, kam ein Mann um die Ecke, und da der Verzweifelte die Hand heben wollte, um den Vorübergehenden zu bedrohen und ihm Geld abzufordern, erkannte er, wenn er zu berauben, vielleicht gar zu töten im Begriff war: nämlich den eigenen Vater, der ihn vor Jahren wegen lieberlicher Vergehen davongejagt.

Da der Weg jedoch dunkel war und der Vater ihn nicht erkennen konnte, vielmehr nur einen Mann bemerkte, der in drohender Haltung den Arm gegen ihn hob, griff er flink in den Rock nach dem Revolver, richtete ihn auf den Unbekannten und rief: „Lumpenhund, vielleicht gar mein eigener — —“ Aber er wagte doch nicht, einen derart fürchterlichen Gedanken zu denken, der eigene Nachkomme könne wie ein Wegelagerer den eigenen Vater durch Zufall im Dunkeln überfallen. Darum tat er nur, wie jeder andere in gleichen Augenblicken verfahren: den Finger am Hahn der Waffe, hielt er den gefährlichen Wegelagerer in genügender Entfernung, drohte abzubücken, wenn der andere nicht augenblicklich davonlaufe.

Der junge Mann aber, dem während der letzten Augenblicke alle verzweifelten Minuten einer verfehlten Laufbahn durch den Kopf gegangen waren, erkannte plötzlich, wie wenig Zweck ein Leben hatte, wenn man derart vollkommen konnte, dem eigenen Vater im Dunkel einer Nacht Geld oder Leben abzufordern. Darum rief er: „Drück nur ab auf Deinen eigenen — — —“

„Halt!“ rief ich, der ich eilig hinzuge laufen kam, „halt, nicht weiterreden! Die ganze Erzählung würde womöglich mit dem Unglück—buch—taben enden!“

*

Wer will mir eine ähnliche Geschichte erzählen, in der ebenfalls das „s“ vermieden ist? Für die drei hübschesten Einsendungen setze ich drei Preise aus: je ein schönes Buch nach eigener Wahl im Werte von je 50 Mark. Einsendungstermin bis 30. November 1921.

An die „Rätsel-Stube des Heiteren Fridolin“,
Berlin SW. Kochstr. 23.

Plaudereien mit meinen Lesern

Paul C., Köln. Bis zum 5. November mußten alle Einsendungen auf mein Preis spiel in Nr. 1 „Wieviel Wörter lassen sich aus meinem Namen „Der heitere Fridolin“ bilden?“ in der Rätselstube eingelaufen sein. Das Preis spiel scheint nicht nur Dir großen Spaß gemacht zu haben, denn schon am Tage meiner Ankunft auf der Erde kamen am selben Abend noch Stöße von Einsendungen. Aber sei unbesorgt, es kommt nicht darauf an, wer der Erste ist, sondern, wer die meisten Wörter findet! Das Ergebnis, auf welche Einsendungen die zehn Bücherpreise fallen, werde ich bestimmt im nächsten Heft mitteilen, das auch wieder eine neue Preisaufgabe bringen wird. Von Fridolins Preisaufgaben werden bald alle Leute reden.



Versehene Wirkung.

Will mich einer mit was „ä“,
Ruf ich: Fort aus meiner Näh!
Will er aber mich mit „u“,
Höre ich ihm gerne zu.

Geographischer Witz.

Ich kenn' eine Stadt im Deutschen Reich
Mit seltsamer Geographie:
Sie liegt an 'nem Nebenfluß des Rheins
Und doch geht die Elbe durch sie.

Sport-Silbenrätsel.

Aus den Silben: ath — bahn — de —
del — demp — eis — eis — flo — ge —
geln — golf — gürl — le — leicht — lo —
nen — nie — o — pel — pfer — po —
ren — ren — rett — rie — ro — schwimm —
schlag — schlit — se — sex — spiel — ten —
tel — ter — tik — tor — turn — wäch

sind 14 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen einen guten Rat des heiteren Fridolin an seine jungen Freunde ergibt. Die Wörter bedeuten:
 1. Sportliche Veranstaltung. 2. Sportwaffe.
 3. Sportart. 4. Sportplatz. 5. Nasensport.
 6. Sportabteilung. 7. Berühmten Voger.
 8. Wintersport. 9. Verbotenen Voghieb.
 10. Hilfsmittel zur Erlernung eines Sportes.
 11. Ballspiel. 12. Berühmten Autofahrer.
 13. Sportgerät. 14. Teilnehmer am Fußballspiel.

Auflösungen der Rätsel aus Nr. 1.

Silbenrätzel.

Henny Porten — Aita Nielsen.

Halma — Elias — Nachtlcht — Niagara
 — Opern — Pompeji — Oboe — Rübezahl
 — Taugenichts — Eule — Nashorn.

Rätzel.

Doppelsinn: Scholle.

Rätzel.

Zusammengesetzt: Trommeljess.

Fridolins Lachkabinett



„Kann Dein Brüderchen schon sprechen?“

„Nein, Onkel, das braucht er auch nicht. Wenn er bloß schreit, bekommt er schon alles, was er will.“

*

„Was brüllt denn der Hans so?“

„Ach, der ist in den Marmeladeneimer gefallen, und nun lecken ihn seine Geschwister ab.“



Elschen: „Rate mal, Frizchen, was es heute zu Mittag gibt. Es fängt mit „R“ an.“

Frizchen: „Rindfleisch?“

Elschen: „Nein.“

Frizchen: „Rüben?“

Elschen: „Nein.“

Frizchen: „Na, was denn?“

Elschen: „Erbsen!“

*

„Was sind denn das für hübsche Silberbecher?“ fragte ein Mann im Goldschmiedeladen.

„Das sind Rennpreise.“

„So, so,“ sagte der Mann bedächtig und wog den schwersten Pokal in der Hand. „Dann werde ich mit dem hier mal rennen —“ stieß die Tür auf, nahm den Rennpreis und rannte davon.



Wer kann einen Satz bilden aus zwei Eiern, einem bekannten Komponisten und einer Frau? — — —

Das ist doch sehr einfach: „Ei, ei, Frau Schumann!“

*

Herr Sauerkraut stellt sich Herrn Meyer vor, der sehr schwerhörig ist. „Meine Name ist Sauerkraut.“ — „Wie?“ schreit Herr Meyer. „Hau?“ — „Nein, Sauerkraut!“ „Kranke?“ — „Zum Ruckuck, Sauer — kraut!“ „Ha, ha“ — lacht Meyer schallend los — „wissen Sie, was ich jetzt verstanden habe? ha, ha — Sauerkraut!“





Laatsch und Bommel



Gern schmaust man in Waldes-
ruh.
Ungern aber schaut man zu.



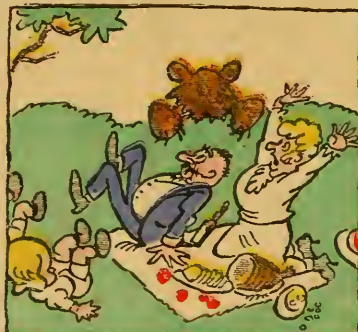
Selber essen — das macht fett.
„Bommel, Mensch, wie kriecht
man det??“



„Laatsch, nu nimm det Fell und
lauf!
Binde den'n Bären auf!“



Im gewohnten Waldbrevier,
Ahnt man kaum ein Bären-tier.



„Nu, ein Waschbär! Kinder!!
Mann!!
Hillfseeh! Rette sich, wer kann!“



Alles flieht und läßt allein
Eier, Schinken, Wurst und Wein.



Ja, von sowas wird selbst satt,
Wer 'nen Bärenhunger hat.



Bommel sitzt, ins Grün gestreckt:
„Laatsch, mein Sohn, det hat
jeschmeckt!“



Doch schon naht die Polizei,
Aus ist's mit der Schlemmerei.

Fortsetzung in 14 Tagen.



HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORT, SPIEL, SPASS UND ABENTEUER

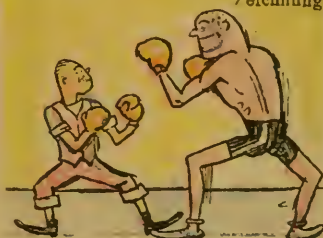
Benjamin Pampe, der alle 14 Tage einen neuen Beruf sucht!

Setzt versucht er es als Boxer.

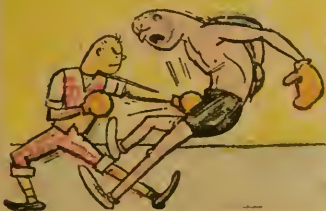
Zeichnungen von Ast



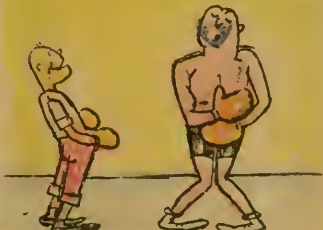
Mit Mut und Hoffnung im Gesicht
Nimmt Pampe Boxkampf-Unterricht.



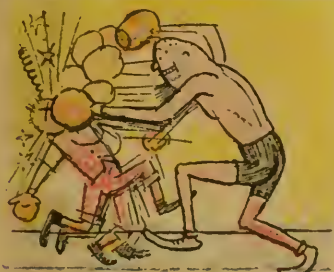
Der Anfang ist durchaus vergnüglich,
Und Benjamin hält sich vorzüglich.



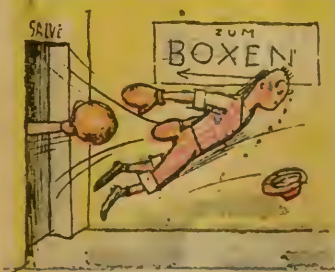
Auch wird er dreist und offensiv,
Sein Schlag sieht kräftig, nur zu tief.



Ihm scheint das schön, dem Boger böse.
Zu heftig schmerzt ihn das Gefröse.

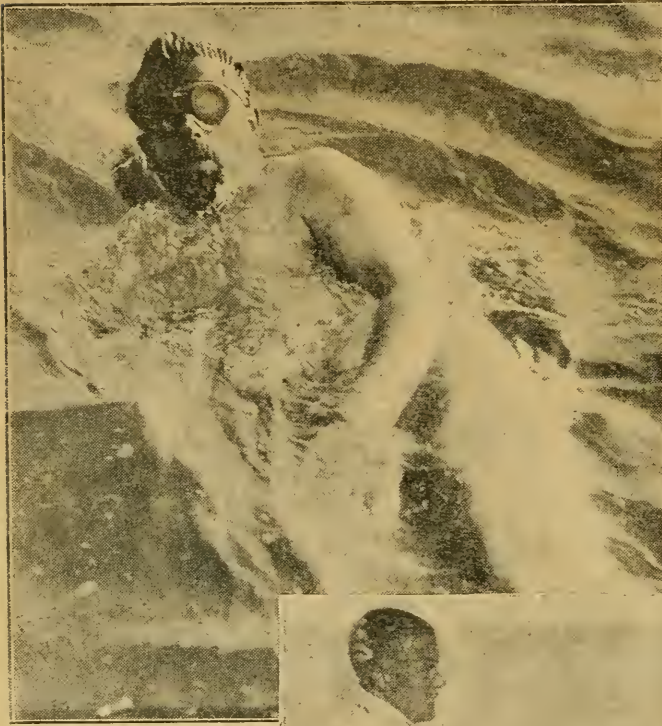


„Dies, lieber Sohn, der Gegenstoß!“
Rann? denkt Pampe, was ist los?



Beischleunigt muß er weiterzieh'n.
Auch das war nichts für Benjamin!

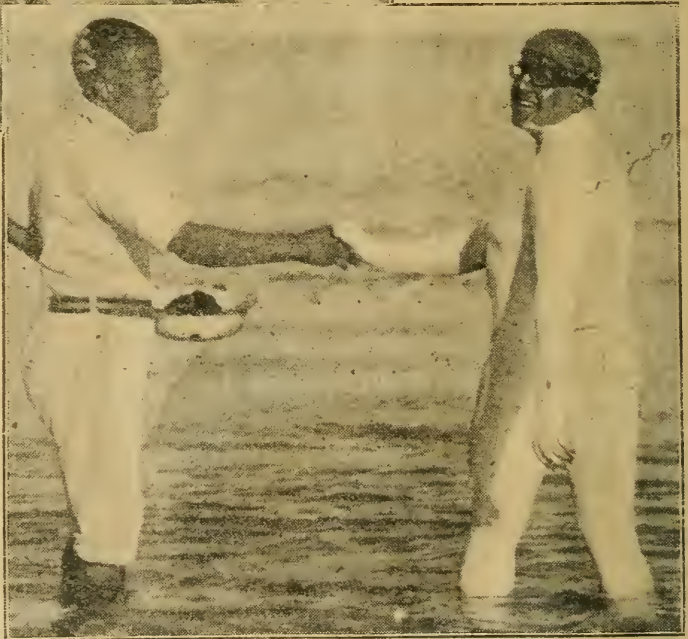
Wer kann den Kanal durchschwimmen?



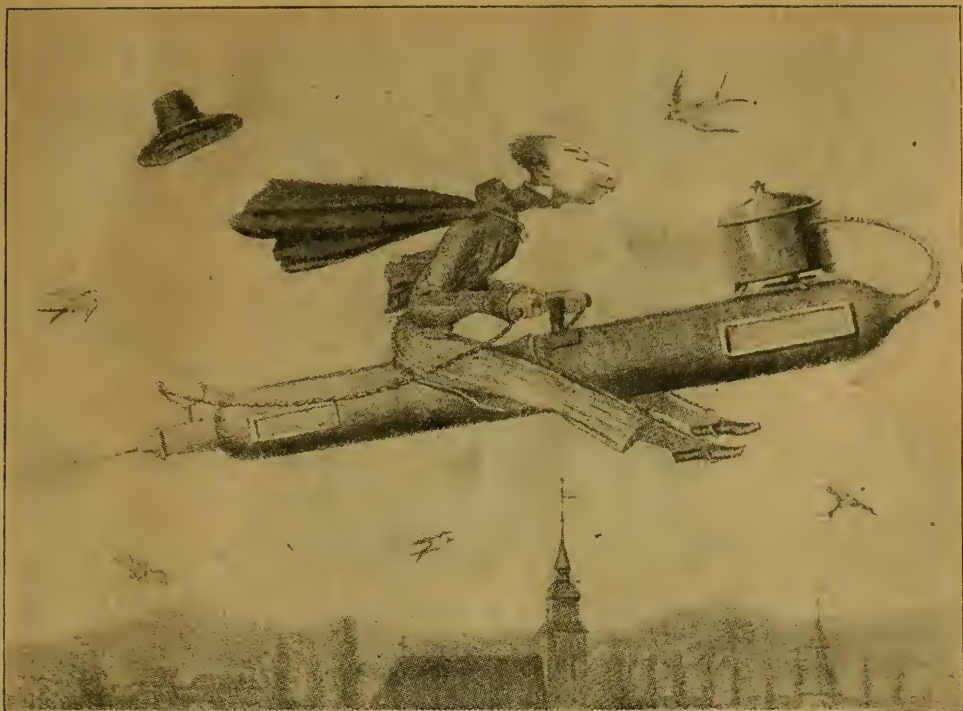
Der Engländer William Bourges, dem es im Jahre 1911 als einzigem gelang, die Riesenleistung des Kapitän Webb — das Durchschwimmen des Ärmelkanals in 23 Stunden — zu wiederholen.

Frage. Webb, der einer der vorzüglichsten Schwimmer jener Zeit war, vollbrachte mit seinem Wagnis eine Leistung, die bis heute erst ein einziger Mensch wiederholte: der Engländer William Bourges, der im September 1911 zum zweitenmal den Kanal schwimmend durchquerte, nachdem er jahrelang mit vielen

Seit Jahrzehnten ist es das Ziel aller ehrgeizigen Schwimmer, den Kanal zwischen Calais und Dover zu bezwingen. Kapitän Webb war der erste, dem im Jahre 1875 diese Riesenleistung in 21 Stunden 30 Minuten gelang. Bis dahin hatte man das kühne Wagnis als undurchführbar, ja für Selbstmord erklärt, denn es handelte sich nicht nur darum, eine Strecke von 33,5 Kilometern zu durchschwimmen, auch die Ueberwindung der im Kanal herrschenden Strömungen, der Flut und Ebbe kam in



Der Kanalschwimmer Wolffe, der zweimal $1\frac{1}{2}$ km vor der englischen Küste den Versuch erschöpft aufgeben mußte, kurz vor dem Abschwimmen, nachdem er von seinem Trainer eingefettet ist.



Ein Vorgänger des Flibolin aus dem Jahre 1850:
Wie unsere Vorfahren sich damals eine Flugmaschine dachten.

anderen und allerbesten Schwimmern sich an der Aufgabe, die Webb gelöst hatte, versuchte. Ein Engländer namens Holbein hat ebenso wie Bourges viele Male den Kanal durchschwommen, mußte aber stets — einmal sogar nur eine Meile vor der ersehnten Küste — das Unternehmen aufgeben. Auch Wollfe, einem sehr tüchtigen Schwimmer, ist zweimal der Versuch beinahe gelungen.

An dieser letzten Meile (eine englische Meile gleich 1609 Meter) wäre auch Bourges fast mit seiner geglückten Unternehmung gescheitert. Er erzählt, daß er sie nur unter den größten Schwierigkeiten zurücklegte. „Ohne die Ermunterung meiner Kameraden im Begleitboot und der Menschen, die am Ufer standen, hätte ich mein Ziel nicht erreicht. Ich fühlte mich am Ende meiner Kräfte, und zeitweise war mir, als ob mir das Herz stillstände.“ Drei Stunden brauchte Bourges, um diese letzten 1600 Meter zu bezwingen. Als er endlich das Land erreichte und man ihm die Hände schüttelte, begann er vor Aufregung zu weinen. Man legte ihn sofort ins Bett, wo er sieben Stunden schlief.

Schwerer als die Luft.

Was man einst vom Fliegen dachte.

Unser Bild, das aus dem Jahre 1850 stammt, läßt uns erkennen, was man vor nunmehr rund siebenzig Jahren, nämlich im Jahre 1850, vom Fliegen hielt. Man glaubte nicht an die Möglichkeit, daß sich der Mensch jemals in die Luft erheben könne, denn er war ja schwerer als diese, und auch jede Maschine, die er sich baute, mußte schwerer sein, also: Mensch und Maschine mußten nach jedem Anlauf oder bei jedem Versuch, sich in die Luft zu erheben, herabstürzen. Man dachte dabei an den biedereren Schneider Verblinger in Ulm, der die Sache schon einmal probiert hatte. Er hatte sich eine Art von Flügeln gebaut, und war damit von der Festungsmauer seiner Vaterstadt frisch und fröhlich in die Luft hinaus gesprungen. Diesem Absprung folgte aber sogleich der Absturz. Das war im Anfang des vorigen Jahrhunderts. Darf es uns da Wunder nehmen, wenn man um 1850 Bilder

zeichnete, die das Rutschieren durch die Luft verspotteten? Wir dürfen aber durchaus nicht glauben, daß wir selbst vor etwa fünfzehn Jahren noch viel klüger gewesen wären! Noch 1906 hielt man das Fliegen noch vielfach für ein Ding der vollkommensten Unmöglichkeit. Nur mit Hilfe einer Einrichtung, so glaubte man, die leichter war als die Luft, war es möglich, sich in diese zu erheben. Man war sich auch garnicht darüber klar, ob man wie der Adler mit ruhig ausgebreiteten Schwingen dahin-schweben konnte, oder ob man bei den Versuchchen zu fliegen in ähnlicher Weise wie die kleineren Vögel fortwährend mit den Flügeln schlagen müsse. Aber es kommt ja gerade im



Wie man im Jahre 1921 fliegt:
Kabine eines Groß-Flugzeuges.

technischen Leben vielfach ganz anders als man denkt, und schon manches ist möglich geworden, was man einst für vollkommen unmöglich hielt! So auch das Fliegen! Ums Jahr 1907 herum stellten sich die ersten Erfolge ein. Am 31. Dezember 1908 legten die Brüder Wright mit ihrem Flugzeug bereits eine Strecke von 123-Kilometern zurück. Und dann gab es kein Halten mehr: Fortschritt reihte sich an Fortschritt! Man hatte erkannt, daß sich unter den Tragflächen des rasch bewegten Flugzeuges die Luft verdichtet und so gewissermaßen ein Polster bildet, auf dem das Flugzeug ruht und vor dem Absturz bewahrt wird. Damit war das Problem „schwerer als Luft“ gelöst.

Zauberei und Abergläube



Der „Marabu“, ein afrikanischer Zauberer.

Wenn man an den jahrhundertelangen Hexenaberglauben in Europa denkt, der selbst gebildete Leute beherrschte, so erscheint es verständlich, daß bei den wilden Völkern noch heute an Teufel, Dämonen und Götzen geglaubt wird.

Der „Zauberer und Medizinmann“ spielt dort eine sehr wichtige Rolle. Selbst der Häuptling eines Stammes ist von seinem Medizinmann abhängig, weil auch er an dessen übernatürliche Kräfte glaubt. Die Europäer, die in das

Innere Afrikas reisen, haben es so sehr schwer, den Einfluß, den der Medizinmann auf die Angehörigen des Stammes besitzt, zu beseitigen. Und fast immer steht der Zauberer als heftigster und hinterlistigster Feind dem Europäer gegenüber. Denn er weiß ja selber nur zu gut, daß seine Künste ganz einfacher Hokus-fokus sind. In einer europäischen Kolonie im inneren Kongo hatte ein besonders mächtiger Zauberer, ein sogenannter „Marabu“, den die Eingeborenen wie einen Heiligen verehrten, und der nun um sein Ansehen sehr besorgt war, mehrere Häuptlinge gegen die Europäer aufgewiegelt. Er behauptete, den Weißen sei es unmöglich, ihn, den „Marabu“, zu fangen. Und wenn es geschehe, so würde er sich in eine Wolke verwandeln. Die Europäer schlugen zwar den Aufstand nieder, das wichtigste aber war der „Marabu“, den sie unbedinnet in ihre Hände bringen mußten,



Zauberei und Aberglaube:

Der Zauberer eines Negerstammes, ein sogenannter „Marabu“, der den aufständischen Häuptlingen seines Stammes erzählt hatte, er könne sich, falls er in Gefangenschaft der Weißen geriete, in eine Wolfe verwandeln. Die Europäer nahmen ihn gefangen und warteten nun ab, was mit ihm geschehen würde.

wenn sie ihr Ansehen bei den Negern nicht einbüßen wollten. Einem Trupp Soldaten gelang es auch, den Zauberer zu fangen. Und nun fand eine ganz sonderbare Versammlung statt. Die Europäer luden die aufständischen Häuptlinge zu sich, damit sie sich von der Machtlosigkeit ihres „Heiligen“ überzeugen

sollten. In der Mitte des Hofes saß der gefangene Marabu, im weiten Kreis herum die Eingeborenen mit ihren Häuptlingen. Alle warteten, daß sich der Marabu nun in eine Wolfe verwandeln würde. Aber nichts geschah. Damit war der Einfluß des Zauberers gebrochen und die Häuptlinge fügten sich.

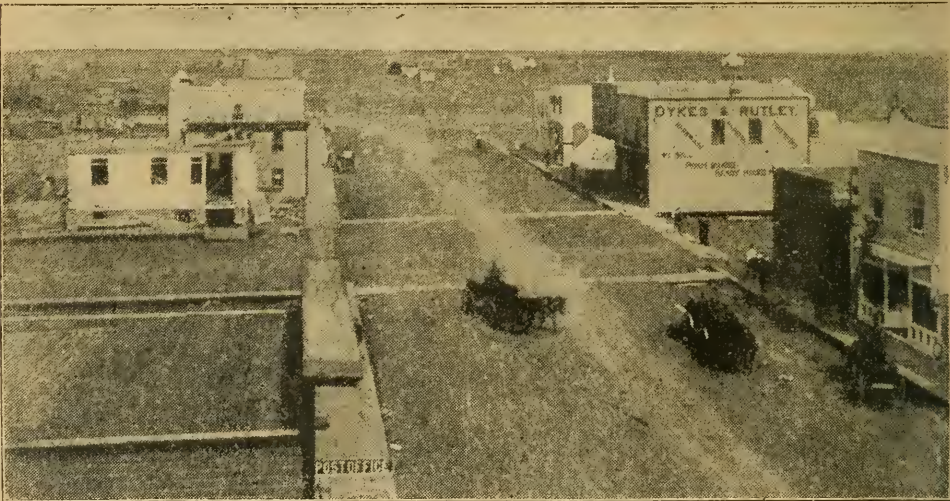
W I E E I N E S T A D T I N



Wie eine Stadt in Amerika entsteht: Der Grund und Boden der Stadt, auf der noch Büffel grasen.

Zuerst sind nur unendliche Weizenfelder-
ebenen da, auf denen verstreut die Farmer,
die Landwirte, wohnen. Um jede Lampe, um
jeden Rock müssen sie nach einer Großstadt
schreiben, die zwei Tage Eisenbahnfahrt ent-
fernt ist, und wenn das Paket kommt, müssen
sie es in eintägiger Wagenfahrt vom nächsten

Postamt abholen. Denn Dörfer wie bei uns
gibt es in Amerika fast gar nicht. Sind auf
den Weizenfeldern eines großen Bezirkes end-
lich genug Landwirte ansässig, um die An-
lage einer Eisenbahnstation und eines Post-
amtes für sie lohnend zu machen, dann wird
die „Stadt“ gegründet. In vierzehn Tagen



Nach vierzehn Tagen: Die ersten Holzhäuser.

A M E R I K A E N T S T E H T



Der wichtigste Teil der Stadt: Die werdende Bahnstation.

steht dann ein Holzverschlag mit der Aufschrift „Station“, ein zweiter mit der Aufschrift „Post Office“, und ein dritter für den Drugstore, die „Drogerie“, die Café und Geschäft für alles zugleich ist. Das ist der Anfang. Sogleich folgen Arzt und Apotheker, dann die City Hall, das Rathaus mit dem Versammlungsaal und der Bibliothek. Drei

Monate danach steht schon ein elendes Hotel, und an der Kirche wird gezimmert. Und dann wächst alles von selbst, es kommt die Bank, das Kino und die Straßenbahn. Wenn man nach zwei Jahren wiederkommt, schaukeln Bogenlampen über einem sehr belebten Boulevard. Das ist die Entstehung der amerikanischen „Stadt“.



Präriestadt, wie sie sich nach zehn Jahren entwickelt hat.

F Ü N F M I N U T E N

Eine sonderbare Geschichte

Hans kam an diesem Mittag sehr ausgelassen nach Hause. Wenn man so, wie er, mit einem blauen Auge davongekommen und doch nach Tertia versetzt war, obwohl man schon das Schlimmste erwartet hatte, durfte man wohl vernügt sein.

„Versetzt!“ schrie er schon beim Eintritt in die Wohnung in die Küche hinein. Seine Eltern bewohnten ein altes, aber sehr schönes Haus. „Also doch!“ rief die Köchin. — „Nicht weiter sagen,“ flüsterte Hans, „ich will sie beim Mittagessen damit überraschen!“ „Sie“ waren natürlich die Eltern.

Er lief schnell in seine Stube, um sich rasch die Hände zu waschen.

Als er das Zimmer betrat, war es voll Qualm. „Ach, diese Kamine,“ dachte er, ging quer durch das Zimmer, um das Fenster aufzureißen, aber schon auf dem Wege dahin fühlte er sich seltsam benommen, er schwankte, er wollte sich setzen — — Er wußte nicht, wie es kam: er lag plötzlich am Boden. „Der Kamin,“ dachte er, „der Kamin — — —“

Aus der Oeffnung sah er über Qualm und halberloschene Glut ein kleines Männchen klettern und auf sich zu eilen. „Na, Herr Tertianer,“ kicherte er, „also wirklich doch noch so mit durchgeschlüpft. Mein Vater, der König, weiß es schon. Du hast es ja vor lauter Aufgeblasenheit der Minna so laut in die Küche hineingeschrien, daß es bis zu uns hinunter schallte.“

Im nächsten Augenblick war das Männchen verschwunden.

Hans erhob sich schwankend. Was sollte das bedeuten? Er schlich auf das Kaminloch zu. Das Feuer

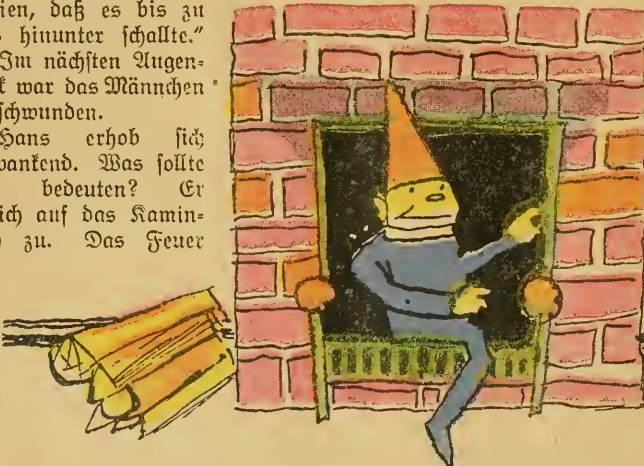
war zwar noch nicht ganz erloschen, aber man konnte den Kopf hineinstecken. Da sah er zu seiner Verwunderung, daß eine sehr bequeme Treppe in die Tiefe führte. Natürlich stieg er sie hinab, tappte einen dunklen Gang entlang und stieß gegen eine Tür. Sie öffnete sich sehr leicht, und nun stand er auf einem Platz, um den ringsum hohe Häuser wie Kaminshlote standen. Darüber wölbte sich ein kohl schwarzer Himmel.

Wie im Traum wandelte er durch die Straßen dieser seltsamen Welt. Er fühlte laut sein Herz klopfen, aber seine Neugier war größer. Er stieg eigentümliche Treppen hoch, überquerte Brücken, enge Gassen, ohne daß ihn jemand sah oder anhelt. Als er wieder so eine Treppe hinaufgestiegen war, sah er plötzlich einen riesengroßen Platz vor sich, den eine unübersehbare Menge von Gestalten füllte. „Nieder mit Edison,“ schrie die Menge, „nieder mit Edison!“

„Was ist passiert?“ fragte er einen Mann, der neben ihm stand. „Ach, mein Junge,“ entgegnete der mit trauriger Stimme, „denke Dir, dieser schreckliche Edison hat schon wieder eine Erfindung gemacht.“ — „Aber das ist doch —“ stammelte Hans. — — „Fürchterlich, nicht wahr?“ vollendete der Mann den Satz. „Stelle Dir vor: durch den Fleiß dieses einen Mannes kommen alle mittelmäßigen

Menschen immer mehr zurück. — Hoch die Mittelmäßigen!“ schrie der Mann plötzlich. „Hoch die Mittelmäßigen!“ schrie die Menge.

Hans stand ganz betroffen da. Wie? Ein Hoch den Mittelmäßigen? Nieder mit Edison? Dem berühmten



Aus der Kaminöffnung sah er ein kleines Männchen klettern und auf sich zu-eilen.



Haas lugte vorsichtig um die Ecke

amerikanischen Erfinder? In was für eine sonderbare Welt war er geraten?

Er schritt zögernd über den großen Platz durch die aufgeregte Menge und stand nun vor einem strahlend hell erleuchteten Hause,

aus dem viele hinaus- und hineinströmten. Er ging hinein und stand nun in einer Halle, deren Wände mit Namen und Daten bedeckt waren. Ganz verschüchtert las er: „Curie 1898“. Dahinter waren drei schwarze Kreuze gemalt.

In einer andern Wand stand in Riesenlettern:
„Die unangenehmsten Menschen der Erde:
Galilei

verriet das Geheimnis, daß die Erde sich dreht.
(wurde dafür gefangen gehalten)
Columbus,

der zufällig in Amerika landete
(wurde in Ketten gelegt).“

„Das ist ja sehr sonderbar,“ dachte Hans und schritt weiter. Aber als er nun immer neue Namen berühmter Männer an den Wänden las und stets in gehässiger Weise verspottet sah, mußte er doch unwillkürlich lachen. So feierte man also die Berühmten der Erde hier unten? Wenn er das in der Schule erzählte, lachte sich die ganze Klasse tot.

Eine Tür öffnete sich. Er schlüpfte hinein und stand in einem Lehrsaal, in dem alle Bänke von schlafenden Gestalten besetzt waren. Eine Gestalt vorn auf dem Katheder redete mit leiser, schläfriger Stimme: „— — — unser schlimmster Feind, liebste Schläfer und Schnarcher, bleibt doch für alle Zeiten Johannes Gutenberg, der unseren Feinden, allen fleißigen und wißbegierigen Menschen, die Kunst, Bücher zu drucken, verriet. Gegen Gutenberg ist selbst Marconi, der Verräter der drahtlosen Telegraphie, ein Waisentnabe. Ach, liebe Schnarcher und Schläfer, wir gehen finsternen Zeiten entgegen. Zu Oktober wurden wieder 15 pCt. Schüler mehr verseht, als im vergangenen April. Bedenkt, welche Folgen dies für unsere Schützlinge, für alle faulen und mittelmäßigen Kinder hat — — —“

Die Gestalt unterbrach plötzlich ihre Rede und starrte mit verkniffenen Augen auf Hans. „He!“ schrie er. „Hierher!“ Sofort war die ganze Gesellschaft lebendig, und Hans wurde nach vorn gestoßen.

Plötzlich rief der Kathedermann: „Ach, das ist ja bloß der Hans. Dem kann man vertrauen. Der würde, wenn er könnte, gern die Schule schwänzen.“

„Nein,“ schrie Hans und stampfte mit dem Fuß auf.

„Also dann zum König mit ihm,“ gebot der Kathedermann.

Der König lag in einem großen schneeweißen Saal unter einem Thron auf einem riesigen Sofa. Er hatte einen besonders großen Wasserkopf und gähnte, als er Hans erblickte.

„Drei Fragen sollst Du beantworten,“

sagte er müde. Tiefes Schweigen trat ein. „Wann,“ fragte der König, „wurde Franklin geboren?“

„1716!“

Eine riesige Schrift erschien über dem Thron: „Falsch! Schon 1706!“

„Gut,“ sagte der König. „Die zweite Frage: Wer erbaute die erste Lokomotive?“

„Newton!“ rief Hans.

„Nein!“ kündete eine andere Schrift. „Der verriekte George Stephenson (1825).“

Hans wurde blutrot vor Verlegenheit.

Der König sagte sehr gütig: „Ich sehe, mir scheint, daß Du doch einer der Unseren bist, die alle auf diese Dinge des Wissens keinen Wert legen. Aber die dritte Frage noch, lieber Junge: Wann wurden die Röntgenstrahlen entdeckt?“

Lautlose Stille trat ein.

„Das habe ich vergessen,“ flüsterte Hans niedergeschlagen.

„Bravo, Bravo, Bravo!“ schrie die Menge begeistert.

Der König stand auf. „Ich gratuliere Dir,“ sagte er gnädig. „Daß Du nach Tertia noch gerade so durchgekommen bist, schadet nichts. In Sekunda bleibst Du bestimmt sitzen.“

„Hoch, hoch, hoch!“ schrie die Menge.

— — — — —
Da schlug Hans zitternd die Augen auf. Aber erstaunt, verwundert, denn er lag auf der Veranda. Sein Vater, seine Mutter standen um ihn. „Er lebt!“ riefen sie.

„Was ist denn, was ist denn?“ stammelte Hans. Er fand sich noch immer nicht zurecht.

„Du hast eben eine kleine Kohlenoxydgasvergiftung überwunden. Ein Glück, daß wir Dich noch vor dem Essen im Zimmer aufsuchten, um Dir zu Deiner Versetzung zu gratulieren. Da lagst Du schon bewußtlos am Boden.“

„Ach Vater,“ flüsterte Hans, „ich bin leider nur gerade so mit durchgerutscht.“

„Wahrhaftig,“ rief die Mutter, „fünf Minuten später wäre es sicher zu spät gewesen.“

„Ach nein,“ meinte Hans, „ich meine nach Tertia.“

Die Eltern deckten ihn sorglich zu.

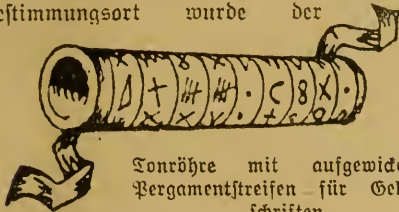
Hans schloß die Augen und fühlte sich glücklich, daß alles, was er eben erlebt, nur ein Traum war. —

Und zwei Jahre später ist er bei der Versetzung nach Sekunda nicht sitzen geblieben.

X · Δ · + # 8 × Δ C + ▽ * ·

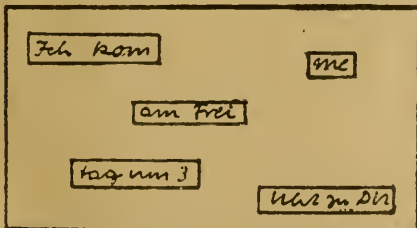
GEHEIMSCHRIFTEN

Der Wunsch, Nachrichten übermitteln zu können, die nur dem Eingeweihten verständlich sind, ist sicherlich schon sehr alt. Wir wissen, daß schon im Altertum Nachrichten auf die geschorenen Köpfe von Sklaven geschrieben wurden, die erst dann ihre Reise antreten durften, wenn die Haare so lang gewachsen waren, daß die Schrift unter ihnen verschwand. Am Bestimmungsort wurde der



Tonzröhre mit aufgewickelten Pergamentstreifen für Geheimschriften.

Sklave dann geschoren, und die Schrift konnte bequem auf der glattrasierten Kopfhaut gelesen werden. — Eine andere oft angewandte Geheimschrift war diese: Man stellte zwei Tonzröhren mit gleichem Durchmesser her, von denen der Absender und der Empfänger der Nachricht je eine erhielten.



Schiffrierblatt, dessen Ausschnitte nur den geheimen Inhalt des Briefes lesen lassen.

Auf diese Tonzröhre wurde ein Pergamentstreifen ganz eng und fest, Kante an Kante gewickelt, und die sich so bildende Schreibfläche wurde in der Längsrichtung beschrieben. Rollte man nun den Pergamentstreifen von der Röhre ab, so ergab sich ein Streifen mit unzusammenhängenden Buchstaben, den nur der Empfänger lesen konnte, der auf sei-

ner Tonzröhre mit dem gleichen Durchmesser den Pergamentstreifen aufrollen konnte.

Aber das Verbergen und Entziffern von Geheimschriften hat seit dem Altertum große Fortschritte gemacht, und man muß schon ein sehr sorgfältig überlegtes System anwenden, wenn man wirklich Sicherheit wünscht. Edgar Allan Poe hat einmal gesagt, daß menschlicher Scharfsinn sich keine Geheimschrift ausdenken kann, die menschlicher Scharfsinn nicht auch zu lesen vermöchte.

Wenn man z. B. die so geheimnisvoll aussehenden Zeichen am Kopf dieser Seite betrachtet, wird man bald entdecken, daß innerhalb dieser Reihe bestimmte Zeichen mehrmals wiederkehren, und zwar am häufigsten der Punkt. Man wird sich also sagen müssen, daß dieses Zeichen einen Buchstaben von besonderer Häufigkeit bedeutet. Im Deutschen ist nun „e“ einer der am meisten verwendeten Buchstaben, und wenn man den Punkt als „e“ erkennt, hat man bereits einen kleinen Schlüssel, der einem das Weiterarbeiten möglich macht. Nach und nach wird man auch die anderen Buchstaben ermitteln können und so erfahren, daß diese Zeile „Geheimschriften“ bedeutet.

Eine andere Art der Geheimschrift sind die Schiffrierblätter, die in beliebigen Abständen Ausschnitte haben. Diese Blätter legt man auf das zu beschreibende Papier und schreibt in die Ausschnitte den eigentlichen Text. Hebt man nun das Blatt auf, so ergeben sich Lücken, die man durch andere gleichgültige Worte oder Silben ausfüllt, so daß für den Uneingeweihten nicht erkenntlich ist, welche Silben gelesen werden sollen, und welche nur zur Füllung dienen.



„Tanzende Männchen“ — eine eigenartige Geheimschrift, deren Buchstaben durch verschiedene Stellung der Männchen bezeichnet sind.



Sport in Skandinavien:
Dänische Pfadfinder
beim Hudepad-Tau-
ziehen.

Sport

Der Motorradsport ist noch gefährlicher und aufregender als der Automobilsport. Das leichte Schwanken des Motorrades, die geringere Reibungsfläche mit der Fahrbahn und die große Schnelligkeit (bis zu 3 PS) bieten mehr Voraussetzungen zum Sturz als der Kraftwagen. Umso tollkühner ist das Wettfahren im Stehen auf dem Sattel, über das ein bekannter Rennfahrer abfällig schreibt: „Wer jemals dieses Sportkunststück mitgemacht hat, dessen Gelüste nach Abenteuern sind meistens für den Rest des Lebens befriedigt.“



Ein holzbrückerisches Motorradrennen in Kopenhagen, bei dem die Teilnehmer in voller Fahrt freihändig auf dem Sattel stehen.



Onkel Toldi erzählt an dieser Stelle seine ältesten, aber schönsten Witze.

Ein Herr ging mit seinem Hund an einem Feinkostladen vorüber. Foz schnuppert vor der Tür an einem Faß mit krabbelnden Hummern. Plötzlich beißt er zu und läuft mit einem Hummer davon. Der Ladenbesitzer sieht es, kauft heraus und ruft dem Herrn

Aus Onkel Toldis Witzkiste

nach: „Zum Donnerwetter pfeifen Sie doch Ihrem Hund!“ Darauf der Herr: „Pfeifen Sie doch Ihrem Hummer!“

*

In der Vorkriegszeit, als es noch Koks in Fülle gab, kam ein Hausierer auf den Hof eines Hauses und rief: „Koks, Koks! Wer kauft Koks?“ Aus dem zweiten Stock rief eine Stimme „Hier!“ Der Mann ging hinauf, eine Frau öffnete, bestritt aber, daß sie „hier“ gerufen hätte. Vergerlich zog der Mann wieder ab. Acht Tage später wiederholte sich der Vorfall, aber diesmal ließ sich der Mann nicht abweisen. Da fiel der Frau ein, daß ihr Papagei stets „Hier“ rief. Nun wurde der Mann sehr böse und drang in die Wohnung ein. Der Papagei flüchtete unters Sofa, der Hund fährt dem Mann an die Beine, und der Mann verfehlt ihm einen Tritt, daß auch er unters Sofa fliegt. Wie nun Hund und Papagei beide dort unten sitzen, fragt der Papagei den Hund: „Haben Sie denn auch Koks bestellt?“

*



Scherz-Rätsel.

In jeder Nacht das Letzte,
Das Erste jeden Tag:
Wer ist so zeitig munter,
Daß er's ergründen mag?

Doppelsinn.

Schreibe mich groß — und der leuchtende
Stern ist mit mir im Verein,
Schreibe mich klein — und nichts kann Dir
gleichgültiger sein!

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

au — ay — drei — gu — il — ke — kus —
ma — me — mes — mo — molt — new
— or — pheus — rie — ru — se — ser —

ster — ter — ther — tis — to — ton — u
— xer — xes — zir

sind 12 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, die Namen von drei Euch allen bekannten ungezogenen Jungen ergeben. Die Wörter bedeuten: 1. Werkzeug zum Schneiden. 2. Beförderungsmittel. 3. Persifchen Kötzig. 4. Republik in Süd-Amerika. 5. Berühmten englischen Naturforscher. 6. Schiff. 7. Berühmten preußischen Generalfeldmarschall. 8. Griechischen Sänger. 9. Fabelwesen. 10. Raubtier. 11. Wärmemesser. 12. Beliebter Vergnügungsort für Kinder.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 2.

Silben-Sport-Rätsel: „Pfleget den Sport.“

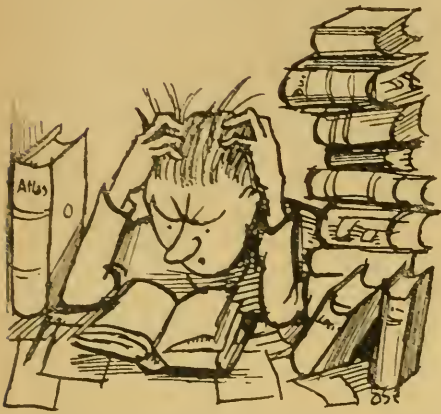
1. Pferderennen. 2. Florett. 3. Leichtathletik. 4. Eisbahn. 5. Golfspiel. 6. Turnriege. 7. Dampfisen. 8. Eisegeln. 9. Nierenschlag. 10. Schwimmgürtel. 11. Polo. 12. Opel. 13. Rodelschlitten. 14. Torwächter.

Rätsel: Verschiedene Wirkung.
belästigen — belustigen.

Rätsel: Geographischer Witz.
Heidelberg.

Meine Preisaufgabe aus Nr. 1

Wieviel Wörter lassen sich aus meinem Namen „Der heitere Fridolin“ bilden?



Fridolin bei der Prüfung der eingesandten Wörter.

Der heitere Fridolin könnte sich jetzt mit Recht der arme Fridolin nennen, denn grenzenlos ist die Arbeit, die er sich mit der Prüfung der eingesandten Lösungen aufgehalst hat. Kurz gesagt, er ist mit der Prüfung noch nicht fertig und kann die Namen der 30 Gewinner erst in nächster Nummer bringen.

Wer hätte geahnt, daß viele Schlauberger Wörter einschicken würden, die sie zweifellos nur aus Büchern mühsam festgestellt haben können? Wörter, die kein Mensch kennt und bei denen auch Fridolin erst dicke Bücher wälzen mußte, um zu prüfen ob sie richtig sind. Natürlich waren die meisten gerade von diesen Wörtern richtig, denn wenn sie aus Büchern stammen, wie werden sie da falsch sein? Aber falsch waren viele andere! Einem, der 702 Wörter geschickt hat, habe ich 400 streichen müssen, weil sie die Bedingungen nicht erfüllten. Hatte ich nicht ausdrücklich erwähnt, daß nur *e i n e* Hauptwörter gelten sollten? Und nur in der Einzahl? Als reines Hauptwort kann ich es nicht ansehen, wenn man mir ein substantiviertes Zeitwort, wie das „Drohen“ vorsetzt. Oder ein Eigenschaftswort mit vorangehendem Artikel, der „Reine“. Geographische Namen hatte ich auf solche beschränkt, deren Kenntnis man vernünftigerweise jedem Wettbewerber zumuten dürfte. Wenn daher Nebenflüsse von Nebenflüssen in Peru, Sibirien oder im Rongo-

Staat aus dem Namensverzeichnis des Atlas herausgesucht worden sind, habe ich sie unbarmherzig gestrichen. Auch undeutsche Wörter hatte ich ausgeschlossen, wie etwa Entree und Diner. Worte, die irgend einen Buchstaben häufiger enthalten, als mein Name ihn aufweist, sind vielfach unter den Lösungen vertreten gewesen und mußten meinem dicken Bleistift zum Opfer fallen. Manche haben sich auch ein Vergnügen daraus gemacht, Worte mit Doppelsinn doppelt aufzuschreiben. Das war nach dem Wortlaut der gestellten Preisfrage nicht richtig, und ich habe von ihnen immer nur eines gelten lassen.

Alles in allem war ich aber doch erstaunt, welche Glanzleistungen meine Freunde vollbracht haben. Mancher von ihnen beschrieb es auch, mit welcher Mühe sie zustande gekommen sind. Sicherlich aber haben meine Freunde bei diesem Preispiel auch ihre Kenntnisse und ihren Sprachschatz erweitert, so daß ich mir schmeicheln darf, zu ihrer Bildung beigetragen zu haben. Manchmal habe ich aber auch einen Schreck über mich selbst bekommen, wenn ich z. B. aus den Lösungen ersah, daß in mir eine ganze „Rinderherde“ steckt, und daß sogar mein „Todfeind“ sich bei mir verbirgt. Auch daß ich „Friedertee“, den ich nicht ausstehen kann, in mir habe, hat mir Unbehagen verursacht. Imposant fand ich Wortbildungen wie Reihersfeder, Reuefreiheit, Thronrede, Ehrenfried, die alle vielfach in den Lösungen vorkamen.

Wenn ich nun sämtliche richtigen Wörter aufzählen sollte, würde ich in einige Verlegenheit kommen, denn es ist klar, daß, wenn ein einziger Einsender 331 richtige Wörter, ein anderer 320, ein dritter 305 usw. gefunden hat, daß dann in jeder dieser Lösungen Wörter enthalten sind, die sich nicht mit den Wörtern der anderen Lösungen decken. Ich müßte also, um auf die Zahl von Wörtern zu kommen, die insgesamt aus meinem Namen möglich sind, jedes mir gesandte richtige Wort auf eine Liste setzen und dann zusammenzählen. Ich bin aber sicher, daß dies einige tausend Wörter ergeben würde, und diese würden so viele Seiten in meiner Zeitung füllen, daß Euch sonst wenig Interessantes zu lesen übrig bliebe. Also dies, Freunde, erpant mir! Es mag genügen, daß ich Euch in

der nächsten Nummer mitteile, wer die 30 Einsender sind, die die meisten richtigen Wörter gefunden haben. Diesen dreißig aber werde ich von ihrem Siege sofort brieflich Nachricht geben und sie auffordern, sich jeder ein schönes Buch im Werte bis zu 60 Mark von mir zu wünschen. Alle andern, die sich ebenfalls redliche Mühe gegeben, und die gleichfalls eine stattlich hohe Zahl von Wörtern gefunden haben, danke ich im voraus herzlich für ihre Mühe! Es wird nicht jeder einen Preis ge-

winnen können, aber ich hoffe, daß ihnen die Arbeit des LöSENS Spaß gemacht hat. Denen, die ihre Lösung mit netten Versen begleitet haben, sage ich besonderen Dank.

*

Fridolin.

An alle Leser: Die neue Preisaufgabe, die ich Euch in der vorigen Nummer versprochen habe, findet Ihr in der nächsten Nummer.

Fridolins Lachkabinett

Klein Liesbeth hat einen Malzbonbon ins Grammophon gesteckt. Die Mutter ist entsetzt. „Aber Muttchen, es ist doch so furchtbar heiser“, entschuldigt sich Liesbeth.

*

Paul war in der Sommerfrische und angelte in einem Karpfenteich, obwohl ausdrücklich auf einer Tafel zu lesen war: „Privatbesitz. Fischen verboten.“ Plötzlich nahte der Besitzer und fuhr Paul an: „Frecher Bengel, wie kommst Du dazu, in meinem Teich Karpfen zu fischen?“

„Entschuldigen Sie,“ sagte das schlagfertige Paulchen, „ich fische ja garnicht Karpfen, ich angele ja Hechte!“



„Minna, haben Sie schon den Fischen im Aquarium frisches Wasser gegeben?“

„Nein! Die haben ja das alte noch nicht ausgetrunken!“

*

„Aber mein Herr, suchen Sie sich doch einen anderen Platz. Sie treten mir ja auf die Hühneraugen.“

„So, dann können Sie froh sein. Wo ich hintrete, da wächst nichts wieder.“

*

Fritzchen ist bei der Großmutter zu Schokolade und Kuchen eingeladen. Großmutter setzt sich gerade ihre Brille auf, da plagt Fritzchen los:

„Großmutter, ich denke, Deine Brille vergrößert alles?“

„Gewiß, mein Kind!“

„Ach, bitte, dann setze sie doch ab, wenn Du mir Kuchen abschneidest!“



„So, so, die Masern hast Du gehabt? Und da hast Du nur einen Tag gefehlt?“

„Ja, Herr Lehrer, ich habe ja auch nur eine Maser gehabt!“

*

Das siebenjährige Elschen poltert hastig die Treppe hinunter. Die Mama, die unten im Hausflur auf ihr Töchterchen wartet, sagt strafend: „Aber Elschen, trampelt man so die Treppe hinunter? Sofort gehst Du wieder hinauf und kommst so leise herunter, wie es sich für eine junge Dame schickt.“

Elschen geht hinauf und als es wieder unten vor der Mama steht, fragt es: „Bin ich so leise genug gekommen?“

„Jawohl, mein Kind, so leise mußt Du's immer tun.“

„Ich bin auch das Geländer runtergerutscht,“ sagt Elschen hierauf stolz.

*



„Herr Ober! Jetzt habe ich schon zehnmal Kaffee und Kuchen bestellt!“

„Sofort, mein Herr!“

(Nach fünf Minuten): „Bitte sehr, zehnmal Kaffee und Kuchen!“



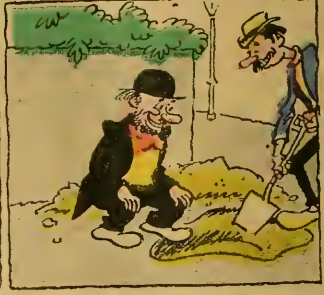
Laatsch und Bommel



Der Laatsch verzieht die Unterlippe:
„Was macht man, Bommel, mit der Schippe?“



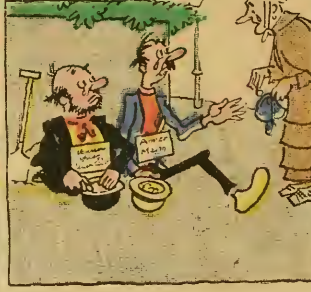
Der Freund weiß Rat, und mit dem Spaten
Zieh'n sie vereint zu großen Laten.



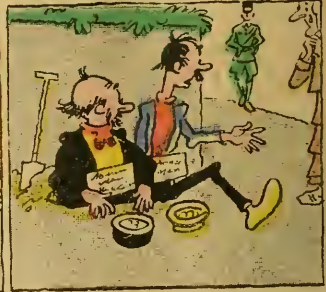
Laatsch stöhnt und gräbt und gräbt und stöhnt,
Denn Arbeit ist er nicht gewöhnt.



„Weh, ohne Unterleib zu sein!“
Auch Laatsch hat plötzlich nur ein Bein.



Und so im Sande tief vergraben,
Ershwindeln sie sich milde Gaben.



Doch ist die Polizei nicht weit.
„Du, Bommel, Mensch, nun wird es Zeit!“



Der Gliederlose hebt sich facht,
Weil ihm die Angst jetzt Beine macht.



Sodasß mit Laatsch er keine zieht.
Wobei man — seine Beine sieht! . . .



Mitunter hat sehr falsch getippt,
Wer andern — eine Grube schippt! . . .
Fortsetzung in 14 Tagen.



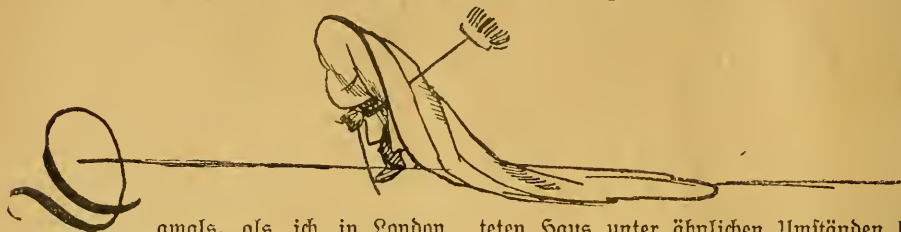
HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORT, SPIEL, SPASS UND ABENTEUER



Das Spukhaus von Plumstead. (Zu der Geschichte auf der nächsten Seite.)
„Bitte, nehmen Sie Platz,“ sagte ich zu dem Gespenst -- —

Das Spukhaus von Plumstead

VON FRIEDRICH OTTO



amals, als ich in London lebte, war der seltsamste Beruf, den ich überhaupt je ausgeübt habe, der eines Gespensterdetektivs. Ich hatte aus Liebhaberei ein Buch über die hauptsächlichsten Tricks geschrieben, deren sich die angeblichen Geister bedienen, und bald kamen allerlei Leute zu mir, die mich um Rat und Tat in solchen Dingen baten, denn London litt eine Zeitlang sehr unter einer Gespensterinvasion, und die Spukhäuser mehrten sich bedenklich. So wurde ich allmählich zu einer Art Kammerjäger für Gespenster. Ich stand mich dabei nicht schlecht, aber besonders gut schnitt ich bei der Affäre des Spukhauses von Plumstead ab.

Es erschien eines Tages Herr Morton, Fischhändler engros, bei mir, um mir sein bitteres Leid zu klagen. Er hatte sich an der unteren Themse in Plumstead ein Häuschen erbauen lassen mit Aussicht nach dem Fluß und über die Marsch und außerdem mit Herrn Parker als Hauswart. „Mortons Ruh“ hieß diese reizende Villa, die zunächst auf sechs Monate an einen Herrn Miller vermietet wurde, da der Fischhändler keine Zeit fand, den Sommer in Plumstead zu verleben. Dieser Herr Miller blieb keine sechs Stunden in Mortons Ruh. Er verließ das Haus noch in der ersten Nacht, nur mit Hut und Hemd bekleidet. Er verließ es mit solcher Eile, daß er bereits im Wasser der Themse stand, ehe er Halt zu machen vermochte. Ein Gespenst hatte ihn vertrieben. Zur Zeit, als mich Herr Morton damit beauftragte, das Spukhaus auszuräuchern, klagte Miller gegen seinen Wirt wegen Körperverletzung und Schadenersatz. Fünf andere Mieter, die ebenfalls von dem Gespenst nächtlich aus dem von ihnen gemie-

teten Haus unter ähnlichen Umständen hinausgegrault waren, hatten sich der Klage gegen Herrn Morton angeschlossen.

In diesem Zustande übernahm ich das Haus! Herr Morton selbst beschwor mich, ihn aus seiner schrecklichen Lage zu erlösen. Ich fuhr also sofort nach Plumstead hinüber und bezog das einsame Gebäude, dessen Hauswart, Herr Parker, ein gichtiger Greis von 68 Jahren, mich sehr freundlich empfing. Er warnte mich vor den Geistern, deren Zorn sich stets nur gegen die Mieter richtete, während andere ganz unbelästigt blieben. Er wohne von Anfang an hier und habe seinerseits nie etwas Auffallendes vernommen.

Ich beruhigte Herrn Parker und legte mich zeitig zu Bett. Waffen hatte ich nicht bei mir. Sie nützen echten Gespenstern gegenüber nichts und richten nur Schaden an, wenn falsche Geister mit im Spiele sind. Es war mir auch völlig unmöglich, an irgendwelchen Spuk zu glauben. Ich schloß also sehr sanft ein und erwachte erst, als ein widerliches



Herr Parker warnte mich eindringlich vor den Geistern . . .

Geräusch ertönte, halb Senlen, halb Wimmern. Angst hatte ich aber garnicht. Ich lauschte ein paar Sekunden lang und rief dann dem Geist zu: „Bitte lauter!“

Es entstand eine Pause, der ein hohler Husten folgte, das in ein böses Rächeln überging. „Bronchialkatarrh, mein Lieber!“ rief ich zu dem Unsichtbaren, „empfehle Hustentee oder eine moderne Mischung von Codein und Veronal, sehr wirksam!“

Man darf von einem leidenden Gespenst nicht verlangen, daß es menschliche Rat schläge entgegennehme, aber mein Geist besaß doch soviel Anstand, ein „Sm“ zu brummen.

Eigentlich dankbar war es aber doch nicht, denn es bereitete mir noch eine arbeitsreiche Nacht. Um 12¼ Uhr leuchtete die Tapete auf, und ein Teil der Muster bewegte sich durcheinander. Ich bedankte mich bei dem Geist, denn die scheinbare Verschiebung von Tapetenmustern setzte einen sehr komplizierten Beleuchtungsapparat voraus und war neu.

Gegen 2 Uhr nachts leitete ein Räuspern unter meinem Bett eine neue Gespensterattacke ein. Ich wußte sofort, daß der Hauptschlag erfolgen würde und verhielt mich still aber gespannt. Es selbst kam, das schreckliche Gespenst! Ein mit Phosphor beschriebenes Moskitonez, von einem Menschen mit einem Besen hochgehalten, höchst schauerlich für nervöse Leute vom Schlage Miller.

Ein Totenkopf aus hohlem Kürbis mit Trockenbatterie, die zwei papierbedeckte Glühbirnen, eine rot, die andere grün, abwechselnd mit Geisterlicht speisten, vollendete den Aufputz. Alles so plump eronnen, daß ich von Rechts wegen hätte beleidigt sein müssen. Aber der Husten des Gespenstes und seine Erstickenanfalle waren wirklich erschreckend. „Bitte, nehmen Sie Platz,“ sagte ich zu dem Gespenst. Da es aber nun über meine höfliche Aufforderung ziemlich ratlos und verlegen dastand, und sogar einige Schritte machte, als wollte es fliehen, riß ich das zwei Meter hohe Gestell an mich und warf es aufs Bett. „Mann,“ sagte ich, „Sie werden sich in dieser Nebelnacht zu Tode erkälten. Bleiben Sie hier liegen, ich gehe hinunter und bringe Ihnen Glühwein; über alles andere können wir uns ja morgen unterhalten!“

Das Gespenst stöhnte nur noch jämmerlich: „Mein Segenschuß!“

Es war Herr Parker, der Hauswart.

Der arme alte Mann, dachte ich, was



Die junge Dame sah mich völlig fassungslos an.

zwingt ihn wohl zu solchen Gespensterrollen? Ich öffnete die Tür, um ins Erdgeschoß zu gehen, prallte aber doch etwas zurück, als bei meinem Erscheinen fünf, sechs Mann wie die Ratten zur Haustür hinaussetzten und den Kamin sowie die dampfenden Punschgläser im Stich ließen. Nur eine junge Dame war stehen geblieben und sah mich völlig fassungslos an. Ich stellte mich vor und erfuhr, daß ich Fräulein Mary Parker vor mir hatte: „Verzeihung!“ sagte ich, „Ihr Herr Vater hat seinen alten Segenschuß und ich habe ihn oben bei mir zu Bett gebracht!“ Mary fing an zu weinen, aber ich bat sie streng, ihre Tränenflut durch die Bereitung eines heilsamen Trunks zunächst zu unterbrechen. Siehe da, sie gehorchte auch sofort, aber während sie heißes Wasser bereitete, weihte sie mich doch schon in das Geheimnis des Spukhauses ein. Es war nicht sehr aufregend. Papa Parker stand mit Themschsmugglern in gewinnbringender Beziehung. Themschsmuggler müssen die Nacht zum Tage machen und wollen zwischen zwölf und eins auch mal einen heißen Trunk haben. Die Rolle des nächtlichen Schmugglerwirtes hatte Herr Parker übernommen, der sonst ein guter, lieber alter Herr war, der aber selbstverständlich seinen nächtlichen Beruf nicht hätte ausüben können, wenn das Haus bewohnt gewesen wäre. Daher habe der Papa sich als Gespenst verkleidet, um die Mieter zu vertreiben und viel Geld in die Vorbereitungen hineingesteckt, das noch lange nicht wieder

herausgeholt sei. Sie befänden sich also in einer bösen Notlage. Freilich, wenn man gewußt hätte, daß die früheren Mieter mitten in der Nacht nur wenig bekleidet auf die Wiese oder in das Wasser rennen würden, hätte der Papa sich nicht so schrecklich benommen. Sie freute sich, daß nun dem gefährlichen Unfug ein Ende gemacht würde.

Wir pflegten Herrn Parker und brachten ihn bald wieder auf die Beine. Herrn Morton, dem Fischhändler und Besitzer des Hauses, aber schrieb ich: „Kann Ihnen leider nicht behilflich sein, da ich mich mit Geheiß sehr angefreundet habe.“

Am nächsten Tage schon kam die überraschende Mitteilung: „Behaltet Gespenst und Haus als Honorar. Morton.“

So wurde ich Besitzer des Spukhauses von Plumstead.

Wie man einen jungen Hund am besten aufzieht

Von Hans Hyan.

Hans Hyan, der einer der besten Hundekenner und Hunde-„Erzieher“ ist, erzählt hier, wie man einen jungen Hund am besten aufzieht.

Die Erziehung eines jungen Hundes ist nicht so leicht, wie Ihr es Euch denkt. Erziehen soll ihn nur der, dem er wirklich gehört und an dem er hängen soll. Und diese Person, sagen wir, es ist Euer Vater, soll ihm möglichst auch selbst das Futter reichen. Das Futter sei niemals heiß oder kalt, stets lauwarm. Es muß in einem täglich gesäuberten Blechnapf verabfolgt werden. Es soll bestehen aus Milch (die ja heute kaum erhältlich ist), Gemüse, Reis oder Hafersflocken und Fleisch, das dem Junghund besonders nützt. Alles in zerkleinerter Form. Mit Kartoffeln weiß der Organismus des Hundes so gut wie nichts anzufangen. Auch Knochen, niemals von Geflügel, vertragen die meisten Hunde nicht. Man gebe statt dessen eine Messerspitze Nährsalz ins Futter. Das Fressen wird dem Welpen, d. i. der ganz junge Hund, bis zu drei Monaten in kleinen Portionen, fünfmal am Tage gereicht, früh, vormittags, mittags, nachmittags, gegen Abend. Nie bleibt der Napf stehen, was er nicht sofort frisst, nimmt man weg. Nicht zu kaltes Wasser gebe man, besonders im Sommer stets, in kälterer Jahreszeit nur, wenn es verlangt wird. Es ist nicht gut, die Tiere

an zu viel Trinken zu gewöhnen; dieses, ebenso wie allzureichliches Futter, läßt die Muskeln erschlaffen und befördert die englische Krankheit. Junghunde wollen viel schlafen; deshalb rate ich, niemals zu viel mit ihnen herumtollen und sie auch außerdem nie am Fell hochheben. Man ergreift das Tierchen außerhalb des Körpers, um die Schulterblätter. Jeder Hund, der kleinste wie der größte, braucht auch einen geschlossenen Raum für den Nachtschlaf, eine Hütte, die bis auf das im Winter mit einer Decke geschützte Einschlupfloch vollkommen abgeschlossen ist. Offen, d. h. im Korb oder auf dem Teppich schlafende Hunde werden früher oder später magen- und nierekrankt und sind ewig anfällig. Vieles Anfasseln und „Makeln“ ist dem Welpen besonders schädlich, man kann die Dinge und Tiere auch lieben und bewundern, ohne sie fortwährend in die Hand zu nehmen. Wird Euer Hund dann älter, so werdet Ihr ihn nur noch dreimal am Tage füttern. Als erwachsener Hund hat er nur eine gute Mahlzeit nötig, die ihm am besten um 1 Uhr mittags gereicht wird. Alles Anschreien und Schlagen ist besonders beim Junghund verderblich. Das Tierchen versteht Euch ja noch nicht! Er muß, ehe er gehorchen lernt, doch erst begreifen können, was Ihr von ihm wollt! Wird denn die kleine Schwester in der Wiege geschlagen, wenn sie nicht tut, was irgendetwas törichte Mensch ihr befehlen möchte? Nein, Ihr betrachtet den Hund als einen lieben Spielkameraden, dem man auch nichts Böses antut; die Erziehung des Tierchens überlaßt Vater und Mutter! Wollt Ihr den kleinen Kerl aber stubenrein machen, so paßt gut auf ihn auf und nehmt ihn, sobald er Miene macht, sein Geschäft zu verrichten, auf und tragt ihn auf die Straße oder in den Garten. Im Anfang tut dafür natürlich auch der Ballon gute Dienste. Das häßliche Knabbern an Möbeln ufm. müßt Ihr dem Welpen verbieten, ebenso das Lecken an Gesicht und Händen, das Euch schweren gesundheitlichen Gefahren aussetzt. Laßt auch später das junge Tier nicht auf einmal zu weit und besonders nicht hinter dem Rade herlaufen, das untergräbt seine Gesundheit. Und paßt ja gut auf, ob er regelmäßig frisst, ob seine Entleerung nicht etwa durchfällig ist oder gar Würmer sich zeigen. Wenn Euer kleiner Freund nicht spielen will, wenn sein Auge trüb, Nase und Auge schleimig werden, dann ist er krank und muß zum Tierarzt.



Eine der heiligen Tempeltühe in Indien, die niemand stören darf, auch wenn sie sich mitten auf der Straße niederlassen. (Siehe den Text auf Seite 7.)



Der schnellste Amateurradfahrer der Welt: Fritz von Opel, das jüngste Mitglied der berühmten Radfahrfamilie, der kürzlich bei einem Rekordversuch den Kilometer in $38\frac{8}{10}$ Sekunden fuhr. (93 Kilometer in der Stunde.)

Unser Bild zeigt ihn mit dem Gummischuhschutzhelm gegen Stürze und seinen Schrittmacher.

Die Sportfamilie Opel

Wer sich auch nur ein wenig mit dem Sport beschäftigt, ist dem nicht der Name Opel bekannt und geläufig?

Schon der Senior der Familie, der vor über 50 Jahren die jetzt zu einem Welthaus emporgewachsene Fabrik in Rüsselsheim bei Frankfurt a. M. gründete, der verstorbene Adam Opel, war ein Sportsmann, ihn überragen aber seine fünf Söhne Karl, Wilhelm, Heinrich, Fritz und Dr. Ludwig Opel, die zunächst im Radsport und sodann in dem später aufkommenden Automobilsport mit ihren Leistungen hervortraten. Das alte Hochrad, das gelegent-

lich bei Ausfahrten (Korssos) noch heute einmal wieder ans Tageslicht kommt, war eine der ursprünglichsten Formen des Fahrrades, dann aber in den neunziger Jahren verdrängte das Niederrad alle anderen Modelle, und dieses ist heute noch — vielfach verändert und verbessert, doch im wesentlichen gleichen Aussehens — die heute ausschließlich in Gebrauch befindliche Fahrradform. Auf dieser haben die fünf Brüder Opel, die auch zuweilen in der Altersfolge den Fünfsitzer bestiegen, ihre Erfolge erzielt. Der beste Fahrer unter ihnen war wohl Fritz Opel, der nicht



Das alte Hochrad, auf dem Opel, der Vater, seine ersten Siege erringt.

nur auf den damals neu aufkommenden Radrennbahnen Siege errang, sondern auch die großen Straßenrennen der damaligen Zeit gewann. Sein bester Erfolg war sein Sieg in dem Rennen den ganzen deutschen Rheinfluss entlang, von Basel bis nach Cleve, welche Riesenstrecke (620 Kilometer) Fritz Opel im Jahre 1894 in 27 Stunden 50 Minuten als Erster beendete. Gute Radrennfahrer waren aber auch Heinrich und besonders noch der Jüngste, Ludwig Opel, der während seiner Studienzeit noch auf der Radrennbahn erschien, nachdem seine Brüder sich längst von ihr zurückgezogen und dem neuen Automobilsport zugewandt hatten. Ludwig Opel, der einer der besten deutschen Amateure war, ist ein Opfer des Weltkrieges geworden.

Alle Opels, auch die Gattin Heinrichs, sind dann hervorragende Automobilrennfahrer geworden und haben auch auf diesem neuen Gebiete zahlreiche Erfolge davongetragen.

Inzwischen ist eine neue Opel-Generation herangewachsen. Sie heißt „von“ Opel, denn die Söhne Adam Opels haben unter unserer früheren Staatsform den Adelstitel erhalten. Eine Enkelin des alten Opel ist eine erfolgreiche Tennisspielerin. Als ganz hervor-

ragender Sportsmann, dessen Erfolge in der jüngsten Zeit größtes Aufsehen erregten, hat sich aber Fritz von Opel erwiesen, der 20jährige Sohn des zweiten der fünf Brüder, Wilhelm. Kürzlich wurde im Grunewald bei Berlin eine Automobilrennstrecke eröffnet, die mit Hin- und Rückfahrt 20 Kilometer lang ist. Der junge Fritz gewann bei den Automobilrennen, die aus diesem Anlaß stattfanden, gleich die erste Prüfung über 140 Kilometer und errang damit den großen Preis der „B. Z. am Mittag“, einen prächtigen Silberpokal. Daß Fritz auch ein hervorragender Radfahrer ist, zeigte er auf der großen Rennbahn, die die Firma Opel bei ihrem Werk in Rüsselsheim erbaut hat. Hinter dem Motor des Schrittmachers Schadebrodt aus Berlin, den Ihr auf dem Bild im Lederanzug neben Fritz v. Opel stehen seht, fuhr er einen Kilometer in 38³/₁₀ Sekunden, was einen Stundendurchschnitt von 92,783 Kilometer ergeben würde. Der Bund deutscher Radfahrer hat dies Ergebnis als Höchstleistung (Rekord) anerkannt.

Jung im Sport, nimmt Fritz v. Opel gleich einen ersten Platz darin ein und zeigt sich den Ueberlieferungen seiner Familie würdig. Ihr werdet seinem Namen später wohl noch manchmal begegnen. Derriß.

Tierverehrung in Indien

(Zu dem Bild auf Seite 5.)

In Indien werden viele Tiere heilig gehalten, die wir gefährlich finden und vernichten würden, wie z. B. der Tiger und die Schlangen. Aber man verehrt auch harmlose Geschöpfe, wie Affen, Kühe und Elefanten. Diese „heiligen“ Tiere dürfen sich in den Tempeln aufhalten und werden von besonderen Tempeldienern gehegt und gepflegt. Sie genießen die größte Freiheit und dürfen überall umherspazieren; selbst wenn sie Schaden anrichten und den Menschen im Wege sind, wagt der Hindu, der sehr fromm ist, nicht, das Tier zu verjagen. Hat einmal eine heilige Kuh das Verlangen, sich mitten in der belebtesten Straße auszuruhen, so bleibt sie ungestört liegen, solange sie mag. Mensch und Wagen machen Umwege, niemand würde je versuchen, das Tier fortzulockern — das verstieße gegen die religiösen Bestimmungen. In Siam gilt der weiße Elefant als ganz besonders heilig. Ihm

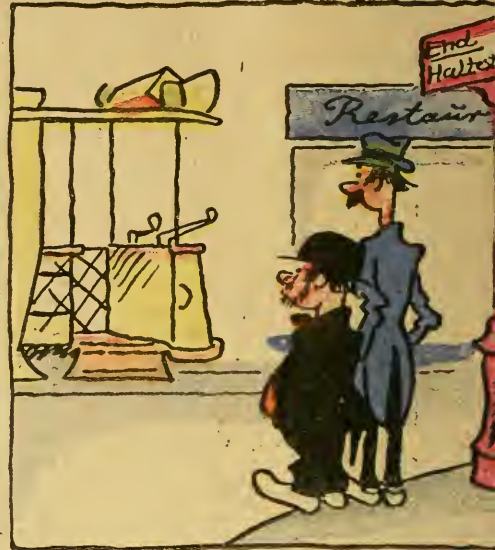
werden prächtige Tempel gebaut, und das Fest des weißen Elefanten ist jedesmal ein großes Ereignis für die Bevölkerung; mit kostbaren gestickten Decken behangen, mit edelsteinbesetzten Kopfschmuck und Stoßzahnbeschlagen geschmückt, (die Zahnschmuckspitzen werden der Gefährlichkeit wegen abgesägt) wird der Elefant in feierlichem Zuge herumgeführt. Wirklich weiße Elefanten sind äußerst selten; meistens sind es nur auffallend hell gefärbte Tiere, denen man bei Festlichkeiten mit weißer Farbe nachhilft. Aber auch diese hellfarbigen Dickschäuter gibt es nur vereinzelt. Wenn nun der „heilige weiße Elefant“ — der auch das Wappentier Siams ist — stirbt, so herrscht im Volke große Trauer, und der König setzt eine hohe Belohnung für den Fang eines Nachfolgers aus. Der Glückliche, dem der Fang gelingt, wird mit Ehren und Geschenken überschüttet und der neue weiße Elefant im Jubel zum Tempel geführt.



Die nichtnützigen Oh



1. In allen bessern Haltestellen
Verlocken gute Weißbierquellen.



2. Verlassen steht die Straßenbahn.
In Laatsch und Bommel reißt ein Plan.



5. „Nothilfe sind wir,“ lügt er kock
Und scheucht so den Verdacht hinweg.



6. So sausen sie mit großer Schnelle
Bis an die letzte Haltestelle.

iche von Laatsch und Bommel



3. „Da staunste, was? Frech muß man sein!
Paß auf, bald steigen Leute ein!“



4. „Man immer rein, ihr guten Leute,
Die Straßenbahner streifen heute!“



7. Nun noch ein Endspurt: Flott und munter
Saurt das Gefährt den Berg hinunter.



8. Der Tag war schwer. Doch zur Belohnung
Hat Laatsch und Bommel nun 'ne Wohnung.
(Fortsetzung dieses Streiches folgt in nächster Nummer.)

F. Tinnel



Das Löwenabenteuer in Leipzig



Sind Raubtiere furchtsam?

In der Nacht zum 20. Oktober 1913 hatte der Zirkus Barnum in Leipzig seine Abschiedsvorstellung gegeben. Ein Zirkuswagen war im Begriff, acht Löwen zur Bahn zu bringen. Der Transport befand sich gerade in der Blücherstraße, als er in dem dichten Nebel von einem elektrischen Straßenbahnwagen angefahren wurde. Durch den Anprall löste sich eine Wand des Käfigs

und acht Löwen, und zwar sämtlich ausgewachsene Tiere, sahen sich plötzlich befreit. Mit gewaltigen Sähen sprangen sie unter die schreienden und auseinanderstiebenden Passanten. Alles flüchtete in wilder Hast. Schnell war die Polizeiwache auf dem Domplatz alarmiert. Sämtliche dort anwesende Schutzleute, 21 Mann, bewaffneten sich mit Pistolen und machten sich an die Verfolgung.



Das Löwenabenteuer in Leipzig.

Als die Dame ihre Stiefel vor die Tür ihres Hotelzimmers stellen wollte, sah sie sich einem riesigen Löwen gegenüber.

Ihnen schloß sich die schnell herbeigerufene Feuerwehr an. Im Verein mit den Angestellten des Zirkus jagte man hinter den Löwen her. Die Wüstenkönige hatten anscheinend durch das Geschrei, die Schüsse und die mit der Nebeldunkelheit abwechselnde blendende Beleuchtung ihren ganzen Mut verloren; denn sie rannten planlos durch die Straßen. Vier von den wertvollen Tieren hauchten ihr Leben unter den Augen der Polizeibeamten aus. Ein finsterner Löwe biß sich auf einem Droschkensperd fest. Als der Kutscher wie rasend mit dem Peitschenstiel auf den Löwen einhieb, ließ dieser vom Pferde ab und kletterte auf den Führersitz eines Autobus. Der Chauffeur ergriff eiligst die Flucht. Hier wurde der Löwe von herbeigeeilten Schutzleuten getötet.

Inzwischen waren drei von den Tieren, die von den Verfolgern in die Enge getrieben waren, ins Hotel Blücher geflüchtet, wo man in größter Hast die Türen vor ihnen verschloß. Sie rasten die Treppen auf und ab und suchten das Freie zu gewinnen. Ein Hotelgast, der schon schlief, wurde durch ein heftiges Krachen an seiner Tür geweckt. Als er die Tür ein wenig öffnete, sah er sich einem Löwen gegenüber. Furchtbar erschrocken warf der Mann die Tür wieder zu. Ebenso

erging es einer Dame, die gerade ihre Stiefel vor die Tür stellen wollte.

Die Polizei drang mit den Angestellten des Zoologischen Gartens in das Hotel ein, und es gelang, zwei Löwen, die sich versteckt hatten, durch Ueberwerfen eines Reges zu fangen. Der dritte flüchtete durch eine Spiegelscheibe auf die Straße und wurde erschossen.

Professor Hed, der Leiter unseres weltbekannten Zoologischen Gartens, nennt denn auch den Löwen einen furchtsamen Kerl. Er beruft sich nämlich auf die Momentaufnahmen während einer Löwenjagd. Hier sieht man den Wüstenkönig stets auf der Flucht.

Der Reisende Junghuhn schildert, wie er bei seinen Reisen durch Java plötzlich drei Königstigern gegenüberstand. Zwei flüchteten, aber der dritte blieb zähnefletschend stehen. In ihrer Angst schrien Junghuhn und seine beiden Begleiter, die sämtlich unbewaffnet waren, und siehe da — es half. Der Tiger entfloß mit Windeseile.

In einem amerikanischen Zoologischen Garten hatte sich einmal eine Löwin befreit und auf einen ihr in den Weg kommenden Esel gestürzt. Das Langoßr wehrte sich jedoch so tapfer und verdrosch die Löwin so jämmerlich, daß sie von ihrem Vorhaben abließ.



Aus Onkel Toldis Winkiste

Ein Amerikaner, der sich in Ceylon aufhält, bittet einen Eingeborenen, ihm eine Stelle am Ufer zu zeigen, wo man ohne Gefahr vor Krokodilen baden könne. Der Eingeborene führt ihn auch zu einer solchen Stelle und der Fremde nimmt unbehelligt sein Bad. — „Aber wie kommt es nur,“ fragt er später seinen Führer, „daß es hier keine Krokodile gibt?“ — „Die trauen sich nicht her wegen der Haifische.“

*

Bevor die Frau Professor ins Bad reist, macht sie die Köchin, eine richtige Unschuld vom Lande, mit dem Gaskocher vertraut, damit es dem guten Gatten an nichts fehle. „Sie scheinen ja ganz gut mit dem Gaskocher fertig zu werden“, sagt nach 14 Tagen der Hausherr.

„O ja, Herr Professor,“ entgegnet strahlend

die Köchin, „seitdem ich dem Jas entzunden habe, ist er noch keinmal ausgegangen.“

*

„Müller,“ fragt der Lehrer, „wie hieß der König, in dessen Reichen nie die Sonne unterging?“

„Friedrich der Große.“

„Unsinn, Karl der Fünfte! — Aber sag mal, wer siegte in der Schlacht bei Lützen?“

„Friedrich der Große.“

„Zum Ruckuck, wie kommst Du denn immer auf Friedrich den Großen?“

„Weil ich keinen andern Keenig weiß.“

*

Ueber eine Wiese kommen die Kinder einer Schulkasse und singen. Eine Dame hört entzückt zu. Neben ihr steht zufällig ein alter Professor, der auf das Zirpen der Grillen horcht. „Klingt das Singen nicht reizend?“ fragt die Dame. „Ja,“ sagte der Professor, „und das Merkwürdigste ist, sie machen es, indem sie die Hinterbeine aneinanderreiben!“



Was bei der Entdeckung Amerikas mitentdeckt wurde:
Zwei Begleiter des Kolumbus sehen zum ersten Male einen Tabak rauchenden Indianer.

Fridolins neue Preisaufgabe:

Wer kann diese Zeichnung am schönsten bunt ausmalen?

Fridolin wendet sich heute an seine farben- und malgewandten Freunde und fragt sie, wer von ihnen die obenstehende Zeichnung am schönsten ausmalen kann? Mit der Farbe Neues hineinzuzeichnen, soll nicht erlaubt sein. Es kommt nicht darauf an, die Zeichnung mit vielen kleinen Farbsfleden auszumalieren, im Gegenteil, die Zeichnung soll mit ruhigen, glatten Farbflächen ausgefüllt werden. Zulässig sind fünf Farben: schwarz, rot, blau, gelb, grün. Auch Mischfarben sind gestattet, soweit sie sich aus zwei der eben genannten Farben bilden lassen. Es ist Euch auch freigestellt, die Zeichnung auf anderes Papier durchzupausen. Es dürfen Buntstifte oder Wasserfarben verwendet werden. Die

am schönsten ausgemalte Einsendung wird in einer der Januarnummern veröffentlicht und mit einem Buch nach eigener Wahl im Werte von 60 Mark preisgekrönt. Außerdem stifte ich noch 10 Trostpreise für die zehn nächstbesten Einsendungen, und zwar je ein Buch nach Wahl im Werte von 40 M.

Die Zeichnung muß bis zum 28. Dezember in meinem Besitz sein. Sie darf gefaltet werden und kann in unverschlossenem Briefumschlag als Drucksache gesandt werden: An die Preisrätselfstelle des Heiteren Fridolin, Berlin SW., Kochstraße 23/24. Auf der Rückseite der Zeichnung darf nur Name und Adresse des Absenders stehen. Jeder Einsender unterwirft sich Fridolins Entscheidung.

Die Sieger in meinem Preis/spiel aus Nr. 1

Wieviel Wörter lassen sich aus meinem Namen „Der heitere Fridolin“ bilden?

Nie wieder bin ich so unvorsichtig, wie ich bei dieser Preisauflage gewesen bin. Tausende von Einsendungen mußte ich durchsehen, und jedes Wort genau darauf prüfen, ob es die Bedingungen erfüllte. Was alles falsch daran sein konnte, beschrieb ich schon in voriger Nummer. Genug, fast jede Einsendung enthielt solche Fülle von Fehlern, daß überall nur ein Bruchteil richtiger Wörter übrig blieb. So kommt es, daß, obwohl manche Löser mehr als 700 Wörter einsandten,

497

die höchste Ziffer war, die ich in einer der gesandten Lösungen gelten lassen konnte. Der ehrliche Finder dieser 497 richtigen Wörter,

Waldemar Reife,
in Hamburg 21, Kanalstr. 9,

ist also der erste der 30 Sieger, die sich alle, wie ich's versprochen hatte, ein schönes Buch im Werte bis zu 60 Mark wünschen dürfen. Die anderen 29 Sieger heißen:

H. Wellmann, Rheine (Westf.), Rolpingstraße 4a.
A. Butte, Berlin-Steglitz, Althoffstr. 5.
Maria Marion, München-Schwabing, Höhenzollernstraße 79, 1.

Alfred Thrun, Stettin, Wiefenberg 6a, II.
Hans Koch, Goslar a. H., Nonnenweg 10, II.
Gelmur Jahn, Wandsbek bei Hamburg, Katharinenstraße 102.

Ilse Falk, Düsseldorf-Grafenberg, Burgmüllerstr. 40.
R. Narduzzi, Berlin W 62, Likhov-Ufer 36.
Sigurd Franke, Neukölln, Gaalestr. 40.

Leo Knops, Köln a. Rh., Neue Mastrichter Straße Nr. 12, III.

Balthar Krafft, Berlin NW 6, Schiffbauerdamm 12.
Gerhard Kunze, Berlin NW 21, Rattenower Straße 76, IV.

Otto Ullmann, Karlsruhe, Eldendstr. 12.
Wilhelm Gerhardt, Berlin-Schöneberg, Prinz-Georg-Straße 4.

Theodor Rosch, Berlin N 54, Veteranenstr. 27, III.
Erich vom Brocke, Essen-Muhr, Schäferstr. 33.

Otto Bodo Habenicht, Hannover-Linden, Davenstedter Str. 29.

Reinhold Friedrich, Königshütte, Oberschl., Teichstraße 10.

Margot Olszewski, Charlottenburg, Roscherstr. 3, I.
Richard Brozat, Königsberg, Dpt., Rathöfische Straße 54.

Fritz Geiser, Köln-Klettenberg, Richterstr. 12, I.
Willy Grünwald, Berlin O 34, Lorellstr. 5.

Erich Loefler, Berlin W, Viktoriastr. 10.
Erna Publik, Berlin O 17, Gohlerstr. 6.

Elli Hermann, Köln a. Rh., Frankstr. 14.
Loni Schnepfling, Breslau, Yorckstr. 30, I.

Robert Ihle, Freiberg i. Sa., Jungestr. 31.
F. Falkenberg, Richtenberg, Finowstr. 6.

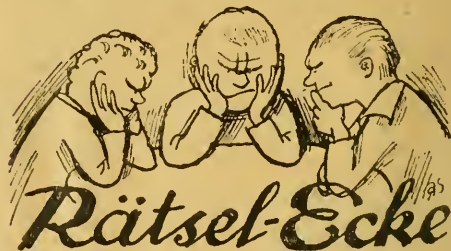
Gerhard Leschte, Templin, U.-M., Mummst 3

Daß ich nicht alle Wörter, die sich bilden ließen, aufzählen kann, sagte ich schon in voriger Nummer. Denn wenn auch ein einziger Löser es bis auf 497 richtige Wörter gebracht hat, so sind dies noch lange nicht alle, die sich bilden lassen. Ein anderer hat wiederum andere gefunden, die ebenfalls richtig sind, und für Aufzählung aller insgesamt, die sicherlich weit über 1000 betragen, würde mir der Platz fehlen.

Zu besonderem Dank verpflichtet bin ich denen, die sich die Mühe gemacht haben, ihre Lösung von netten Versen begleitet einzusenden, oder so wunderschön alphabetisch oder nach Stoffen geordnet, daß es ein Vergnügen war, ihre Lösungen durchzusehen.

Und nun sage ich erleichtert „uff!“ Donnerwetter, war das eine Arbeit! Fridolin.

Das Ergebnis meiner „S“-Geschichten-Preisauflage aus Nr. 2 findet Ihr in der nächsten Nummer.



Fridolin kittet, ihm nicht die Auflösungen der Rätsel, die er hier in der Rätselcke abdruckt, einzusenden. Er freut sich zwar über jeden Brief, den er von seinen Freunden erhält, doch ist es ihm unmöglich, alle Namen der Rätsellöser zu veröffentlichen.

Gleichklang.

Trittst Du ins Zimmer,
Du bist Du in mir.
Doch geh' nicht zu stürmisch,
Sonst würde man Dir
Mich zurufen hier.

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

a — ber — bi — bri — de — do — e —
e — er — fe — feu — ge — gel — i — is
— ko — lam — li — nau — nichts — nutz
— pich — ra — rest — schof — schütz —
sei — te — tep — tin — ve

sind 14 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen beherzigenswerten Ausspruch ergeben.

Die Wörter bedeuten: 1. Geistlichen Würdenträger. 2. Schlingpflanze. 3. Reinigungsmittel. 4. Zimmerschmuck. 5. Völkertamm Nordafrikas. 6. Berg in Asien. 7. Bezeichnung für ein ungezogenes Kind. 8. Fluß in Deutschland. 9. Religion. 10. Feuerwaffe. 11. Tropischer Vogel. 12. Planet. 13. Insektenfresser. 14. Schreibmaterial.

Ergänzungsrätsel.

An Stelle der Striche sind gleiche Wörter zu setzen:

1. Wir konnten bei der Dunkelheit die Fahrt nicht mehr mit dem — —.
2. Der Bauer wollte vor allen — einen Knecht —.

3. Es ist nicht nötig, sagte der Anführer, daß diese Nacht außer den üblichen — noch andere Leute —.
4. „Und was“, fragte der Fremde den Führer, „können Sie mir von den — des Kyffhäuserberges —?“

Auflösung der Rätsel aus Nr. 3.

Silberrätsel.

Mag und Moritz, Struwelpeter.

1. Messer. 2. Auto. 3. Kerges. 4. Uruguay. 5. Newton. 6. Dreimaster. 7. Moltke. 8. Drpheus. 9. Riese. 10. Iltis. 11. Thermometer. 12. Zirkus.

Scherzrätsel: Das „Z“.

Doppelsinn: Schnuppe, schnuppe.

Fridolins Lachkabinett

„Na, warum bringst Du mir denn das Geld für die Briefmarken wieder?“

„Ja, Vater, das war fein, der Beamte am Schalter hat nicht aufgepaßt, und da hab' ich den Brief fix so hineingeworfen!“

*



Ein schwarzer Soldat in der amerikanischen Armee stand zum erstenmal in seinem Leben auf Wache. Eine dunkle Gestalt näherte sich ihm.

„Salt!“ schrie er in drohendem Tone. „Wer da?“

„Der wachthabende Offizier.“

„Passiert!“

Der Offizier ging vorüber. Doch bevor er sechs Schritte weiter war, schrie die farbige Schildwache:

„Salt!“

„Das ist das zweite Mal, daß Du mich anhältst,“ stellte der ärgerliche Offizier fest. „Wie oft willst Du das noch tun?“

„Das geht Sie gar nichts an. Ich habe Befehl, dreimal „Salt“ zu rufen und dann zu schießen!“



Junge: „Einen schönen Gruß von meiner Mutter, warum die Semmeln so klein sind?“
Bäcker: „Weil sie erst eine Stunde alt sind.“

*

„Na, was wünschst Du Dir zum Geburtstag, Lieschen?“

„Eine große Sorte, Mama.“

„Und noch was?“

„Noch eine Sorte.“

„Aber, Herzchen, so viel geht doch in Deinen kleinen Magen gar nicht hinein.“

„Dann möchte ich noch einen Magen.“

*

Frißchen: „Du, Franz, woher stammen eigentlich die Kastanien?“

Franz: „Die hat mal einer aus dem Feuer geholt, glaub' ich.“

*

„Sag mir mal, Hans, wer hat denn heute in der Schule am meisten gewußt?“

„Der Herr Lehrer.“



Benjamin Rampe, der alle 14 Tage einen neuen Beruf sucht!

Benjamin wird Konditor.

Zeichnungen von Ast.



1. Freund Benjamin, von je ein Schlemmer, Beschließt: „Ich werde Zuckerbäcker.“



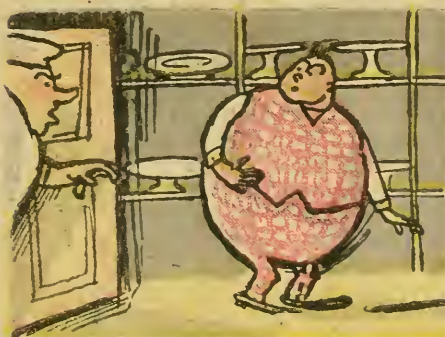
2. Der Meister mahnt ihn, ohne Säumen Erst mal recht gründlich aufzuräumen.



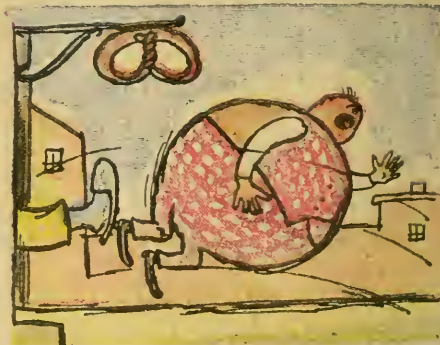
3. Das läßt er sich nicht zweimal sagen: Froh räumt er auf — in seinen Magen.



4. Es schwillt der Bauch, es perlt der Schweiß, Doch unerschüttelt bleibt sein Fleiß.



5. Der Meister sieht mit Gram und Groll Die Fächer leer, den Lehrling voll.



6. Beschleunigt muß er weiterzieh'n. — Auch das war nichts für Benjamin.

Fortsetzung in 14 Tagen.



HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORT, SPIEL, SPASS UND ABENTEUER



Kampf eines Perlenfischers mit einem Hai auf dem Meeresgründe.
(Zu der Geschichte auf der nächsten Seite „Der Teufel der Tiefe“.)



Der Teufel der Tiefe

Abenteuer eines Perlentauchers. Von Friedrich Otto.

Seit Wochen standen die Flotten der Perlenfischer draußen auf dem weiten Meer über den Muschelbänken. Tausende, Zehntausende von kleinen Segelbooten waren hinausgezogen, je sieben kleine geführt von einem Mutterschiff. Es sah aus, als hätten sich unendliche Scharen großer Vögel mit ihren Rücken auf dem Meere niedergelassen. Seltsam und doch friedlich sahen diese Schiffsschwärme aus. Ein Dampfer, dessen Kurs eigentlich mitten durch die Perlenfischer geführt hätte, machte einen großen Bogen und wich ihnen nach Osten aus. Die Passagiere winkten noch lange, denn der traumhafte Anblick der Perlenfischer-Flotte hatte sie aus ihrer Langeweile emporgerüttelt. Von den kleinen Fischerbooten aber winkte keine Hand zurück. Die Perlenfischer waren mit ernstesten Dingen beschäftigt als mit Spazierfahrten auf dem Meer. Bei ihnen ging es um Leben und Tod. Sie mußten hinab in die Tiefe, um dort mit höchster Hast Muscheln aufzulesen und in mitgenommene Taschen zu stecken. Dann hieß es blühschnell auftauchen und Atem schöpfen. Höchstens bis zu zwei Minuten hielten sie es unter Wasser aus. Nur einer, der dürre Adolfo Diaz, brachte es bis zu 187 Sekunden Tauchzeit und war allen ein Rätsel. Man nannte ihn auf der ganzen Flottille die Amphibie und behauptete, seine Urahnen wären Fische, zum mindesten aber Seehunde gewesen.

Diaz liebte die großen Worte, aber er hatte auch große Taten vollbracht, und er stellte sein Licht nicht unter den Scheffel. Er sprach gerne und oft von sich und bei guter Laune auch stets in der dritten Person. Soviel Achtung hatte er vor sich selber. „Sehen Sie!“

sagte er einem Schiffsführer, der ihn auf seinem Mutterschiff besuchte, „Diaz ist kein gewöhnlicher Mann. Als der Amerikaner Williamson seine ersten Filmaufnahmen unter dem Meer machte, war Diaz es, der sich, nur mit einem Dolch „bekleidet“, in die Tiefe gestürzt und dort mit einem Menschenhai gekämpft hatte. Es gab eine sensationelle Aufnahme. Diaz schlichte mit einem einzigen Griff dem gefährlichen Untier den Bauch auf, während Williamson seinen Kurbellasten drehte.“

Nein, er war wirklich kein gewöhnlicher Mann, dieser einstige arme Perlenfischer. Der Muschelfönig von La Paz, der edle Herr Enrique Colander, hatte ihn zum Aufseher über zwölf Mutterschiffe nebst ihren schwimmenden Anhängseln gesetzt, und Diaz brachte seitdem nicht mehr zu tauchen.

„Ich tauche nicht gern,“ sagte er, „denn der Beruf ist mir zu ungesund; die meisten sterben an Lungenleiden, und einige gehen in der Tiefe zugrunde an unbekannten Gefahren. an Abenteuern mit Haien, Rochen und Kraken, oder sie ersticken, ehe sie Hilfe erhalten. Aber wenn der „Teufel der Tiefe“ unten zwischen den Perlschchern erscheint, wenn alle Fischer fliehen, alle Menschen sich in die Boote flüchten und keiner mehr sich dem Wasser auch nur zu nähern getraut, dann nimmt Diaz seinen Dolch, stürzt sich in die Flut, bleibt drei Minuten und länger unten, erscheint wieder und ruft: „Es gibt keine Meeresteufel!“ Ja, den Meeresteufel, die Riesenroche, fürchteten die Perlenfischer über alles. Keiner hatte ihn je wirklich gesehen. Auch Diaz nicht. Oft genug hatte es geheißt, er wäre da, und alles

war nach oben in die Boote geslohen. Dana kam die große Stunde des tapferen Diaz. Er allein glitt in die Tiefe und verschendte das Gespenst eines Wesens, das noch fürchterlicher als alle Haie sein sollte.

Aber einmal war der Teufel der Tiefe doch da. Ein Ungeheuer von vier Quadratmetern Körpersfläche, ein Meeresdrachen, eine gewaltige Fledermaus mit Fittichen wie aus schwerem, schwarzem Gummi oder Leder. Der tapfere Mexikaner war sofort getaucht, wohl in der stillen Hoffnung, daß es sich um einen blinden Wurm wie immer handeln würde. Plötzlich verdunkelte sich der blaue Wasserhimmel über ihm, und ein großer Schatten bewegte sich auf ihn zu. Diaz begriff sofort, daß der Teufel der Tiefe, das Ungeheuer aller Ungeheuer, diesmal in eigener Person hinter ihm her war, jene über alles gefürchtete Riesenroche, die wie ein vorweltlicher Drachen die Muschelbänke behütete. Niemand konnte sich rühmen, einen Zusammenstoß mit ihr lebend überstanden zu haben, die meisten lähmte ihr bloßer Anblick, und auch Diaz erschauerte, als er das gewaltige Ungetüm mit schwerem Flügelschlag auf sich zukommen sah.

Es quoll herab und auseinander wie eine Todeswolke und schien ihn mit seinen Fittichen auf den Grund drücken zu wollen. Aufmerksam verfolgte Diaz diese Bewegungen, denn er hatte seine Entschlossenheit nach kurzem Zittern wiedergewonnen. Er fühlte sich nicht mehr einem Gespenst, sondern einem starken Feind gegenüber, den es zu überlisten hieß, wenn möglich zu töten; auf alle Fälle aber mußte er ihm lebend enttrinnen.

Mit einigen Stößen war er auf dem Grund, wendete sich und schnellte mit den

Füßen ab, um blitzschnell schräg an dem Körper der Roche vorbei die Höhe zu gewinnen.

Der Seedrachen schien dieses Manöver von seinen Opfern, die er sonst unter den großen Fischen fand, gewöhnt zu sein. Er machte eine kunstvolle Bewegung mit den Flügeln und glitt in scharfem Schnitt

über die Stelle, wo Diaz nach oben wollte. Gleichzeitig wölbte das Ungeheuer seinen Körper stark nach innen und rief dadurch einen Sog hervor, der den Taucher mit sich riß und ihn mitten in die Schwingen der Bestie brachte.

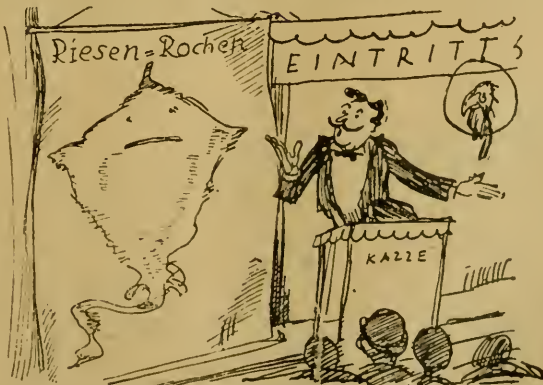
Eine Sekunde später hatten sich die schweren Fleischmassen der Flügel mit erdrückender Wucht über dem Rücken des Mexikaners zusammengefaltet, und es war sicher mehr eine instinktive als überlegte Handlung des Tauchers, daß er im gleichen Augenblick seinen Dolch mit beiden Fäusten vor seine Brust setzte, wie einen Stachel, den die Roche sich bei ihrer tödlichen Umarmung von selbst in das eigene Fleisch drücken mußte.

Mit einem neuen heftigen Ruck preßte sich die Roche enger zusammen, ihr dreieckiger Rücken bog sich auf den Kopf des Mexikaners hinunter. Diaz legte seinen Kopf zurück, stieß sich mit den Knien heftig vom Leib der Roche ab, erhielt von den Flügelenden des Untieres einen wuchtigen Schlag in den Rücken, der ihn von neuem gegen die Roche riß, nutzte jedoch dabei den heftigen Schwung aus, um dem Tier einen Schnitt zu versetzen, der ihm den Leib einen halben Meter weit öffnete.

Das Meerungeheuer zuckte noch einmal sterbend zusammen, schüttelte am ganzen Körper, ließ die Flügel weggleiten und schwankte langsam in die Rückenlage.

Durch eine Wolke rotgefärbten Wassers stieß Diaz nach oben, blurot im Gesicht, und wurde von dem nächsten Boote an Bord gezogen. Er war sehr erschöpft, hatte jedoch noch so viel Besinnung, die Leute von seinem Kampf und Sieg zu verständigen. Die unglaubliche Kunde wurde denn auch sofort

bestätigt. Die sterbende Roche erschien mit zitterigen Flügelbewegungen an der Meeresoberfläche, wurde mühsam geborgen und noch am selben Tage an Land gebracht. Ein Unternehmer kaufte das seltsame Meerungeheuer an, ließ es präparieren und führte es als Sensation von Stadt zu Stadt.



... ein Jahrmarktsbudenbesitzer kaufte die Roche an, ließ sie ausstopfen und zeigte sie gegen Eintrittsgeld.

Springen auf dem Eis

Der Sprung auf Schlittschuhen ist außerordentlich schwer und erfordert langjährige Übung. Bei den Vorführungen der Eiskunstläufer spielt das Kunstspringen eine große Rolle. Wer die schönsten und schwierigsten Sprünge ausführt, erringt meist den Preis. Außerordentlich gute Springer sind die schwedischen Kunstläufer, die eine ganze Reihe von Sprüngen erfunden haben, so den

Ägel-Paulsen-Sprung, bei dem man einen Bogen nach vorwärts läuft und plötzlich mit einer sonderbaren Drehung auf den anderen Fuß springt und im Rückwärtsbogen weiterläuft.

Großartige Springer sind ferner die kanadischen Eisläufer, die aber mehr den Weitsprung pflegen. — Vor einigen Jahren kam der kanadische Läufer Meagher (Sprich:



Der kanadische Kunstläufer Meagher, der sich durch seine Kunstsprünge auf dem Eise auszeichnet.



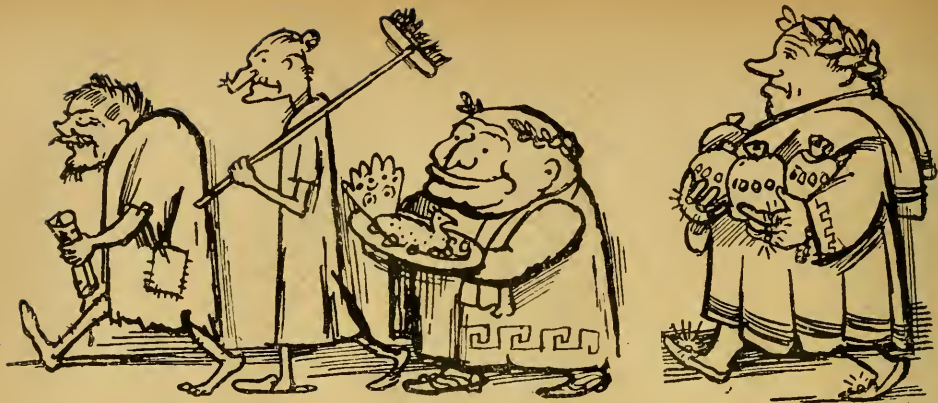
Der deutsche Meisterläufer Paul Kreckow.

Paul Kreckow führt die schwierigsten und höchsten Sprünge auf Schlittschuhen aus. Im Vorjahre besiegte er alle nordischen und englischen Kunstläufer.

Mieger) nach Europa und zeigte hier seine Kunst. Er war auch auf der Kunsteisbahn des Berliner Eispalastes zu sehen. Der Kanadier konnte über mehrere Stühle springen, setzte über vier bis fünf Tonnen hinweg und lief blitzschnell nach einem kräftigen Anlauf auf einem Fuß zwischen im Zickzack aufgestellten Flaschen hindurch.

Unsere Eiskunstläufer pflegen das Sprin-

gen weniger, weil sie die Kunst des Eislaufs nicht in solchen akrobatischen Vorführungen sehen, sondern mehr auf Schönheit und Anmut der Bewegung Wert legen. Es sieht zwar sehr kraftvoll aus, wenn man einen hohen Sprung auf dem Eise ausführt, aber hübscher ist ein anmutiger Tanz oder ein großer Bogen in schöner Haltung, einzeln, zu Paaren oder in langer Reihe.



Thersites, der durch
seine Häßlichkeit be-
rühmt war.

Xanthippe, die ihrem
Manne Sokrates das
Leben schwer machte.

Lucullus, der seinen
Ruhm durch große
Schlemmereien erwarb.

Kroesus, der durch sei-
nen Reichtum Be-
rühmtheit erlangte.

Berühmtheiten, die ihren Ruhm nicht verdienen

Es ist merkwürdig, wie viele in der ganzen Welt berühmte Menschen es gegeben hat, die gar kein Anrecht darauf haben, berühmt geworden zu sein. Wer könnte z. B., ohne erst im Lexikon oder sonstwo nachzuschlagen, sagen, was den alten Griechen Thersites berühmt gemacht hat? Der ganze Kerl war so beschaffen, daß er auf alles andere eher Anspruch gehabt hätte, als auf Jahrtausende alten Ruhm. Stellt Euch einen mords-häßlichen, rothaarigen, schielenden, schlecht gekleideten, unfauberen Burtschen vor, dessen Hauptbeschäftigung darin bestand, seinen lieben Nächsten alles erdenkliche Schlechte nachzusagen, sie zu begeistern, zu verleumden, — kurzum, einen „angenehmen Mitbürger“. Diese merkwürdige Betätigung hat ihn zunächst in seiner Vaterstadt, dann darüber hinaus in Griechenland, dann über Griechen-land und die Jahrhunderte hinaus in der ganzen Welt bis auf den heutigen Tag berühmt gemacht. Sollte man solches für möglich halten?

Eine andere eigenartige Berühmtheit war die liebliche Xanthippe, des weisen Sokrates Hausfrau. Auch sie hat sich den Rang und die Würde einer „Weltberühmtheit“ errungen. Auch ihre Leistung bestand in ungezügelmtem, schrankenlosem Mißbrauch der Zunge und Sprache. Dadurch wurde sie zum Urbild der zänkischen Frau.

Da war im alten Rom auch ein dicker Herr, der sich auf die Zubereitung der köst-

lichsten Speisen und auf die trefflichere Auswahl der besten Köche meisterhaft verstand. Was es damals an Delikatessen in- und außerhalb der Jahreszeit gab, was findige Köpfe an neuen, raffinierten Leckereien ersinnen konnten, dafür hatte Lucullus feinsten Spürsinn. Diese besondere Begabung hat ihn berühmt gemacht.

Was hat schließlich Kroesus für die Welt geleistet, daß sein Name zu sprichwörtlicher Berühmtheit gelangt ist? Er war reich, soll sogar sehr reich gewesen sein. Am Ende seines Lebens sah er ein, daß Reichtum nicht glücklich macht. Aber deswegen verdient er doch wahrlich nicht, unter die Unsterblichen der Erde aufgenommen zu werden!



Scherzfrage

Was ist ein Neger, der seinen Vater aufrißt? (Ein Kannibale!) Und wenn er seine Mutter auch noch aufrißt? (Dann ist er eine Waise!) Und wenn er seine Verwandten aufrißt, was ist er dann? — (Satt!) — Und wo findet ein solcher Mensch noch Sympathie? — (Unter S im Konversationslexikon.)

Die Wunderkraft des Magneteten

Das Vorhandensein der Kraft, die wir heute in der Physik mit „Magnetismus“ bezeichnen, war schon in der alten Welt bekannt. In der chinesischen, indischen und griechischen Sage wird von Magnetbergen berichtet, die eine so starke Anziehungskraft besitzen sollten, daß kein Mensch, der irgendwie Eisen an sich trug, sie besteigen konnte. Als noch gefährlicher schildert die Sage die Magnetberge, die im Meere verborgen liegen: sie entziehen allen vorüberfahrenden Schiffen die Eisenteile, so daß die Fahrzeuge auseinanderfallen und die Mannschaft mit der Ladung untergehen muß. Doch hat man bei allen heute bekannten Magnetbergen, auf Elba, Santo Domingo und an anderen Orten von den genannten Wunderwirkungen nichts gespürt.

Durch vielfache Versuche ist man so weit gekommen, sich die magnetische Kraft dienstbar zu machen. Während früher das Beladen schwerer Eisenteile eine sehr mühsame Arbeit war, verwendet man jetzt häufig zum Heben und Beladen riesige Elektromagnete. Das sind meist tellerförmige Magnete, die durch einen elektrischen Strom gespeist werden. Ganz gewaltige Mengen Eisen vermag ein solcher Magnet anzuziehen, der zum Beladen von Barren, Eisenträgern und sonstigen schweren Eisengegenständen benutzt wird. Welche Kräfte einem elektrischen Magneten innewohnen, zeigt das nebenstehende Bild, auf dem ein Mann eine Kette als Klettergerüst benutzt. Die Kette, an der der Mann hochklettert, ist magnetisch an dem an drei Ketten hängenden zylindrischen Körper aufgerichtet. Dieser zylindrische Körper ist ein Riesen-Elektromagnet. Die Kette ist mit einem Ende im Erdboden verankert, während am anderen Ende eine Eisenkugel befestigt ist. Die Anziehungskraft des Magneten auf die Kugel ist nun so gewaltig, daß die Kette straff gezogen wird, ohne daß die Kugel und der Magnet sich berühren. Ja, sogar das Gewicht des an der Kette hängenden Mannes vermag noch nicht die Kugel vom Magneten zu entfernen.

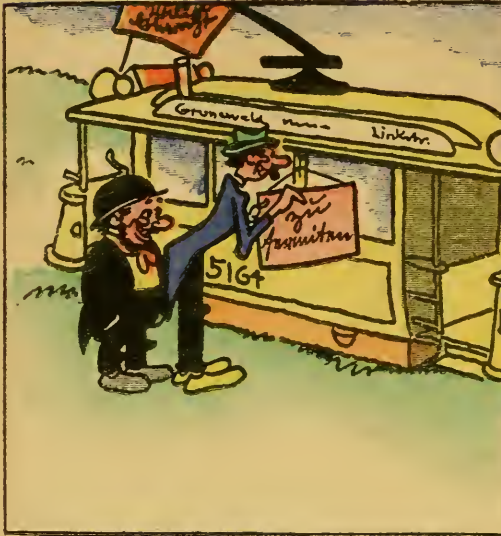


Ein Riesen-Elektromagnet, der die an der Kette befestigte Kugel so kräftig anzieht, daß sie sogar das Gewicht eines Mannes trägt.



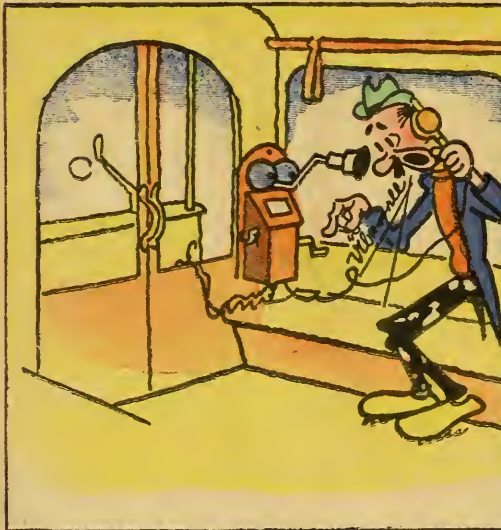
Die nichtmützigen Ofre

1. 80



1. In „Villa Eintracht“, die gemeist man,
Ganz wunderschön inzwischen haust man.

2. Beim warmen Ofen steckt man dann
Vergnügt sich einen Tabak an.



5. Doch Laatsch entspringt ihm Knall und Fall
Und ruft zur Wache: „Ueberfall!“

6. Die grüne Wache ist nicht weit —
Die grüne Wache ist bereit.

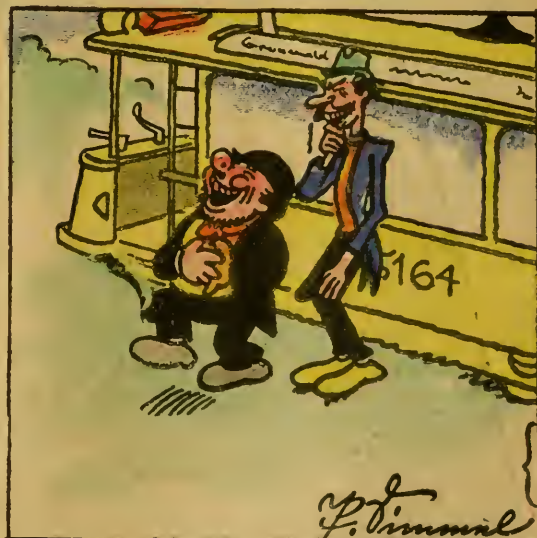
Die von Laatsch und Bommel

ung.



Doch grausam stört nun das Idyll
Ein „Kriminal“, der etwas will.

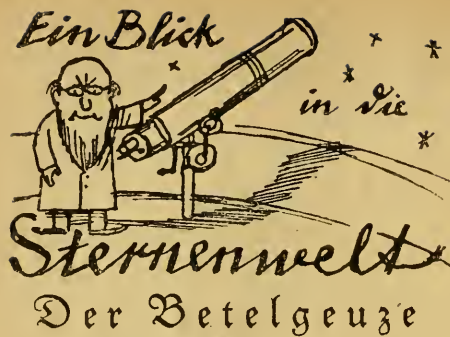
4. Er will die Missetäter holen,
Weil sie die Straßenbahn gestohlen.



Laut brüllt der Laatsch: „Den haltet mal!“
Da packen sie den Kriminal.

8. Man sagt zwar stets, das Gute siegt:
Doch sieht man hier, das Sprichwort trügt.

(Fortsetzung dieses Streiches in 14 Tagen.)



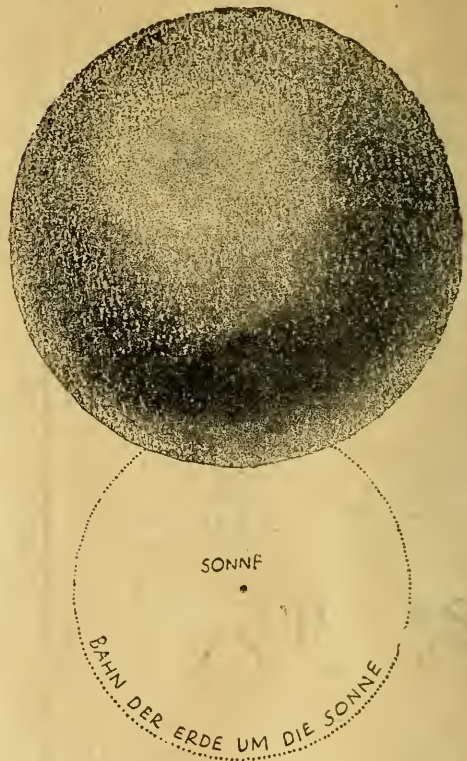
Ein junger Riesenstern im Sternbild des Orion.

In den letzten Jahren sind sehr wichtige astronomische Forschungen angestellt worden, die unsere Kenntnisse über den Sternraum bedeutend erweitert haben. So hat man Methoden erfunden, die Größe der fernen Sonnen genauer zu messen, und es gelang bei einem der hellsten Sterne des Himmels, den Durchmesser zu bestimmen. Es ist der Stern „Betelgeuze“ im Sternbild des Orion. Betelgeuze, ein junger Stern, strahlt in rötlichem Licht.

Um nur einigermaßen verstehen zu können, was für ein Riese dieser Stern gegenüber unserer Sonne ist, stelle man folgende Ueberlegungen an: Man könnte in die hohl gedachte Sonne 1 300 000 Erdkugeln hineinfüllen, denn der Durchmesser unserer Sonne ist 109 mal größer als der der Erde. Der Durchmesser des Sternes Betelgeuze ist nun aber wieder 300mal größer als der der Sonne. Wollten wir uns die drei Körper Erde, Sonne, Betelgeuze bildlich in ihren Größenverhältnissen vor Augen führen, kämen wir zu folgender Gegenüberstellung: Geben wir der Erde die Größe eines Stachnadelkopfes, so müßten wir unserer Sonne die Größe eines Fußballes geben. Betelgeuze aber könnten wir gar nicht mehr darstellen, denn er ergäbe in diesem Maßstab eine Kugel von 66 Metern, also eine Kugel, deren Durchmesser $3\frac{1}{2}$ mal so groß ist wie der eines vierstöckigen Großstadthauses.

Von Betelgeuze aus gesehen kann unsere eigene Sonne gar nicht mehr mit freiem Auge wahrgenommen werden, während dieser Riesenstern uns sehr hell erscheint. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß in den Riesensternen die Gase, aus denen sie bestehen, bedeutend feiner verteilt sind als in einem Zwergstern, wie es die Sonne ist. Man begreift das am besten, wenn man sich folgen-

des Vergleichsbild macht: Ein Liter Wasser nimmt nur einen kleinen Raum ein; dafür ist aber der Stoff in diesem Raum dicht. Verdampfen wir den Liter Wasser, so erfüllt der Wasserdampf eine ganze Küche. Jetzt aber sind die Wasserteilchen weit verstreut, die Dichte des Stoffes ist gering. Nun, unsere Sonne ist dem Liter Wasser, Betelgeuze dem großen Wasserdampfraum zu vergleichen. Die Sonne ist ein alternder Stern, in dem die glühenden Gase sehr dicht sind; Betelgeuze ist eine jugendliche Sonne, in der die Gase weit lockerer sind. Auch unsere Sonne war einmal viel größer als heute, und Betelgeuze wird nach jahrmillionenlanger Entwicklung unserer Sonne an Größe und Dichte gleichen.



Bildliche Darstellung des Riesensternes Betelgeuze im Sternbild des Orion, der 300 mal größer als die Sonne und 32 700 mal größer als die Erde ist. Die schwarze Kugel stellt das Größenverhältnis des Betelgeuze zur Sonne und der Erdbahn dar. Die Bahn, die die Erde um die Sonne beschreibt, ist nur $\frac{1}{3}$ mal so groß wie der Umfang des jungen Riesensternes Betelgeuze.

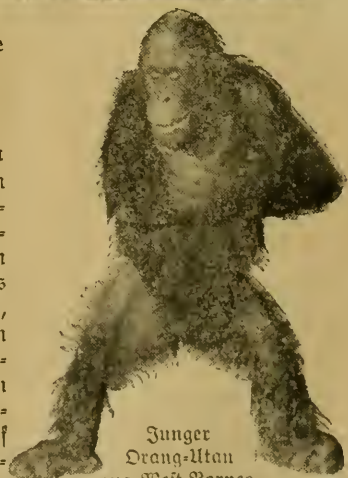


Der Affengreis,
ein riesiger Orang-Utan, der fünfzig Jahre alt ist und seine
letzten Tage in einem zoologischen Garten verbringt.

„Waldmenschen“

Den „Philosophen“ unter
den Affen nennt man den
Orang-Utan oder „Wald-
menschen“, denn stundenlang
pflegt er auf einem Fleck zu
liegen und grübelnd vor
sich hin zu starren. Trotz
seiner großen Körperkraft ist
er kein gefährliches Tier,
verschmäht als Nahrung alle
lebenden Tiere und nährt
sich nur von Obst. Menschen
sind ihm gleichgültig. Wenn
ein Forschungsreisender die-

sen durch ihre wulstigen
Hautlappen an den Wangen
und den langbehaarten, un-
geheuren Armen so er-
schreckend häßlichen Tieren
in den Urwäldern Borneos
und Sumatras begegnet,
glohen sie ihn meist von
ihrem Baumsitz herab minu-
tenlang an und entfernen
sich dann mit charakteristi-
scher Umsichtigkeit stets auf
den bequemsten Nisten be-
dächtig von Baum zu Baum.



Junger
Orang-Utan
aus West-Borneo.



Fridolin erzählt eine Geschichte, in der 30 Städte versteckt sind.

Otto und Fritz waren in den Forst gegangen, als es plötzlich zu gießen begann. Es regnete so stark, daß sie gleich bis auf die Hemden durchnäßt waren; das machte ihnen natürlich rechtes Unbehagen.

„Der Guß kann höchstens zwei Minuten dauern,“ sagte Otto.

„Nein, das ist ein Landregen,“ belehrte ihn Fritz, „und hier unter den Linden haben wir gar keinen Schuß. Aber links von den Ulmen weiß ich eine Höhle, darin können wir uns solange verbergen, bis das Unwetter vorüber ist. Komm!“

„Sag' an, Fritz,“ fragte Otto ein bißchen ängstlich, „ist die Höhle denn auch leer?“

„Sei doch nicht so albern, wer sollte denn darin sein? Komm nur.“ Und damit zog er seinen Kameraden fort. Da war auch schon die Höhle. Die war geräumig wie eine Halle und schön trocken.

„Hier tropft einem der Regen wenigstens nicht auf die Glage,“ rief Fritz lustig aus; „trockene Blätter liegen auch hier herum, wir wollen uns unsere Indianerpfeifen stopfen.“

„Nein,“ meinte Otto, „Du sollst mich mit dem dummen Rauchen in Ruh' lassen, ich möchte lieber was zu essen haben.“

Aber Fritz hatte schon eifrig seine Tonpfeife mit trockenen Blättern angefüllt und fing an zu qualmen.

„Du rauchst ja wie'n Ofen,“ klagte Otto, „und verpestest die ganze Luft!“

Draußen rauschte der Regen wie ein großer Strom.

Otto hatte in der Höhle einen kleinen Hammer gefunden und beklopfte damit die Wände.

„Hör doch mit dem Lärm auf,“ bat Fritz, „mir wird schon ganz elend.“

„Aber nicht von dem Lärm, sondern von Deinem dummen Rauchen!“

„Hab' doch Erbarmen, mir ist ganz schwarz vor den Augen!“

Aber Otto lachte nur. „Der Regen hat aufgehört, jetzt wollen wir gehen.“

„Ach, ich kann nicht,“ sagte Fritz, „hätte ich nur einen Stock oder eine Stütze. Woran kramere ich mich jetzt?“

„Soll ich Dich vielleicht tragen, Fritz, daß alle lachen, wenn wir auf dem Hof ankommen?“

„Nein, wir wollen uns erst mal ins Freie begeben.“

Und wirklich — in der lauen Luft wurde ihm gleich besser.

„Weißt Du, Otto,“ sagte Fritz, „die Höhle ist mir unheimlich, ich gehe nicht wieder hinein.“

„Die Höhle ist ganz schön,“ meinte Otto, „aber Dein Rauchen, das war scheußlich — und nun hast Du die Strafe dafür, daß Du Deine Torheit nicht besiegen konntest.“

„Herzlieb, ich habe ja meine schöne Pfeife in der Höhle gelassen!“

„Und ich meinen Hammer!“

„Weißt Du was, Otto, wenn ich wieder vorüberkomme, nehme ich Deinen Hammer und zertöppere damit meine Pfeife. Bist Du nun zufrieden?“

(Auflösung folgt in der nächsten Nummer.)

Aus Onkel Toms's Werkstatt



Neulich sah ich in der Elektrischen. Da kam der Kontrolleur, und ich griff in die rechte Rocktasche, in die ich, wie ich genau wußte, eben meinen Fahrschein gesteckt hatte. Er ist

nicht da! Ich durchsuchte jeden Winkel der Tasche — der Kontrolleur nähert sich — ich wühle weiter. Da sagt ein Herr mit tiefer Stimme neben mir: „Sieber Mann, möchten Sie nicht endlich mal die Hand aus meiner Tasche nehmen?“

*

Ein sehr verdächtig aussehender Mann fragt nachts in einer ziemlich unverschämten Weise einen Herrn, wie spät es sei, worauf der Herr ihm eine fürchterliche Ohrfeige versetzt und zugleich sagt: „Ein Uhr.“ Der Strolch hält sich die Wade und sagt: „Na so'n Glück, Herr Doktor, daß ich Ihnen nicht vor einer Stunde gefragt habe.“



Die Schule im Jahre 2000:
Geographiestunde über der Ostsee: „Wir nähern uns jetzt Ahlbeck — — —“

Die Schule im Jahre 2000

Wenn die Schulen erst soweit sind, daß jede Klasse ihr eigenes Flugzeug hat, wird das Lernen eine wahre Freude sein. Keiner wird dann mehr fehlen wollen, im Gegenteil: wer nicht aufmerksam ist und seine Schularbeiten nicht ordentlich macht, muß zu Hause bleiben und darf nicht in die Schule kommen.

„Morgen und übermorgen,“ sagt dann der Lehrer, „haben wir Flugschule. Sechs Uhr früh ist die ganze Klasse auf dem Schuldach! Wir fliegen nach Lappland. In Swinemünde ist Frühstückspause. Dann fahren wir über die Ostsee nach Schweden. In Gamvik wird übernachtet. Daß mir aber dort nicht wieder Privatausflüge gemacht werden! Schulze und Schwibede bleiben zur Strafe zu Hause. Schulze hat das letzte Mal, als wir über London flogen, in die Themse gespußt — — —“

„Herr Lehrer, da war mir schlecht — — —“ jagt Schulze.

„Schön, mein Sohn,“ meint der Lehrer, „diesmal wird Dir zu Hause besser sein. — Und Schwibede,“ fährt er fort, „Schwibede darf nicht mit, weil er neulich am Propeller gedreht hat.“

Am anderen Morgen ist die Klasse pünktlich auf dem Dach. Schulze und Schwibede sind natürlich auch da und geloben heulend Besserung. Na, der Herr Lehrer ist wie immer kein Unmensch. Sie dürfen also mitfahren.

Und dann geht es los. Früher sagte der Lehrer: „Krause, Du sollst nicht immer zum Fenster hinaussehen.“ Jetzt sagt er: „Krause, wenn Du nicht hinauskuckst, bekommst Du einen Tadel.“

Der schönste Augenblick aber ist die Landung in Lappland. Und nur einen Fehler hat die Schule im Jahre 2000: man freut sich gar nicht mehr, wenn die Schule aus ist, und geht sehr ungern nach Hause.



Die Sieger der S-Geschichten

Aus meiner Preisaufgabe in Nr. 2.

Ich bin tief gerührt, liebe Freunde und Freundinnen. Ihr habt mir mit Euren rücksichtsvollen Geschichten ohne „s“ wunderschöne Stunden bereitet. Aus allen Teilen Deutschlands kamen die Einsendungen, und die Wahl, welchen drei s-loosen Geschichten ich die Preise zuerkennen sollte, fiel mir schwer. Reizende Erlebnisse, Anekdoten, alte schöne Wiße, wie sie Onkel Tolbi liebt, wurden mir da erzählt, und es war eine Wohltat, in keiner dieser Einsendungen ein s zu entdecken. Auch Verse bekam ich ohne s. Vielen, vielen Dank! Onkel Tolbi, der immer mitlas, meinte zwar, Verse ohne s seien nicht möglich. „Aber doch!“ sagte ich. „Nein,“ meinte Onkel Tolbi, „wenn man Verse ohne s schreibt, sind es bloß noch Vere.“ Dieser Witz sieht ganz nach Onkel Tolbi aus.

Leider konnte ich nicht alle Einsendungen mit einem Preise bedenken, obwohl viele sich große Mühe gemacht hatten. Ich hatte drei Bücher nach Wahl im Werte von je 50 M. ausgesetzt. Als Sieger gingen hervor:

1. Trudel Helmling, Neustadt a. d. S., Magburgstraße 16a.
2. Erich Hentschel, Berlin N. 24, Friedrichstraße 118/19, IV.
3. Walter Kauffmann, Diebrich a. Rhein, Schloßstraße 15.

Ich drucke hier eine der mit einem Preise ausgezeichneten Geschichten ab:

Trudel Helmling erzählt die Fortsetzung der Geschichte ohne S:

Ich kam nicht dazu, meine Worte zu beenden. Der Unglückliche, der um ein Haar den eigenen Vater angefallen und beraubt, womöglich gar getötet hätte, fiel vor dem alten Mann nieder und flehte: „Ja, ich bin wirklich der, den Du in mir gahnt. Verkommen und von aller Welt aufgegeben, wäre ich heute zum Verbrecher geworden, aber

wie auf ein Zeichen vom Himmel wurde von Dir, mein Vater, mein Weg gekreuzt, und die frohen und reinen Tage meiner Kindheit wieder vor mir lebendig. Vater, führe mich, wie in jenen Kindertagen, zeige mir von neuem, Recht zu tun und Unrecht zu meiden, hilf mir, Dein brauchbarer und würdiger Nachfahre, eine Stütze der Familie zu werden.“ Da drang ein Ton, wie nur langgehegter Gram ihn dem gequälten Herzen entringt, an mein Ohr: Der harte Vater weinte.

Und weinend barg er die tödliche Waffe, zog den reutigen Wiedergefundenen zum Vaterherzen und gelobte: „Kehre wieder, mein Kind, zur Heimat; auch ich habe Unrecht getan, da ich Dich vor meine Tür gejagt, bleibe fürderhin bei mir, ich will Dir mit allen Kräften helfen, Dein Leben von neuem zu beginnen.“

Ich hatte mich im Hintergrund gehalten. Tiefbewegt trat ich jetzt vor, ergriff beider Hände und bekundete ihnen meine herzliche Freude über ihr Wiederfinden. Nach warmem Händedruck gingen wir voneinander, dort Arm in Arm die Wiedergefundenen, hier ich, der vor wenigen Minuten noch heitere Frißolin. Warum war meine Heiterkeit fort, erledigt, enthüpft, zerplagt, in Atome verwandelt? Weil ich ein Ende mit dem Unglücksbuch taben trotz Qual und Krampf nicht aufhalten kann — denn jetzt mache ich:

O weh! S ch I u ß! Uff!

Rätsel-Ecke

Erst-Rätsel.

In folgenden Wörtern ist der Anfangsbuchstabe durch einen anderen so zu ersetzen, daß wieder Hauptwörter entstehen, deren Anfangsbuchstaben ein Sprichwort ergeben.
Geier — Sang — Ulm — Raum — Feder — Seine — Feld — Ilse — Kunde — Ost — Kunst — Laube — Ada — Beil — Heller — Korn — Ort — Daune — Hast — Trab — Oder — Helle — Ast — Wonne — Vase — Asche — Kuß.

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

an — bach — berg — del — der — dom — e — e — eis — em — glatt — hund — in — jagd — ke — li — man — mett — mi — ni — niom — nus — o — pe — pfaß — phi — ross — sel — si — tau — tät — tel — ful — u — ver — wol — wurst — ze

sind 17 Wörter zu bilden, deren Endbuchstaben von oben nach unten und deren Anfangsbuchstaben von unten nach oben gelesen einen Ausspruch ergeben. Die Wörter bedeuten: 1. Gebirge in Deutschland. 2. Berühmten Schlachtfeld. 3. Geogr. Bezeichnung. 4. Luftbildung. 5. Bekleidungsstück. 6. Lasttier. 7. Vogel. 8. Blume. 9. Volksstamm. 10. Nahrungsmittel. 11. Sitz eines berühmten Orakels im Altertum. 12. Stadt in Deutschland. 13. Prophet. 14. Wintererscheinung. 15. Bildungsanstalt. 16. Hunderrasse. 17. Mädchenname.

Auflösungen der Rätsel aus Nr. 4.

Silben-Rätsel.

„Beständigkeit sucht zum Ziele.“

1. Bischof. 2. Esen. 3. Seife. 4. Teppich.
5. Araber. 6. Everest. 7. Nichtsnutz. 8. Donau.
9. Islam. 10. Geschütz. 11. Kolibri. 12. Erde.
13. Igel. 14. Tinte.

Rätsel-Gleichklang: Gemach, gemacht.

- Ergänzungsrätsel: 1. Wagen, wagen.
2. Dingen, dingen. 3. Wachen, wachen.
4. Sagen, sagen.

Fridolins Lachkabinett

Bauer zum Knecht: „He, Sepp, host den Sack Haber 'nein g'fahren zum Bräu?“
Sepp schweigt.

Bauer: „Du Sepp, hast net g'hört?“ Er wiederholt seine Frage.

Sepp schweigt.

Bauer: „Kreuzbombenelement, ob den Haber 'nein g'fahren hast zum Bräu, hab' i g'fragt!“

Sepp: „Joa.“

Bauer: „Warum hast denn vor'ft net geredt?“

Sepp: „I hab halt grad mei Maul so schön zug'habt.“

*



Ein kleiner, fein gekleideter Knabe wird beim Spielen von einem Gassenjungen angerannt.

„Verzeihung,“ sagt der wohlerzogene Knabe.

„Was?“ meint der Gassenjunge, „willst vielleicht 'ne Maulschelle haben?“

Und der wohlerzogene: „Da muß ich erst meine Mama fragen, ich darf eigentlich nichts von fremden Leuten annehmen.“

*

„Ihr Freund hat aber einen herkulischen Körperbau; er huldigt wohl fleißig einem kräftigenden Sport?“

„Jawohl, dem Möbeltran—sport!“

„Na, Junge, bist Du auch fleißig in der Schule, hast Du denn einen guten Platz?“
„Gewiß doch, ganz nahe bei'm Ofen.“



*

Karl kommt mit einer Kaze unterm Arm zu Frau Müller und sagt: „Hier bringe ich Ihren entflohenen Kanarienvogel und bitte um die dem Wiederbringer versprochene Belohnung.“

„Aber Du bringst ja gar keinen Kanarienvogel, sondern eine Kaze,“ sagt Frau Müller ärgerlich.

„Das schon,“ meint Karl trocken, „aber Ihr Kanarienvogel ist drin.“

*

Der kleine Peter kommt zum erstenmal in den Zoologischen Garten. Beim Anblick des Elefanten befällt ihn ein maßloses Erstaunen. Plötzlich wendet er sich an den Vater mit der wissensdurstigen Frage:

„Vater, bitte, bitte . . . warum fressen denn die Elefanten mit dem — Schwanz?“



Benjamin Rumpfe, der alle 14 Tage einen neuen Beruf sucht!

Er wird Barbier.

Zeichnungen von Ast



1. Nun lernt der Benjamin Barbier,
Am Ende, denkt er, schaff' ich's hier.



2. Der Meister fort, das ist famos,
Jetzt geht sofort das Lernen los.



3. Man sieht, wie er die Haare brennt,
(Talent bleibt eben doch Talent!)



4. Mit einer Schere stutzt er dann
Den Damenlockenkopf zum Mann.



5. Flott feist er drauf ein Angesicht,
Der Meister schätzt die Arbeit nicht.



6. Beschleunigt muß er weiterziehen,
Auch das war nichts für Benjamin.
Fortsetzung in 14 Tagen.



HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORT, SPIEL, SPASS UND ABENTEUER



Ein Nasenaffe, „Rahau“ genannt, der auf Borneo lebt und von den Eingeborenen als Dämon gefürchtet wird. (Zu dem Artikel „Seltsame Tiere“ auf der nächsten Seite.)



Seltame Tiere



Die Tierwelt der tropischen Länder ist reich an seltsamen Gestalten, deren Schilderung wie ein Märchen klingen würde, wenn wir uns nicht durch photographische Bilder überzeugen könnten, daß diese Tiere tatsächlich in den fernen Ländern leben. Ein Nasenaffe, auch



Der Gibbon, ein Langarmaffe, der wegen seiner verrückten Sprünge „der Vogel unter den Affen“ genannt wird.

Kahau genannt, der auf Borneo lebt, trägt seinen Namen nicht zu Unrecht, denn er hat eine lange, gekrümmte, gurkenförmige Nase, die bis auf den Mund niederhängt. Bei den alten Nasenaffen hängt das merkwürdige Riechorgan sogar wie ein schlaffes Pendel über den Mund herab, und die Tiere müssen es mit der Hand oder dem Fuß beiseite schieben, wenn sie ihre Nahrung einnehmen wollen. Die Nasenaffen sind sehr gesellige Tiere. Sie finden sich abends und morgens zu großen Gesellschaften zusammen und unterhalten sich auf ihre Art, indem sie ein nicht gerade wohlklingendes Geheul erheben, das wie „Kahau“ klingen soll und ihnen auch den Namen Kahau eingetragen hat. Die Nasenaffen sind tüchtige „Sportleute“: sie springen in ein, zwei Sägen vor den höchsten Bäumen hinunter und zeigen sich auch sehr gewandt im Schwimmen.

Ein Vetter des Kahau ist der Gibbon oder Langarmaffe, dessen Arme bis auf den Boden reichen, wenn das Tier aufrecht steht. Beim Gehen auf allen vieren sind die übermäßig langen Arme dem Gibbon nur hinderlich, er bevorzugt deshalb das Klettern und entwickelt dabei eine solche Behendigkeit, daß man ihn den „Bogel unter den Affen“ genannt hat. Eine besondere Art des Langarmaffen, der Ungka, macht sogar Sprünge von 12 Metern und fängt Vögel im Fluge. Der Gibbon ist in mancher Hinsicht dem Menschen sehr ähnlich. Der kleine, eiförmige Kopf erinnert in der Form an den menschlichen Kopf. Auch

das „Handtrinken“, bei dem der Affe mit der hohlen Hand Trinkwasser schöpft, erinnert stark an menschliche Bewegungen. Die „Sprache“ ist freilich nicht gerade menschenähnlich. Sie ist sehr verschieden bei den einzelnen Arten der Gibbons und wandelt sich von einem scharfen Trillern bis zu einem mißtönenden Gebrüll, das ohrenzerreißend klingen soll und die Bewohner der hinterindischen Bergländer, wo diese Affen hauptsächlich leben, oft unsanft aus dem Schlafe weckt.



Der Bommi, ein Fisch, der auf Bäume klettert.

Der Bommifisch, der in Afrika lebt und oft sein nasses Element verläßt, um sich auf den Bäumen Insekten zu fangen.

Seltam wie sein Name ist der Bommi — ein afrikanischer Fisch,

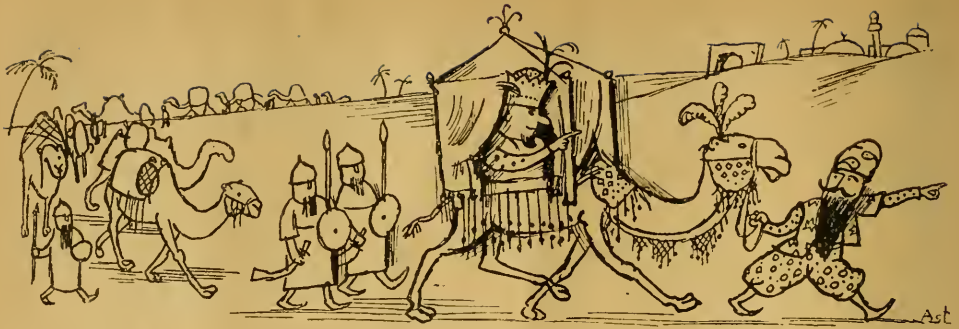
der springen und klettern kann und stundenlang außerhalb des Wassers zuzubringen vermag. Dieses drollige Geschöpf, das aussieht wie ein glockenhängiger Molch, klettert mit Hilfe seiner Flossen und des Schwanzes an Baumwurzeln empor, nicht nur um Insekten zu fangen, sondern zu seiner Unterhaltung. Oft vergnügt sich eine ganze Gesellschaft



Karl protestiert gegen die seltsamen Tiere: „Solche Tiere gibt's ja gar nicht!“

Bommis mit Klettern und Springen. und es sieht sehr komisch aus, wenn die scheuen Gesellen beim geringsten Geräusch sich wie auf Kommando von den Zweigen ins Wasser hinunterpurzeln lassen. Wird der Bommi gereizt, so richtet er seine Rückenflossen empor und sieht dadurch wie ein kleiner böser Drache aus. In dieser Stellung flöht er dann kleineren Tieren wohl Furcht ein. Feinde hat er wenige, denn sein Fleisch ist so unschmackhaft, daß die Küstenvögel und andere Tiere es verschmähen.

Nur einige Fische stellen ihm nach, und wenn diese dem Bommi nahen, so schnellst er aus dem Wasser empor und entkommt so seinem Feinde, der ihm nicht folgen kann. Er nährt sich von Insekten sowie kleinen Krebsen und gehört zur Gattung der Grundeln. Diese Art Fische kann infolge ihrer eigentümlichen Atmungsorgane stundenlang außerhalb des Wassers leben.



Der persische Kolumbus

Sultan Ahmed al Kaschir hörte eines Tages, es sei einem abendländischen Gelehrten mit Namen Colombo der Nachweis gelungen, daß die Erde tatsächlich eine Kugel und nicht, wie man bisher angenommen, eine flache Scheibe sei. Denn jener Colombo hätte durch Zufall auf der unbekannten Seite der Erde ein höchst geheimnisvolles und interessantes Land entdeckt, von dessen Vorhandensein bisher niemand etwas gewußt habe.

Sultan Ahmed, der sehr ehrgeizig war, beschloß, die Wahrheit von der Kugelgestalt der Erde nachzuprüfen und gleichfalls in westlicher Richtung eine Reise um die Erdkugel zu unternehmen, denn logischerweise müsse man nach einer Reihe von Tagen aus Osten kommend zum Hofe des Fürsten zurückgelangen.

Obwohl der Wesir dringend davor warnte, diese schreckliche Reise zu unternehmen, brach Ahmed eines Morgens mit vielem Reisegepäck auf, und der Wesir hätte das Abenteuer schließlich nicht so furchtbar gefunden, wenn er nicht selber hätte mitreisen müssen. So seufzte

er viel, wenn er allein war, schimpfte auf jenen verrückten Colombo und nicht zum wenigsten auf Ahmed selber.

Aber am zweiten Tage begann Ahmed bereits zu fragen, ob denn noch nicht die Türme der Heimatstadt aufstuchten, und am dritten Tag wurde der Fürst auf eine sehr gefährliche Weise ungnädig, indem er von Kopfschlägen und ähnlichen ungemütlichen Dingen sprach. Der Wesir zerbrach sich den Kopf, wie er es anstellen solle, um die Erde herum zu kommen und doch bald wieder zu Hause zu sein. In seiner höchsten Not ließ er in der Nacht zum vierten Tage, als Ahmed schlief, die Karawane einen großen Bogen zur heimatischen Stadt zurückmachen.

So geschah es, daß Ahmed, der Weise, die Reise um die Erde als einziger in sieben Tagen zurücklegte, denn am Abend des siebenten Tages schimmerten am westlichen Horizont die Türme der Residenz, über deren Toren heute noch zu lesen steht:

„Ahmed, Colombo der Zweite.“

Der Kampf gegen den Schnee

Wege und Eisenbahngleise müssen in schneereichen Wintern gründlich und schnell von den Schneemassen befreit werden, damit der Verkehr keine Störungen erleidet. Dazu dienen vor allem die Schneepflüge, die in der Regel an der Vorderseite der Lokomotive befestigt werden. Vielfach verwendet man auch Schneepflüge, die, auf eigenen Rädern laufend, von einer oder mehreren Lokomotiven vorgeschoben werden.

Die hier beschriebenen Schneepflüge können aber nur weiche Schneemassen beseitigen. Bei gefrorenem Schnee verwendet man die von Zull erfundene Schneeschleudermaschine, die, von einer eigenen Dampfmaschine betrieben, ein riesiges, vor dem Wagen rotierendes Schaukelrad in Bewegung setzt. Diese Schneeschleudermaschine kann bis 3 Meter hohe Schneemassen mit einer Geschwindigkeit von 10 Km. in der Stunde beseitigen.



Der Kampf gegen den Schnee.
Freilegung einer verschneiten Eisenbahnstrecke mit Hilfe eines radförmigen Schneepfluges, der vor die Lokomotive gespannt wird.

Aus dem Leben eines Taugenichts, der später ein berühmter Erfinder wurde.



In seiner Jugend war Tom Zeitungsverkäufer

liegen bleiben durften. Erst als der kleine Stapel Zettel durch den Morseapparat befördert war, sah er auf. An der Tür stand ein junger, siebzehnjähriger Mensch, dem die Tränen über die Wangen liefen.

„Guten Morgen, Tom!“ rief der Beamte erstaunt, „nanu, warum so traurig?“

„Entlassen,“ gab Tom zur Antwort und trocknete sich mit einem Stück Lappen, das er selber als Taschentuch bezeichnete, die Augen. „Der Packwagen ist in Brand geraten.“

„Der Packwagen? Welcher Packwagen?“ fragte der Telegraphist.

„Ach, Herr Miller,“ begann Tom niedergeschlagen, „Sie wissen doch, daß ich im Packwagen des Zuges, in dem ich mitfahre, die Zeitungen und die Zuckerwaren, die ich auf der Station ausruhe und verkaufe, aufbewahre. Ich habe mir da in der Ecke des Wagens auch ein kleines Laboratorium eingerichtet. Es handelt sich um Streichhölzer.“

„Um Streichhölzer?“

„Ja, die, die man sonst bekommt, brennen doch so schlecht. Ich wollte also versuchen, ob man nicht Streichhölzer machen kann, die besser zünden.“ „Na, und?“ fragte der Beamte belustigt. „Na, und da hab' ich mir ein bißchen Schwefel und Phosphor besorgt.“

„Ich verstehe,“ meinte Herr Miller, „statt der Streichhölzer fing der Packwagen zu brennen an.“

Tom nickte betrübt.

„Und was soll ich nun tun?“ fragte Herr Miller.

„Ich wollte Sie fragen, Herr Miller, ob ich nicht eine Stellung als Telegraphist erhalten könnte.“

„Aber Tom!“ meinte der Beamte lachend, „da müssen Sie doch erst telegraphieren können!“

„Ich kann,“ war die Antwort. „Ich habe mir nämlich im Packwagen — — —“

„Einen Morseapparat eingerichtet?“ fragte Herr Miller lachend.

„Nur ein Modell,“ gestand Tom.

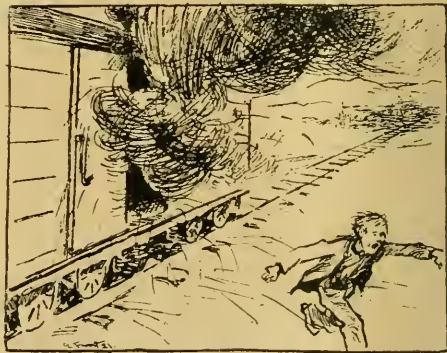
„Beweisen!“ sagte Herr Miller überrascht und stand auf. „Hier, dieses Telegramm dürfen Sie nach St. Louis durchgeben.“

Tom klopfte heimlich sehr das Herz, als er sich an den Morseapparat stellte. Aber dann las er aufmerksam den Text durch, faßte den Hebel und ließ die Zeichen in einer Geschwindigkeit und Sicherheit nach St. Louis laufen, wie es nur der geübteste Telegraphist fertig brachte.

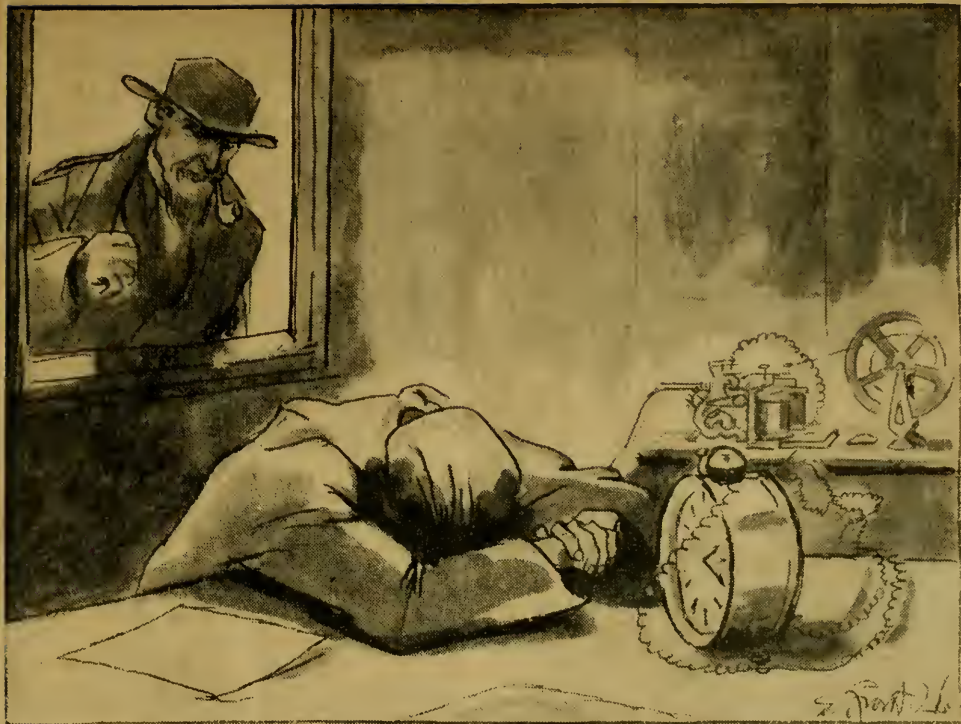
„Teufelskerl,“ rief der Beamte erstaunt, „Sie können's ja besser als ich!“ Er verglich die Kopie, schüttelte den Kopf, sah sich Tom noch einmal an und lief hinaus.

Als er nach zwei Minuten wieder herein kam, sagte er: „Tom, Sie sollen zum Direktor hinauf. Aber erst büßten Sie sich mal den Rock, und waschen Sie sich die Hände — —“

Am nächsten Tag war Tom tatsächlich als Telegraphist des Bahnwärterhäuschens A 26 d angestellt. Seine Arbeit bestand darin, die



Statt der Streichhölzer begann der Packwagen zu brennen.



— Aus dem Leben eines Taugenichts: —

Der Vorsteher blickte zum Fenster hinein und sah den jungen Bahnbeamten schlafen. Vor ihm stand ein rätselhafter Apparat — — —

Züge, die zwischen 9 Uhr abends und 6 Uhr früh die Strecke passierten, der nächsten Station zu melden. Wie stolz war Tom!

Wäre Tom nun ein pflichttreuer Beamter gewesen, so hätte er es bei der Eisenbahngesellschaft, bei der er jetzt als jüngster Telegraphist angestellt war, sicher bis zum Sekretär, vielleicht gar zum Direktor bringen können. Aber Tom hatte den Kopf stets mit anderen Ideen voll, las den ganzen Tag Bücher, experimentierte mit allen möglichen Chemikalien herum und trat am Abend müde seinen Dienst an. Und so geschah es, daß er Abend für Abend neben dem Morseapparat einschlief und erst erwachte, wenn der Zug dröhnend an seinem Häuschen vorbeiraste. Dann drückte er verschlafen auf die Taste, meldete den Zug der nächsten Station — und schlief weiter.

Natürlich blieb diese Unaufmerksamkeit dem Vorgesetzten der nächsten Station nicht verborgen. Es regnete Ermahnungen, aber

anstatt sich zu bessern, kaufte sich Tom einen Wecker, stellte ihn so ein, daß er pünktlich fünf Minuten vor Passieren des Zuges weckte; Tom gab dann seine Meldung und stellte den Wecker auf die Zeit ein, zu der der nächste Zug vorbeikam. Als aber einmal ein Zug mit Verspätung eintraf, kam der Betrug heraus, und Tom wurde mit Entlassung gedroht. Tom versprach, aufmerksam zu sein. Er wollte dem Vorgesetzten alle halbe Stunde ein Zeichen A durch den Apparat senden, als Beweis, daß er nicht schlafte.

Die erste Nacht war Tom auch auf dem Posten, kämpfte gegen die Schlaftrunkenheit und sandte alle halbe Stunde sein A. Aber schon in der folgenden Nacht fühlte er sich so schläfrig und matt, daß er auf Mittel sann, wie er sich der lästigen Kontrolle entziehen könne. Am nächsten Abend schlich er mit einem kleinen Apparat zur Station, den er vorsichtig neben dem Morseapparat aufstellte und durch Drähte mit dem Wecker verband.

(Fortsetzung auf Seite 10.)



Die nichtmützigen Tiere

2. 8 c



1. Jetzt wird die Straßenbahn zur Schenke:
„Hier gibt es Speisen und Getränke.“



2. Die Gäste auf dem grünen Rasen
Bestellen „jünge Gans“ und Hasen.



5. Man zapft auch Wein — am Brunnentrand,
Sandtorten backt man schnell — aus Sand.



6. Doch der Betrug wird bald entdeckt:
Den Gästen hat es nicht geschmeckt.

he von Laatsch und Bommel

egung.



3. Und Bommel ist sehr schnell entschlossen:
Der Bratengang wird frisch geschossen.

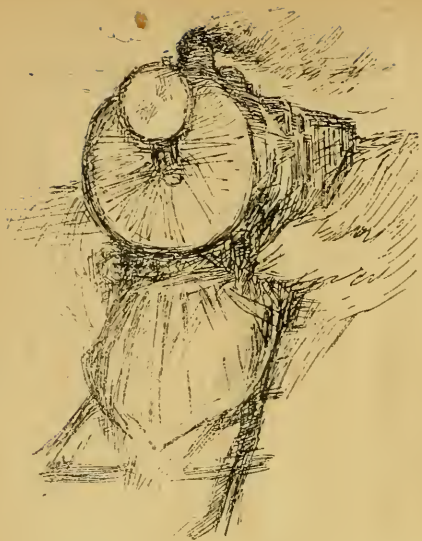
4. Zwar ist die Fälschung nicht beweisbar.
Doch ist 'ne Krähe schwer verpeisbar.



7. Und für den schwer betrog'nen Magen
Geh't's Laatsch und Bommel an den Kragen.

8. Die beiden können nur noch fallen:
„Ja, diesmal sind wir reingefallen!“

(Fortsetzung dieses Streiches in 11 Tagen.)



Dieser Zug sollte von Tom eigentlich angehalten werden, weil ein anderer Zug ihm entgegkam.

Und nun sah er zu, wie alle halbe Stunde ein kleiner Hammer des Apparates auf die Morsetaste fiel und statt seiner den Buchstaben A durch den Draht nach der Station beförderte. Der Apparat funktionierte großartig, und Tom, überzeugt, seine Schuldigkeit dem Vorgesetzten gegenüber erfüllt zu haben, legte sich erfreut zum Schlaf hin.

Der vorgesezte Sekretär ahnte natürlich nichts von dem Betrug Toms.

Da geschah es eines Nachts, daß der Vorgesetzte persönlich die nächstgelegenen Streckenhäuser revidieren ging. So kam er auch an Toms Häuschen vorbei. Wie erstaut war er, als er, durch das Fenster blickend, seinen Beamten schlafend sah . . . Schon wollte er ärgerlich in das Zimmer treten, da fiel sein

Blick auf einen seltsamen Apparat, der auf dem Tischchen neben dem ungetreuen Beamten aufgebaut stand.

„Da will ich doch einmal sehen, wie er sich alle halbe Stunde wecken läßt.“ Die Uhr zeigte auf 3 Uhr, und in einer halben Minute mußte das Zeichen A gegeben werden. Aber die Zeit verging, nichts geschah, und er sah nur, wie plötzlich ein Hebel sich in Bewegung setzte und das Zeichen zur Station beförderte.

Man kann sich denken, wie unliebsam Tom im nächsten Augenblick geweckt wurde. Noch in derselben Nacht wurde er entlassen.

Tom stand nun wieder stellunglos auf der Straße und bemühte sich, einen neuen Posten als Telegraphist zu erhalten. Er fand ihn auch wenige Wochen später bei einer anderen Gesellschaft. Hier aber trieb er es mit seinem Leichtsinne noch schlimmer. Statt sich um seinen Dienst zu kümmern, experimentierte er sogar während der Dienststunden, und so geschah es, daß er eines Tages einen Zug durchfahren ließ, den er hätte anhalten müssen. Erst als der Zug vorbeiraste, erkannte Tom die ungeheure Gefahr, stürzte hinaus, schrie und winkte, aber der Wind machte seine Rufe unverständlich.

Durch einen Zufall erkannten die Lokomotivführer die Gefahr, sie bremsen rechtzeitig, und kurz voreinander kamen die Züge zum Stehen.

Am nächsten Morgen war Tom entlassen, und es wäre wohl nie etwas aus ihm geworden, wenn er nicht außerdem so erfinderisch veranlagt gewesen wäre. Einige Jahre später vervollkommnete er nämlich das heute auf der ganzen Erde gebräuchliche Telephon und die elektrische Glühfadenlampe. Vor allen Dingen aber ist er der Erfinder des Phonographen und des Kinetographen.

Dieser Tom, der als Zeitungsverkäufer und Telegraphist seine Laufbahn begann, heißt Thomas Alwa Edison.

Bob=Schlitten=Sport

Mit Eilzuggeschwindigkeit faust der Bob=Schlitten, in der Sprache der Sportleute einfach „Bob“ genannt, die fast zweitausend Meter lange, geneigte Rennstrecke hinab. Steuer- und Bremsen müssen scharf aufpassen, denn es gilt, bei der blitzschnellen Abfahrt mehrere große, halbkreisförmige Kurven zu nehmen und darauf zu achten, daß die „Machines“ richtig in die Kurve einläuft. Das Bob-

fahren ist keine Spielerei, und meist ist die ganze „Mannschaft“ auf einen bestimmten Schlitten eingefahren. Es gibt seit einigen Jahren auch Bobs, die durch einen Motor angetrieben und wie ein Automobil gelenkt werden. Mit beispielloser Schnelligkeit fliegen diese „Motorschlitten“ über die Bahnen der berühmten Sportplätze. Herrlich ist der Bob=Schlittensport, aber nicht ohne Gefahr.



Bobschlitten in schneller Fahrt an einer steilen Stelle.



Vom richtigen und falschen Rodeln:

Nicht so! Die Haltung ist falsch, der Oberkörper ist vorgebeugt anstatt zurückgelegt, die Hände „kutschieren“ mit dem Strick, die Beine sind gespreizt.

Richtiges — und Falsches Rodeln

„Kann man überhaupt falsch rodeln? Die Rodel läuft doch ganz von selber!“ Ja, das tut die Rodel auch, sogar wenn man nicht richtig auf seinem „Holzröhlein“ sitzt: wenn der Rodler krumm wie ein Fiedelbogen darauf hockt und seine Rodel an der Ziehsehnur kutschiert, oder wenn er die Beine spreizt

und mit den Armen in der Luft fuchtelst. Das ist ebenso häßlich wie falsch, und wenn glücklicherweise sich nur wenig Unfälle ereignen, so liegt das wohl daran, daß die Rodelbahnen in der Nähe großer Städte durchweg flach und ohne Kurven angelegt sind, so daß die „Abfahrt“ nicht gar zu schnell geschieht.



Rodlerin in falscher Haltung, von vorn gesehen; sie hat ihre Rodel nicht in der Gewalt.

Wer aber einmal große, geneigte Rodelbahnen mit ordentlichen Kurven gesehen hat, dem leuchtet ohne weiteres ein, daß der Rodler sein Fahrzeug lenken und dazu auch richtig darauf sitzen muß. Nämlich so: die Hände hinter dem Rücken fassen die über den Sitz nach hinten hinausragenden Längsstreben, der Oberkörper neigt sich leicht nach rückwärts, die Beine werden an den Längsstreben entlang und an den Aufsenausbügen fest angelegt. Man lenkt nun durch leicht.



So rodelt man richtig!

Richtige Haltung: der Oberkörper ist zurückgelegt, die Hände haben Halt an den hinteren Enden der Sitzlängsstreben. Beine und Knie fest angelegt. Zum Lenken nach rechts den rechten Absatz leicht aufsetzen!

teres oder schärferes Niederdrücken des Absatzes, mit dem rechten nach rechts, mit dem linken nach links. Will der Rodler eine Kurve nehmen, so muß er sich selbstverständlich, wie er es ja auch beim Rodeln tun würde, kurveneinwärts neigen. Rodeln und Rodeln ist ein Unterschied, und auf große Bahnen wagt sich nur der Rodler, der Sitz und Lenken beherrscht. Und noch eins: er vergeße nicht, die Aufziehsehnur gut zu befestigen, damit sie nicht auf dem Boden schleifen kann! Solche und ähnliche Unachtsamkeiten haben schon manchmal großes Unheil angerichtet.



Richtiger Sitz, von vorn gesehen. Die Rodel gibt jeder Bewegung nach.



Silvesterfeier bei Onkel Toldi:

Als die Uhr zwölf schlug, erhob sich Onkel Toldi und ließ das neue Jahr samt dem Heiteren Fridolin hochleben.

Prosit Neujahr!

Silvesterfeier bei Onkel Toldi.

Als Onkel Toldi auf den Einfall kam, Fridolin, Laatsch und Bommel und Benjamin Pamppe zur Silvesterfeier einzuladen, war es bereits acht Uhr. „Warum ist mir dieser Gedanke nicht früher gekommen“, dachte Onkel Toldi, „keine Ahnung, wo meine vier verehrten Redaktionskollegen stecken.“ Fridolin war mit seinem Delfin gerade in Afrika, Pampes letzter Aufenthalt war bei einem Haarkünstler gewesen, der ihn unterdessen längst an die frische Luft befördert hatte. Ganz zu schweigen von Laatsch und Bommel, die, seitdem sie den Straßenbahnwagen gestohlen hatten, sehr eifrig von der Polizei gesucht wurden. So stülpte sich Onkel Toldi rasch entschlossen den Hut auf, sandte vorher ein Funkentelegramm über Nauen an Fridolin und versah sich mit der Adresse von Pampes neuem Chef. Dann eilte er zur Polizei. „Entschuldigen Sie“, sagte er, „wissen Sie vielleicht doch ganz zufällig die Adresse von Laatsch und Bommel?“ — „Herr!“ schnauzte ihn der Beamte an, „machen Sie Ihre Silvesterwitze wo anders.“ „Aha“, dachte Onkel Toldi, sie haben die beiden Schlingel also noch immer nicht. Darauf suchte er tief betrübt Pampes neuen Chef auf. „Wo ist Pamppe?“ fragte er sehr höflich. — „Wo der

Pfeffer wächst“, knurrte der Meister. „Bei mir ist er vor fünf Minuten hinausgeflogen.“ Wenn er doch die fünf Minuten gewartet hätte, dachte Onkel Toldi traurig und begab sich nach Hause. Aber als er in sein Zimmer trat, blieb er ziemlich überrascht stehen. Um den Tisch bei einer dampfenden Bowlé saßen die vier Gefuchten, und unter dem Tisch roch es nach Benzin.



Sie fanden zwar Pamppe hinter einer spanischen Wand, aber die Pfannkuchen blieben verschwunden.

„Na, endlich!“ riefen Laatsch und Bommel.
„Wo steckst Du denn?“

„In meinem Mantel,“ gab Onkel Toldi zur Antwort.

„Wir wollen nämlich bei Dir Silvester feiern,“ meinte Fridolin.

„Ich bin schon vor Euch auf den Einfall gekommen,“ sagte Onkel Toldi, und sah Laatsch und Bommel an, „ich war nämlich auf der Polizei und überall, um Euch einzuladen.“ —

Da standen Laatsch und Bommel hastig auf und wollten gehen. Aber Onkel Toldi beruhigte sie, und so wurde es eine vergnügte Silvesterfeier — bis auf die Pfannkuchen. Die waren nämlich plötzlich mit Pampe verschwunden. Pampe wurde zwar schließlich hinter einer spanischen Wand entdeckt, aber die Pfannkuchen blieben für alle Zeit verschwunden, denn er hatte sie bis auf zwei Stück aufgefressen.

Plaudereien mit meinen Lesern

Aber Fridolin!

Was hast Du in voriger Nummer Deinen Lesern aufgebunden? Lucullus, sagst Du, ist nichts weiter als ein dicker Herr im alten Rom gewesen, der gut aß und trank? Das kommt uns vor, wie wenn man vom alten Fritz behauptete, er wäre nur durch den Besitz eines Krickstockes berühmt geworden. Nein, Fridolin, wir lernten im Schweiß unseres Angesichts:

73 vor Christo: Lucullus besiegt König Mithridates,

72 vor Christo: Lucullus treibt Mithridates zur Flucht bis nach Armenien,

69 vor Christo: Lucullus besiegt König Tigranes.

Erst später, als ihn sein Glück verlassen hatte, machte er als Privatmann in Rom durch seine üppigen Gastmähler von sich reden. Aber er war auch ein feingebildeter Mann, in dessen Willen und Gärten stets ein erlebter Kreis von Schriftstellern und Dichtern angetroffen war. Plinius erzählt, daß er die Kirsche, deren Heimat Westasien war, nach Europa gebracht hat. Seien wir den dicken Herrn auch dafür dankbar!

Und Krösus? Nur durch seinen Reichtum soll er bekannt geworden sein? Wir paukten: Krösus, letzter König von Lydien,

breitete sein Reich fast über ganz Kleinasien aus. An seinen Hof kam Solon, der ihn durch seinen Ausspruch reizte, daß niemand vor seinem Tode glücklich zu preisen sei. Er wurde von Cyrus besiegt und gefangen und so weiter, und so weiter. Ist das nichts? Sind Könige, die Gründer von Reichen waren, nicht wert, daß man sich ihre Namen merkt?

Theristes freilich, ja der ist wirklich nur durch seine Häßlichkeit und sein boshaftes Wesen berühmt geworden. Er schielte, war säbelbeinig, lahm und bucklig. Aber hat es ihn in der Weltgeschichte wirklich gegeben? Er gehörte zu den Griechen, die Troja belagerten und ist eine von Homer erfundene Figur. Wollte man seine Berühmtheit nicht gelten lassen, so streiche man aus der Reihe der Berühmtheiten auch Falstaff, den Säufer und Taugenichts! Und Franz Moor, das Scheusal!

O Fridolin, erfreue uns durch Aufnahme dieser Berichtigung, die Dir einsenden

Die Primaner

des Gymnasiums.

Sehr schön und gut, meine Herren Primaner. Aber das eine bleibt doch wohl bestehen, daß die von mir genannten Personen nicht durch ihre wirklichen Verdienste, sondern durch das Nebensächliche berühmt geworden sind, das ich von ihnen erzählte, nicht wahr?

Fridolin.

Rätsel-Ecke

Silben-Rätsel.

Aus den Silben: al — be — bel — der — di — e — ei — er — eu — eu — fe — gie — i — i — krei — la — lah — le — le — leut — li — li — na — nal — nant — ne — ni — ni — niz — on — pe — po — ra — re — ri — stab — stahl — sel — so — ter — za — sind 15 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben; „st“ ist wie ein Buchstabe verwendet. Die Wörter bedeuten: 1. Vogel. 2. General aus „Wallenstein.“ 3. Kaiser. 4. Blume. 5. Gottesnamen. 6. Stadt an der Riviera. 7. Haus- teil. 8. Ornament. 9. deutschen Romanschriftsteller. 10. Spielzeug. 11. Muse. 12. Räuberhauptmann. 13. Offizier. 14. weiblichen Namen. 15. Schreibgerät.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 5.

Zißen-Rätsel.

„Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort.“
 1. Taunus. 2. Roßbach. 3. Ozean. 4. Wölfe.
 5. Mantel. 6. Esel. 7. Dampfsaff. 8. Tulpe.
 9. Jüder. 10. Mettwurst. 11. Delphi.
 12. Nürnberg. 13. Eli. 14. Glatteis. 15. Uni-
 versität. 16. Jagdhund. 17. Emmi.

Erzähl-Rätsel.

Feier — Rang — Elm — Saum — Ceder
 — Heine — Geld — Else — Wunde — Ast —
 Günst — Taube — Ida — Seil — Teller —
 Horn — Art — Laune — Bast — Grab —
 Eder — Welle — Ost — Ronne — Nase —
 Eische — Ruß.

„Frisch gewagt ist halb gewonnen.“

Auflösung meiner Geschichte aus Nr. 5.

„Die Indianerpfeife“, in der 30 Städte
 versteckt waren.

Hier habt Ihr die 30 Städte, die ich in
 meiner Geschichte versteckt hatte. Städte, die
 doppelt in der Geschichte vorkamen, sind
 natürlich nur einmal gezählt.

Waren, Forst, Geießen, Emden, Hagen,
 Höchst, Lehrte, Linden, Berlin, Ulm, Bergen,
 Sagan, Leer, Bern, Halle, Glas, Ruhla, Essen,
 Ems, Wien, Ofen, Pest, Rom, Hamm, Elend,
 Barmen, Anklam, Hof, Aue, Siegen.

Meine Austauschpreisaufgabe!

Ich habe herrliche Einsendungen erhalten!
 In aller Eile zunächst vielen Dank! In nächster
 Nummer mehr. Fridolin.

Fridolins Lachkabinett

Ein Kellner sah, wie ein Gast am anderen
 Ende des Restaurants sich aus dem Staube
 machen wollte, ohne zu zahlen. Er rief einem
 anderen Kellner zu: „Du, paß' auf, da geht
 ein Eisbein mit Sauerkohl und drei Glas
 Pilsener zur Tür 'raus!“

*

„Wenn der Reisende nach mir fragt, dann
 sag', ich bin nicht da, bin verreist, nach Argen-
 tinien meinetwegen,“ sagt Herr Meyer zum
 Kontorburschen. Bald kommt der Reisende.
 „Herr Meyer zu sprechen?“ — „Bedaure, ist
 verreist, gerade heute morgen.“ — „Wohin
 denn?“ — „Nach Argentinien.“ — „Und
 wann wird er zurück sein?“ — „Nicht vor
 heute abend.“ sagt der tüchtige Kontorbursche.



Bauer: „Wer'n Sie machen, daß Sie von
 mei'm Geld 'runterkommen, oder ich hau'
 Sie de Beene kaputt.“ — Ausflügler: „Aber
 lieber Mann, ich konnte doch nicht wissen, daß
 ich hier nicht entlang darf.“ — Bauer: „Des-
 halb sag' ich's Ihne' ja ooch erscht im guten.“

*

Hans ist 7 Jahre alt. Eines Morgens will
 er nicht in die Schule. „Aber Hans, heute ist

doch Schule,“ mahnt die Mutter. — „Nein,“
 sagt Hans, „der Lehrer ist nicht da, gestern
 hat er gesagt: Genug für heute, morgen fahre
 ich fort!“



Lehrer: „Das Krokodil hat 128 Zähne.“

Karl: „Na, die Zahnschmerzen möchte ich
 nicht haben.“

*

Berliner (zu einem Dresdener): „Wissen
 Sie den Unterschied zwischen Griechen und
 Römern? — Griechen können aus „Römern“
 trinken, die Römer aber nicht aus Griechen.“

Dresdener: „Aber, heeren Se, mei Kutester,
 warum sollen Se de Römer nich aus Kriechen
 (Krüggen) trinken können?“

*

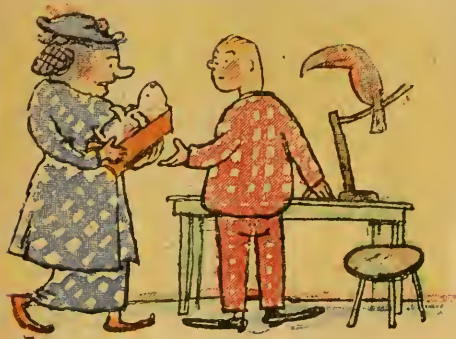
„Geben Sie mir 2 Paar von den Schnür-
 senkeln!“

„Was, du dummer Bengel? Das sind doch
 Epickaale!“



Benjamin Pampe, der alle 14 Tage einen neuen Beruf sucht!

Fortsetzung in 14 Tagen. Pampe wird Tierausstopfer. Zeichnungen von Ast.



1. In Pelzgeruch und Säurendunst
Lernt Benjamin die Ausstopfkunst.



2. Das Fräulein trug den Mops herbei,
Der Förster bringt ein Hirschgeweih.



3. Es fehlt auch nicht an wilden Tieren,
Er soll sie alle präparieren.



4. Doch Pampe der Gedanke peiniert,
Wie er wohl alle drei vereinigt.



5. „Ein Tigermoppelhirsch! Famos!“
Der Prinzipal ist fassungslos.



6. So muß er wieder weiterziehen —
Auch dies war nichts für Benjamin.



HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORT, SPIEL, SPASS UND ABENTEUER



„Unverschämtheit!“

(Zu dem Gedicht auf der nächsten Seite.)

„Unverschämtheit!“

Gar festlich sieht man Schei-
ben blinken
Mit vielem Guten, denn es
winken
Dort Braten, Würste, Speck
und Schinken.

Ja, Prager Schinken, fett in
Brotten.
Die Hunde saugen an den
Pfoten —
Der Eintritt ist für
sie verboten!

Die Hunde knurr'n, weil sie
vergrämt sind,
Im besten Appetit gelähmt
sind:
„Was diese Menschen
unverschämt sind!“

Schi-cha, der Dorfgötze Eine lustige Geschichte aus China

Tsun war Diener beim Priester Ming. Tsun war faul, diebisch und verschlagen, wie sich das für einen echten Diener in China gehört. Gab ihm Ming den Auftrag, Milch zum Frühstück zu holen, trank Tsun die Hälfte aus und goß Wasser hinzu. Darüber ärgerte sich Ming, sein Herr, am meisten, denn er liebte es, gut zu essen und zu trinken. Prügelte er dann den naschhaften Diener, war Tsun für eine Stunde fleißig und aufmerksam. Aber länger als eine Stunde hielt seine Besserung nicht an.

Tsun hatte auch nicht den geringsten Respekt vor Schi-cha, dem Dorfgötzen, der, in Lebensgröße geschnitten, im Tempel stand. Wenn Tsun den Tempel segte und die Bänke zurechtstellte, freute es ihn, Schi-cha mit dem Besen zu stoßen oder die Bänke gegen ihn aufzutürmen, daß Schi-cha, weil er

innen hohl war, ins Panten kam und zu Boden fiel. Dann sprang zwar Tsun hinzu, um ihn wieder auf seinen Platz zu stellen, aber er versäumte nie, dabei mit Schi-cha seine Späße zu treiben.

Seine Frechheit ging so weit, eines Tages zu behaupten, Schi-cha habe die ganze Milch ausgetrunken, als er sie für einen Augenblick vor Schi-cha auf den Boden gestellt. Ming wußte aber genau so wie Tsun, daß Schi-cha keine Milch trank, weil er aus Holz war. Da er dies jedoch Tsun nicht sagen durfte, ging er kurz entschlossen in den Tempel hinüber und schloß sich ein. Jetzt schlug Tsun aber doch das Herz aus Furcht vor Entdeckung.

Wirklich kam Ming zornbebend zurück, packte Tsun am Zopf und schrie: „Schi-cha hat mir gesagt, daß Du die Milch ausgetrunken hast, vor meinen Augen.“

Das war wahr, und so ertrug Tsun ohne einen Laut die Prügel, die er bekam. Heimlich aber beschloß er, sich an Schi-cha zu rächen. In der Nacht, als Ming schlief, schlich er sich in den Tempel, packte den Götzen um die Hüfte und schleppte ihn in den Garten. Dort vergrub er ihn und schlich sich wieder auf sein Lager.

Als Ming am andern Morgen in den Tempel trat, erblaßte er, denn Schi-cha war verschwunden. Zwar wußte Ming sofort, daß Tsun der Täter war, aber wenn er Tsun öffentlich beschuldigte, Schi-cha beseitigt zu haben, glaubte kein Mensch mehr an den Götzen, und er selber, Ming, würde vielleicht aus dem Dorfe gejagt.

Sorgenvoll schritt er in seine Hütte zurück. Da saß — eben aus der nächsten Stadt angekommen — sein Freund Sheng. „Sheng,“ rief er, „höre, was mir passiert ist!“ Und er erzählte hastig, was ihm widerfahren war.



Eines Tages behauptete Tsun sogar, Schi-cha habe die Milch ausgetrunken — — —



— — — plötzlich aber begann der hölzerne Göke zum Entsetzen aller Dorfbewohner zu reden — — —

Sheng überlegte lange: „Hast Du überall gesucht, wo Tsun ihn versteckt haben könnte?“

„Überall,“ jammerte Ming. „Ich weiß auch schon, wo er ist. Tsun hat ihn aus Rache im Garten vergraben.“

„So grab' ihn doch aus!“ rief Sheng.

„Am hellen Tage? Vor allen Leuten? In einer viertel Stunde beginnt die Andacht. Wenn Schi-cha nicht zur Stelle ist, werde ich geköpft.“

„Ich weiß einen Ausweg!“ rief Sheng, „komm in den Tempel. Ich werde mich als Schi-cha verkleiden.“

Als die Andacht begann, stand auf dem Sockel Schi-cha, der Dorfgoke. Tsun, der sich auch in den Tempel geschlichen hatte, bekam einen gewaltigen Schreck, denn er wußte nicht, daß es Sheng war. Plötzlich aber begann Schi-cha zu reden. Mit hohler Stimme rief er:

„Heute nacht hat mich jemand im Garten vergraben. Tsun war der Täter!“

Die Gemeinde floh entsetzt aus dem Tempel. Die Mutigsten stürzten dem Diener Tsun nach, um ihn zu fangen. Tsun hatte

jedoch so schnelle Beine, daß niemand ihn einholte.

Unterdessen saß Sheng in der Hütte des Priesters und reinigte sich von der Lutsche, mit der er sich Schi-chas Maste angemalt hatte.

Als es dann dunkel wurde, schlichen sich Ming mit seinem Freunde Sheng in den Garten, gruben den richtigen Schi-cha aus, wuschen ihn sorgfältig und stellten ihn auf seinen Platz im Tempel zurück.

Nach drei Tagen kam Tsun reumütig zu Ming zurück. Ming nahm ihn wortlos am Zopf, schleppte ihn in den Tempel vor den Sockel, auf dem der hölzerne Schi-cha gereinigt wieder stand, und rief: „Schi-cha hat mir befohlen, Dir vor seinen Augen hundert Hiebe zu geben.“ Tsun nickte und fand es ganz in der Ordnung.

Es gibt seitdem keinen fleißigeren, aufmerksameren Diener als Tsun. Er wundert sich nur heute noch, warum ihm Schi-cha damals nicht selber ein paar Ohrfeigen gegeben hat.

Was Fridolin alles sieht



lange tot sein?" frage ich. Da schüttelt er den Kopf. „Unmöglich," rufe ich lauter, „da müßte er ja 130 Jahre alt sein." „135," war die Antwort. „Und woher wissen Sie das?" frage ich mißtrauisch. „Von mir," sagt der alte Herr und zieht ein Papier aus der Tasche. Darin stand, daß der Besitzer dieses Papiers der Häuptling der Schwarfuß-Indianer „Rote Feder" in Person war. Er erzählte mir dann, daß er später

Der älteste Indianer Amerikas,
„Verschrumpeltes Fleisch",
der in New York als Rentner lebt,
und von dem behauptet wird, daß er
135 Jahre alt sei.

Wenn man, wie ich, mit seinem Delphin dauernd auf der Erde umhertuschiert, erlebt man die merkwürdigsten Dinge. In New York begegne ich kürzlich auf der Straße einem alten Herrn im Zylinder. Ich gehe auf ihn zu, bitte ihn um Feuer für meine Pfeife, und wir kommen ins Gespräch. Es war nicht leicht, denn er war etwas schwerhörig und sprach ein Kauderwelsch, wie ich es nicht mal in Australien erlebt habe. Da merke ich, daß er auch Brocken einer indianischen Sprache benutzt. „Haben Sie öfter mit Indianern gesprochen?" frage ich. Er nickt. „Mit welchen Stämmen?" „Mit den Schwarfuß-Indianern." „Ah," sage ich, „großartig, kennen Sie die Schwarfuß-Indianer näher?" Er nickt wieder. „Konnten Sie den Häuptling „Rote Feder"?" Er nickt heftiger. „Der muß doch schon



Was Fridolin alles sieht: sonderbare Mode bei den vornehmen Frauen auf Sumatra: Halsringe, die von den Frauen in Padang getragen werden, damit sie lange Hälse bekommen.

Schuhmacher geworden sei, als er als Häuptling seines Stammes Frieden mit der amerikanischen Regierung schloß. Jetzt sei er Privatmann, beziehe eine Rente und führe den Ehrennamen „Verschrumpeltes Fleisch“. Denn er bestand wirklich nur noch aus Haut und Knochen. Sein Ur-entel ist Professor der Medizin, und Sonntags erzählt er ihm, wie er als junger Häuptling auf ungesatteltem Pferd durch die Prärie geritten ist. Er hat mir viele merkwürdige Geschichten von den heutigen Indianern erzählt, die ich Euch später berichten will.

Eine ganz sonderbare Sitte habe ich kürzlich in Padang auf der Insel Sumatra gesehen. Die jungen Mädchen legen sich nach und nach so viele Silber- oder andere Metallringe um den Hals, daß er ganz lang gereckt wird. Je mehr Ringe eine solche Schöne übereinander tragen kann, desto stolzer ist sie. Sehr merkwürdig ist die Trauermode in Neu-Guinea: man verhüllt den ganzen Kopf mit einem dicht geflochtenen, feinen Rohrnetz.



Fridolin auf seinem Rundflug:
Ein kleiner Zusammenstoß bei den
ägyptischen Pyramiden.



Eine eigenartige Trauermode in Neu-Guinea;
Die Leute tragen ein Netz aus Rohrgeflecht über dem Kopf.



Schnute und Tute

Von Ernst Polzenhagen

Zeichnungen von Ast



Schnute und Tute - Zwillinge -
Die ähneln sich wie Schillinge,
Sie gleichen sich wie Ei und Ei
In Haltung, Stimme, Konterfei.

Sie sind - so sagt der Lehrer nämlich -
Auch in der Wissenschaft gleich dämlich.
Sie grinsen nur und schweigen taktisch -
Dies haben sie erkannt als praktisch.

Er kann sie stundenlang beschnen,
Bis ihm die Augen übergehen:
Wer ist nun Schnute? Wer ist Tute?
Links sitzt der Tute - rechts der Schnute

Doch kaum dreht er die Nase weg
So wechseln sie die Plätze kod.
Und jeder schreit, der Rulle kriegt:
„Ich bin mein Bruder - bin es nicht!“



Oft ist der eine nur präsent -
Wer ist dann hier? wer abwesend?
Ist Tute - Schnute? Schnute - Tute?
Ist Schnute-Tute - Tute-Schnute?

Die Eltern, seelensolle Leute,
Sind selbst des bitteren Zweifels Deute.
Einer hat zwar ein Muttermal -
Doch sitzt es tief und nicht frontal . . .

Voll Mutterlieb' versieht die Mutter
Die Röcke mit verschied'nem Futter.
Doch tauschen sie die Röcke häufig,
Weil täuschen ihnen so geläufig.

Nur, wo es was zu naschen gibt,
Und wo es was zu naschen gibt,
Besinnt sich jeder auf sein Ich -
Dann hauen sie sich fürchterlich.

Auf Schneeschuhen

Deutsche, die vor etwa 30 Jahren in Norwegen dem berühmten Schneeschuhwettlauf in Holmentollen beigewohnt hatten, erzählten von märchenhafter Schnelligkeit der „Eki“-Läufer und fabelhaften Sprüngen von 40 Metern. Man konnte sich keinen Begriff von diesem hier unbekannten Sport machen und glaubte den Berichten nicht ganz - bis im Schwarzwald die ersten Schneeschuhläufer- und -springer bewundert und bejubelt wurden. Schnell gewann der neue Sport Anhänger, denn so viel Schneeschuhlaufen, um sich einen genutzreichen, flinken Spaziergang im frischen Schnee zu erlauben, kann man schnell erlernen. Wer aber ehrgeizig ist und etwa 20 Km. in drei Stunden „rennen“ will, eine Leistung, die in Norwegen nichts Besonderes ist, der muß genau so fleißig üben wie bei jedem anderen Sport. An den von jedem Läufer erstrebten „Telemarkschwung“ zum plötzlichen Halten in saufender Abfahrt darf sich nur ein fortgeschrittener Eki-Läufer wagen.



Zum Sprunge hingegen gehört neben völliger Beherrschung der „Schneeschuhtechnik“ große körperliche Gewandtheit, Ruhe und Kraft; außerdem muß ein steiler Abhang vorhanden sein, an dem eine Sprungschanze errichtet ist. Der Springer nimmt einen Anlauf, faust in voller Fahrt über den „Sprunghügel“, hinaus in die freie Luft. Zwanzig, dreißig, vierzig Meter weiter unten landet er. Im Springen sind die Skandinavier Meister, die sozusagen auf Schneeschuhen geboren werden, aber auch die deutschen und österreichischen Schneeschuhläufer haben bei den internationalen Wettspielen Vorzügliches im Sprung und Schnelllauf geleistet und viele Preise gewonnen.



Vierzig Meter weit durch die Luft: Ein Sprung auf Schneeschuhen.



Die nichtmützigen Frei

3. For



1. Noch schmerzen ihnen durch die Keile
Vom letzten Streich die edlen Teile.



2. Da kommt ein wohnungsloses Paar
Und mietet. Auf ein ganzes Jahr.



5. Die Bahn wird mit Maschinenkraft
Samt den Bewohnern heimgeschafft.



6. Und jeder denkt: „Wenn sie erwachen,
Hat Laatsch und Bommel nichts zu lachen.“

Ze von Laatsch und Bommel

gung.



3. Der Umzug ist ein Kinderspiel,
Zum Umziehen braucht man heüt nicht viel.



4. Doch nächtlich naht man, um zu holen
Die beiden, die die Bahn gestohlen.



7. Doch als vom „Kriminal“ geleitet,
Man zur Verhaftung nunmehr schreitet,



8. Sieht man zwei fremde Mieter nur,
Von Laatsch und Bommel keine Spur!

(Fortsetzung dieses Streiches in 14 Tagen.)



Shackleton am Südpol

hunden bedeckt. Die Tiere, die nach Norden zogen, wußten, daß dieser Winter selbst für Polarverhältnisse unerträglich kalt werden würde, und suchten daher offene Gewässer auf. Jetzt tauchten schon immer mehr umher schwimmende Eisberge auf. Sie ragten bis zu 100 Metern aus dem Wasser heraus. Aber unter dem Wasser hatten sie noch eine Tiefe von 800 Metern.

30 Kilometer vor dem Ziel, an dem sich Shackleton mit seinen Leuten ausschiffen wollte, um mit fünf be-

Shackleton auf seiner Reise
zum Südpol.

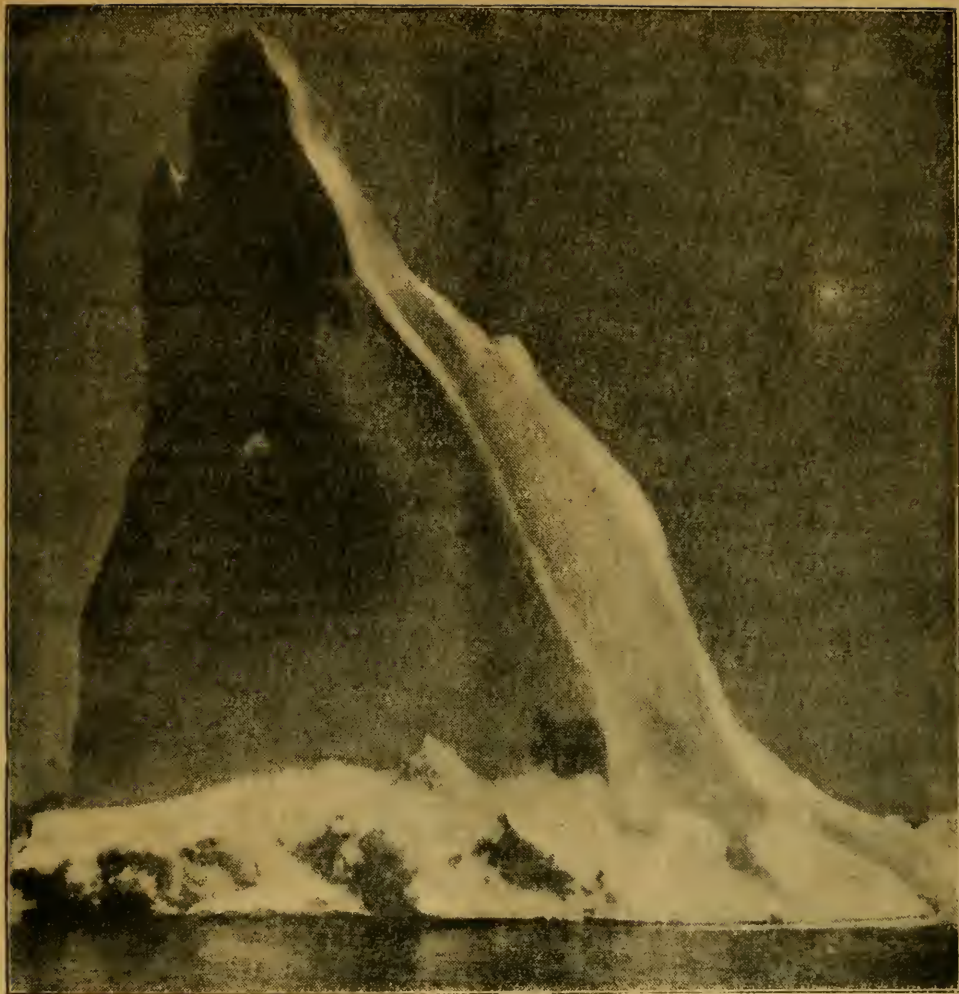
Einer der wagemutigsten Helden ist Ernest Shackleton, der berühmte englische Südpolarforscher. Einen Tag vor Kriegsbeginn dampfte er mit 30 Mann und 17 sibirischen Hunden auf seinem Südpolarsschiff „Endurance“ von London ab. Sein Ziel war, das unbekannte Festland am Südpol von einem Ende bis zum anderen zu durchqueren. Das war ein Weg von 2500 Kilometern. Für Monate hatte er Proviant an Bord; allein für die Hunde hingen im Tausend 1000 Kilogramm Walfischfleisch.

Schon auf der Weddell-See hatten sie mit ungeheuren, haushohen Wellenbergen zu kämpfen. Zwei Monate lang schnitten sie sich durch die breiten Eismassen hindurch. Eines Tages erblickten sie einen recht sonderbaren Anzug: soweit sie sehen konnten, war das ganze Meer plötzlich mit See-



In der Welt des ewigen Eises:
Shackletons Schiff „Endurance“, vom Eise hochgehoben und zerdrückt,
kurz vor der Katastrophe.

Aufnahmen von der Bayerischen Film-Ges., München.



Was Shackleton auf seiner Reise zum Südpol sah:

Ein 100 Meter hoher, schwimmender Eisberg, der nur mit seinem neunten Teil aus dem Wasser herausragt und 800 Meter tief im Wasser schwimmt.

sonders mutigen Gefährten und Hunden zu Fuß weiterzuziehen, warf sich ihnen ein wilder Schneesturm entgegen. Die tobende See klemmte, langsam zu Eis werdend, die „Endurance“ fest ein. Eines Tages mußten die Forscher in aller Eile das Schiff verlassen, weil es von den Eismassen in die Höhe gehoben, zerdrückt und vernichtet wurde. Nun waren die Ärmsten ohne Schiff. Aller Hoffnungen beraubt, verbrachten sie in einem Lager auf dem Eise schreckliche Nächte der Kälte. Vier Monate lang hausten sie hier, ständig den Hungertod vor Augen, denn der Proviant wurde immer geringer. Die Eis-

fläche, auf der sie lebten, wurde nun auch noch allmählich kleiner, bis die Scholle völlig zerbrach, so daß ihnen nichts anderes übrig blieb, als in drei kleinen Hilfsbooten, die sie sich gerettet hatten, in See zu stechen. Auf einer treibenden Eisbank verbrachte man ein weiteres Vierteljahr unter den schrecklichsten Strapazen und Entbehrungen. 1200 Kilometer waren sie inzwischen von jenem Platz entfernt, an dem ihr Schiff vor einem Dreivierteljahr von den Eismengen vernichtet worden war. Sie sahen ein, daß sie unbedingt wieder belebte Gegenden aufsuchen mußten, wenn sie hier nicht jämmerlich um-

kommen sollten. So entschlossen sie sich, mit ihren halbverhungerten Hunden eine Fußreise in die ungeheuren Eisflächen zu unternehmen. Aber schon nach einiger Zeit war es den meisten Expeditionsteilnehmern unmöglich, mit ihren erfrorenen Füßen vorwärts zu kommen. So mußte Shackleton seine erschöpften Kameraden in einem Lager, dem „Geduld-Camp“, zurücklassen. Mit vier besonders starken Freunden zog er weiter, um aus Süd-Georgien, einer teilweise von Wal-fischjägern besuchten Insel, neue Nahrungs-

und Beförderungsmittel für seine Freunde herbeizuschaffen. Mit einem kleinen Boot ruderte er durch unbekannte Gewässer nach Süd-Georgien. Als sie endlich landeten, mußten sie tage- und nachtelang durch völlig unbekannte Eisregionen wandern, die bisher noch kein Mensch jemals betreten hatte. Nach 36 Stunden gefährlicher Gletscherklettereien langten sie halb ohnmächtig im belebten Hafen von Strömmes an. Das Erste, was Shackleton dann tat, war, daß er seinen zurückgelassenen Kameraden Hilfe schickte.

Oh diese Fremdwörter!

Der Geburtstag

Eine lehrreiche Geschichte

wie manche Leute „Deutsch“ sprechen — und wie man es sprechen soll.

„Also, Hans, morgen wird's chiä. Wir wollen für Mamas Geburtstag den Salon und die Bibliothek mit Girlanden und das Büfett, das Vertiko und den Sekretär mit Bufetts dekorieren.“ — „Werdet Ihr nicht illuminieren, wie wir's bei Papas Dienstjubiläum getan haben?“ — „Nein, dazu fehlen uns die Moneten, aber die Else, meine Cousine, deklamiert einen Prolog.“ — „Und was werdet Ihr schenken?“ — „Mama hat sich zu ihrem Service eine Sauciere und sechs Dessert-Teller gewünscht; außerdem bekommt sie von meiner Schwester Konfekt und kandierte Früchte. Ich, als Kavaliere, verehere ich ein Flakon Eau de Cologne. Mein großer Bruder schenkt ihr einen Pompadour mit einem Portemonnaie.“ — „Was zieht man denn eigentlich an zu der Feier? Kommt man im Smoking?“ — „Na, dachtest Du vielleicht in Pyjama?“ — „Ha, ha!“ Da trat der Onkel in das Zimmer, der alles mit angehört hatte und ein großer Fremdwörterfresser war. . . . „Na,“ sagte er, „Ihr seid mir ein paar Deutsche, 29 Fremdwörter in zwei Minuten!“

„Also, Hans, morgen wird's fein. Wir wollen für Mutters Geburtstag das Gesellschaftszimmer und das Büchzimmer mit Blumengewinden und die Anrichte, das Schränkchen und den Schreibtisch mit Sträußen schmücken.“ — „Werdet Ihr nicht festlich beleuchten, wie wir's bei Vaters Dienstfeier getan haben?“ — „Nein, dazu fehlt uns das Geld, aber die Else, meine Base, sagt einen Vorspruch auf.“ — „Und was werdet Ihr schenken?“ — „Mutter hat sich zu ihrem Geschirre eine Tunkenschüssel und sechs Nach-tisch-Teller gewünscht; außerdem bekommt sie von meiner Schwester Süßigkeiten und eingezuckerte Früchte. Ich, als vornehmer Mann, verehere ich eine Flasche Kölnisches Wasser. Mein großer Bruder schenkt ihr einen Handbeutel mit einer Geldtasche.“ — „Und was zieht man denn eigentlich an zu der Feier? Kommt man in der Abend-jacke?“ — „Na, dachtest Du vielleicht im Schlafanzug?“ — Da trat der Onkel in das Zimmer, der alles mit angehört hatte, und rief: „Bravoo! Ihr seht, man kann Deutsch sprechen, wenn man nur will!“

MANIERLICH = artig * RISKIEREN = wagen * PARIEREN = gehorchen
 QUALITÄTIEREN = beschleunigen * MECHANISCH = eig. & einw. w. l. o. s. * OVAL = eiförmig
 ORIGINELL = eigenartig * SYSTEMATISCH = planmäßig * TOTAL = völlig
 INFORMIEREN = mitteilen * EFFEKTIV = tatsächlich * SPECIELL = besonders
 GEsONDERS



Wunder der Seifenblase

Erzählt von Onkel Otto.

Es ist gewiß nicht schwer, ein Tonpfeifen oder einen Strohhalm in eine Seifenlösung einzutauchen und mit ge-

ringer Lungenkraft die größten und buntesten Seifenblasen herauszublasen. Aber man kann diese leichte Spielerei auch zu einer förmlichen Kunst ausbilden und viele lehrreiche Beobachtungen dabei anstellen. Die meisten „Seifenbläser“ bringen es aber zu keiner Vollendung ihrer Kunst, weil sie nicht verstehen, eine gute Seifenlösung herzustellen. Ein gutes „Rezept“ für die Seifenlösung lautet: man zerschneidet 5 Gramm echte venezianische Seife, die überall erhältlich ist, in feine Späne und löst sie in 100 Gramm warmem, destilliertem Wasser auf. Dann brennt man Zucker in einem Blechfössel braun, löst davon in 100 Gramm destilliertem Wasser soviel, als sich auflösen läßt, und vermischt die Zucker- und die Seifenlösung, nachdem beide erkaltet sind.

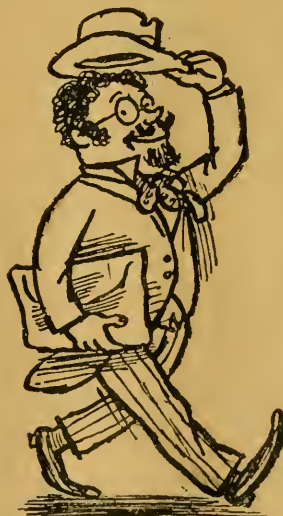
Nun kann das Experimentieren beginnen. Da ist es zunächst interessant, festzustellen, was so eine hauchdünne Seifenblase aushalten kann. Man kann z. B. eine Seifenblase mit einem von Seifenlösung benetzten Finger nur schwer zerdrücken. Die Seifenblase leistet dabei einen erstaunlich großen Widerstand, weil ihre Oberfläche sehr stark gespannt ist. Der Physiker nennt diese Erscheinung „Oberflächenspannung“. Noch ein anderer Versuch zeigt die durch die Oberflächenspannung erzeugte Widerstandskraft der Seifenblase: Wir blasen eine schöne Seifenblase und legen sie auf den warmen Ofen. Dann sehen wir, wie die bunte Kugel anschwillt, weil die

Ofenwärme die darin enthaltene Luft ausdehnt. Das dünne Häutchen erträgt, dank der Oberflächenspannung, den vermehrten Druck, den die erwärmte Luft im Innern ausübt.

Mit einiger Geschicklichkeit kann man eine ganze Kette von Seifenbläschen hervorzubauern, die sich wie die Perlen einer Schnur, aber ohne den geringsten Zwischenraum, aneinanderreihen. Hierbei handelt es sich nicht um ein rätselhaftes Kunststückchen, sondern um eine Erscheinung, die aus der Anziehungskraft entsteht, die zwei gleichartige Körper aufeinander ausüben. Diese Anziehungskraft, Adhäsion genannt, zeigt sich auch, wenn man zwei Glasscheiben aufeinanderlegt. Die Haftung zwischen den Scheiben ist so stark, daß man die Scheiben nur mit größter Kraftanstrengung trennen kann.

Sehr viel Freude machen die in allen Farben schillernden Seifenblasen, die man dadurch erzielt, daß man der Seifenlösung einen Tropfen Glycerin zusetzt. Die Seifenblase zeigt dann alle Farben des Regenbogens. In der Physik nennt man sie „Interferenzfarben“. Und man erklärt, daß dieses reizende Farbenspiel immer dann entsteht, wenn das Licht durch feine Häutchen hindurchgeht oder von ihnen zurückgeworfen wird.

Die Seifenbläserei ist also eine sehr lehrreiche Beschäftigung. Große Männer der Wissenschaft, wie der Mathematiker Schwarz und der berühmte Physiker Isaac Newton, haben das Wesen der Seifenblase eingehend studiert. Und der große Engländer Tyndall hat sogar einmal den Anspruch getan: „Nichts in der Welt bietet ein größeres wissenschaftliches Interesse, als eine gewöhnliche Seifenblase.“



Onkel Otto, der Mann mit den 300,000 Kindern, beliebter Jugendschriftsteller, Sachverständiger für hochwissenschaftliche Fragen, tritt mit dem heutigen Tage in die Redaktion des Heiteren Fridolin ein.

Plaudereien mit meinen Lesern

Mein Austauschpreisrätzel.

Geduld, liebe Freunde! Mein Austauschpreisrätzel in Nr. 4 hat einen großen Erfolg gehabt. Die Einsendungen füllen sämtliche Schubfächer meines Schreibtisches. Die schönsten aber habe ich in eine Mappe zurückgelegt. Onkel Soldi hat sich bereits mit unserem neuen Mitarbeiter Onkel Otto herumgezankt, welches die allerschönste sei. Aber sie irren sich alle beide. Ich habe bereits die allerschönste, die den Bedingungen der Preisauflage entsprach, zum Drucker gegeben. In der nächsten Nummer findet Ihr sie auf der ersten Seite veröffentlicht

Euer Fridolin.



Aus Onkel Soldis Witzliste

Kapitän Peddersen war ein Seemann alten Schlages und gefürchtet grob. Eines Tages kommt der Schiffsjunge mit schlottenden Knien: „Käpt'n, eine Frage!“ — „Ja,“ grunzt Peddersen. — „Käpt'n, 'n Ding, von dem Sie wissen, wo es ist, ist doch nicht verloren?“ — „Natürlich nicht, Du Esel!“ antwortet freundlich Peddersen. — „Denn is gut,“ sagt der Schiffsjunge und geht ein paar Schritte zurück, „nämlich Ihr silberner Teepott liegt auf dem Meeresgrund!“



Rätsel-Ecke

Erse.

Ich glaube gern, daß Ihr nicht wißt,
Was Erse heißt, was Erse ist.
Jedoch verständlich wird sofort
Das unbekannte fremde Wort,
Fügt Ihr ihm das ein mit Bedacht,
Worunter Ihr die letzte Nacht
In süßem Schlummer habt verbracht.
Ihr werdet dann mit Staunen seh'n
Ein Euch bekanntes Ding entsteh'n,
Um das mit Eifer ein Planet
Sich schon seit Olims Zeiten dreh't.

Noch eine Geschichte ohne G.

Von Erich Hentschel, 2. Preisträger.

Der Fernzug Berlin—München war ungeheuer überfüllt. In einem Wagen vierter Güte, an dem ein Plakat mit den Worten: „Nur für Nichtraucher ohne Begleitung von Tieren“ angebracht war, war trotz der vielen offenen Aufklappen eine unerträgliche Hitze. Die Mitfahrenden wurden förmlich ineinander

gedrängt, denn jeden Augenblick kamen immer neue Leute dazu. Ein Herr, der ganz einer Zigarette, die er rauchte, hingegeben war, wurde plötzlich von einer älteren Dame, die einen kleinen Hund im Arm hielt, angeredet: „Wir fahren in einem Wagen für Nichtraucher!“ und kurzer Hand warf die Dame die Zigarette durch eine offene Klappe an die freie Luft. Der Herr ergriff ganz ruhig, aber gewandt den Hund und warf ihn mit den Worten: „Wir fahren in einem Wagen, in den keine Hunde hineindürfen“ der Zigarette nach. Da der Zug bald darauf auf einem Bahnhof hielt, gingen beide zum Beamten, um einander zu verklagen. Da bemerkten die feindlichen Parteien plötzlich ganz verduzt den Hund, welcher heil und unversehrt angerannt kam, im Munde die Zigarette, die er munter weiterrauchte.

Buchstabenrätsel.

Als Mädchenname bin ich bekannt,
Ein Zeichen voran, dann fließ' ich durch's
Land;
Zum Schluß noch zwei Zeichen, dann bin ich
zu schauen
Als freundliches Städtchen in norddeutschen
Gauen.

Silben-Rätsel.

Aus den Silben: be — ber — hi —
bob — cha — del — erz — ex — gel
— gen — i — im — kel — le — lenz —
man — mis — mor — mor — na — nas
— niz — nus — ried — sä — sau —
schof — so — sper — tau — tel — win
— za — zel — sind 14 Wörter zu bilden,
 deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide
 von oben nach unten gelesen, vier Sportarten
 ergeben. Die Wörter bedeuten: 1. Vogel.
 2. Dichter. 3. Schweizer Held. 4. Blume.
 5. Frucht. 6. Tageszeit. 7. Höhen geistlichen

Würdenträger. 8. Ehemaliges deutsches Herzogtum. 9. Gebirge in demselben. 10. Titel.
 11. Reichen Mann. 12. Stadt an der Riviera.
 13. Stacheltier. 14. Waffe.

Auflösung des Rätsels aus Nr. 6.

Silben-Rätsel.

Ein langer Kerl ist eine halbe Leiter.

1. Gule. 2. Isolari. 3. Napoleon. 4. Vile. 5. Allah. 6. Nizza. 7. Giebel. 8. Eierstab. 9. Naabe. 10. Kreisel. 11. Euterpe. 12. Rinalbini. 13. Leutnant. 14. Irene. 15. Stahlfeder.

Fridolins Lachkabinett

Der ehemalige sächsische Gesandte am preussischen Hofe, von Globig, kam eines Nachts spät von Dresden nach Berlin. Damals war noch die Zensur, und der auf Wache befindliche Unteroffizier hielt den Wagen an und trat an den Wagenischlag. — „Bitte gehorsamst, wer sind Sie?“ — „Ich bin der königliche Sächsische Gesandte Globig.“ — „Ja,“ sagte der Unteroffizier, „das kann mir nichts helfen, was Sie glauben, ich muß wissen, wer Sie wirklich sind!“

*



„Siehst Du, Kind, diese kleinen Sardinen werden oft von größeren Fischen aufgefressen.“ — Annschen: „Ja, aber, Mama, wie kriegen die denn die Büchsen auf?“

*

„Pfui Teufel! Frau Müller, hier finde ich eben eine Haarnadel in der Suppe!“

„So, nun weiß ich ja, wo meine Sachen immer hingeraten! Ein Schuhanzieher fehlt mir aber auch noch!“

*

In ein vornehmes Restaurant gerät ein Mann, der durch Lumpenhandel ein Vermögen erworben hat. Zwei angetrunkene Jünglinge machen sich den wenig taktvollen Spaß, den ihnen bekannten Gast zu hänseln. „He, Meier,“ ruft schließlich einer von ihnen, „was zahlen Sie jetzt für Lumpen?“ — „Se nachdem,“ erwidert kaltblütig der Gefragte, „wieviel wiegen Sie denn, meine Herren?“



„Wofür hat Dich denn Dein Vater eben verprügelt?“ — „Für nichts! Denken Sie, ich bezahl' ihm noch was?“

*

Aus der Schule. „Du hast wieder „Tiger“ klein geschrieben, ich habe Dir doch gesagt, alles, was man anfassen kann, schreibt man groß.“

„Können Sie etwa einen Tiger anfassen, Herr Lehrer?“

*

Der Lehrer hatte seinen Schülern in der Grammatikstunde die Bedeutung von Einzahl und Mehrzahl erklärt. Paulchen hörte aber nur mit halbem Ohr zu, denn er dachte an eine Indianergeschichte. Da fragte der Lehrer plötzlich:

„Paulchen, wie heißt die Mehrzahl von Pfennig?“

„Zehn Pfennig!“

*

Lehrer: „Die ersten Menschen waren allein auf der Welt, Karl, was würdest Du machen, wenn Du allein auf der Welt wärst?“

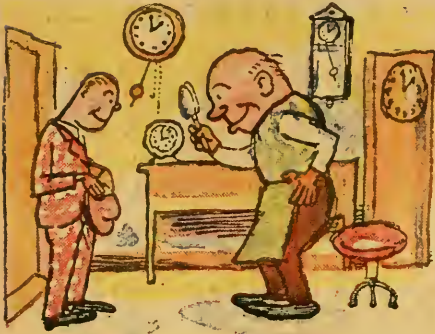
Karl: „Ich fahr' nach Leipzig, dort wohnt meine Großmutter.“



Benjamin Pampe, der alle 14 Tage einen neuen Beruf sucht!

Pampe wird Uhrmacher.

Zeichnungen von Ast.



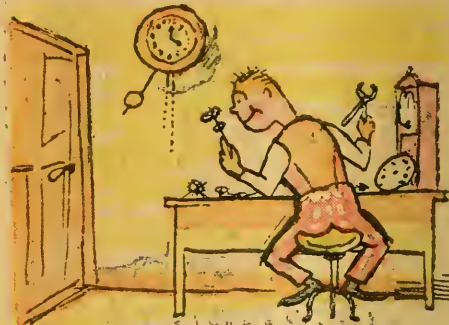
1. Der Benjamin hat unverdrossen
Sich für ein Uhrgeschäft entschlossen!



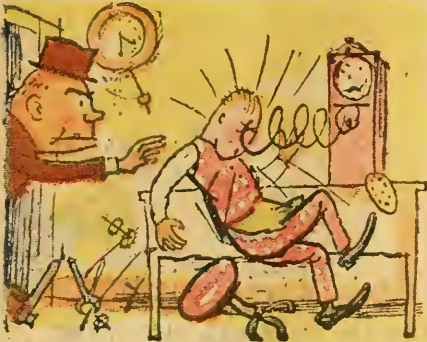
2. Der Meister geht: „ne Stunde nur!
Nun rein'gen Sie mal diese Uhr!“



3. Worauf der Benjamin sie badet:
Und seift und bürstet, was ihr schadet.



4. Sodann erscheint das Radgetrieb'
Ihm höchlichst interessant und lieb.



5. Doch schmerzhaft sind der Feder Kräfte,
Der Pampe haßt jetzt Uhrgeschäfte.



6. Beschleunigt muß er weiterzieh'n,
Auch das war nichts für Benjamin.

Fortsetzung in 14 Tagen.



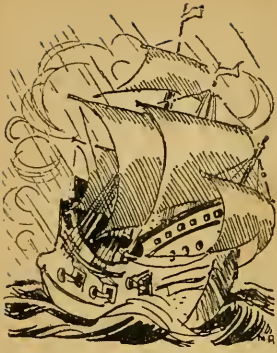
HALBMONATSSCHRIFT FÜR

Neue
Preisauflage
auf Seite 13



Aus Fridolins Jugend-Wettbewerb.

Die preisgekrönte Austausch-Arbeit: „Was bei der Entdeckung Amerikas mitentdeckt wurde.“
(Siehe Seite 2 und Seite 12.)



Was bei der Entdeckung Amerikas mitentdeckt wurde

Seit zwei Monaten waren die drei Schiffe des Christoph Kolumbus auf der Suche nach der westlichen Küste Indiens unterwegs. Aber noch immer war kein Küste zu erblicken, und die Mannschaft wurde bereits unwillig.

Don Rodriguez Bermejo stand auf dem Vordersteck der „Pinta“ und unterhielt sich flüsternd mit seinem Freunde Bartolomeo Afensio. „Christoph Kolumbus“, sagte Rodriguez sehr leise, „ist wahnsinnig. Am 3. August haben wir Palos verlassen, und heute ist bereits der 12. Oktober. Aber das Land im Westen werden wir nie erblicken. Beim Heiligen Santiago wiederhole ich meinen Schwur, daß ich sofort desertiere, wenn wir doch noch einmal an Land kommen sollten. Schwöre, daß Du mich begleitest!“ Bartolomeo begann zu schwören, als Rodriguez plötzlich wie irrsinnig loschrie: „Land, Land!“ Er hatte die dunklen Umrisse einer Insel erkannt. Alles erschien oben auf Deck, und als kein Zweifel mehr

über die Entdeckung des Landes war, fiel jeder Mann auf die Knie und dankte Gott und allen Heiligen. Am nächsten Morgen versammelten sich die drei Schiffe des Kolumbus, der bald als erster an Land fuhr und Gott seinen Dank aussprach. Dann ließ er Rodriguez kommen und schlug ihn zum Ritter. Natürlich dachte Rodriguez unter diesen günstigen Umständen nicht mehr daran, zu fliehen, aber sein Schwur lag ihm schwer auf der Seele. Der Priester, dem er seinen Fall vortrug, tadelte den neuen Ritter seines

Schwures wegen, riet ihm aber doch, dem Gelübde nachzukommen, eine Nacht mit Bartolomeo fortzubleiben, dann zurückzukehren und sich dem frommen Kolumbus vor die Füße zu werfen.

So geschah es. In einem günstigen Augenblick entfernten sich Don Rodriguez und Bartolomeo. Sie waren aber kaum einige Zeit gegangen, als sie einen Eingeborenen erblickten, der zwei qualmende Scheite trug, von denen er ab und zu das eine Scheit an dem anderen entzündete, zum Munde führte und den Rauch einsog.

„Teufelswerk!“ flüsterte Don Rodriguez seinem Begleiter ins Ohr.

Jetzt kam aus dem Munde des Mannes eine dicke Rauchwolke heraus; selbst aus seinen Nasenlöchern kam der Qualm.

„Sein ganzer Kopf muß brennen!“ sagte Bartolomeo ängstlich.

Kurz entschlossen sprang Don Rodriguez hinter seinem Baum vor und schrie donnernd: „Nieder mit Dir, Hergenmeister, unglaublicher Hund!“ Der überraschte Indianer ließ vor Schreck die brennende Rolle fallen.

„Wir wollen ihn gefangennehmen“, sagte der Ritter, „und unsern Herrn vorführen.“

Der Indianer wehrte sich nicht und wurde zu der Stelle geschleppt, wo die drei Schiffe des Kolumbus ankerten. Der Priester war etwas erstaunt, Don Rodriguez schon wiederzusehen, aber Rodriguez beruhigte ihn: „Es galt unser Seelenheil, denn wir haben einen Hergenmeister abgefaßt.“

Kolumbus erschien. Er ließ sich den Fall vortragen und dann eine Rauchrolle zeigen, deren der Gefangene mehrere



Zur Belustigung des Königs mußten die beiden etwas vortrauchen.

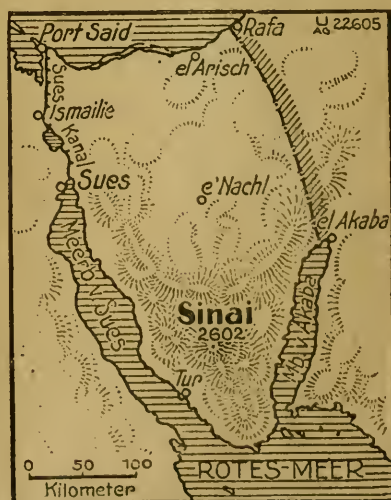
Fortsetzung auf Seite 12.



Der biblische Berg Sinai und ein Teil der Ebene, in der die Kinder Israel lagerten, als Moses auf dem Berge Sinai war.

Der Berg Sinai

Der sogenannte Berg Sinai, den Ihr sicher alle aus der Religionsstunde kennt, ist gar kein einzelner Berg, sondern ein gewaltiger Gebirgsstock auf der südlichen Sinai-Halbinsel. Von seinen drei höchsten Gipfeln ist der Dschebel Musa wahrscheinlich der eigentliche „heilige“ Berg, den wir Horeb oder Sinai nennen; genau ist das nicht festzustellen. Der Sinai mit seinen steilen, glatten, zerklüfteten Felsen ist beschwerlich zu besteigen, und wer das berühmte Katharinentkloster am Fuße des Dschebel Musa besuchen will, muß sich außer dem Reisepaß auch die Erlaubnis der ägyptischen Regierung und einen Empfehlungsbrief des Erzbischofs vom Sinaitenkloster in Kairo besorgen. Sodann braucht er Reitkamele, Mundvorrat, Zelte und warme Decken, denn die Nächte auf der ganzen wasser- und pflanzenarmen Halbinsel sind bitter-



Die geographische Lage des Berges Sinai.

kalt. Von den wenigen tausend Beduinen, die das Land bevölkern und von Ackerbau und bescheidenem Handel leben, leisten die meisten gegen Entgelt gern Führerdienste zum Sinai, zumal auch dem Moslem dort verschiedene Stätten heilig sind. Von Suez aus führt der Weg abwechselnd durch öde Gesteinsgegenden, wilde Schluchten, an Salz- wasserquellen vorbei und durch die liebliche Dase Feran bis zum Katharinenkloster. Im Gastzimmer findet der Reisende Ruhebetten und einen Kochherd — muß sich aber seine

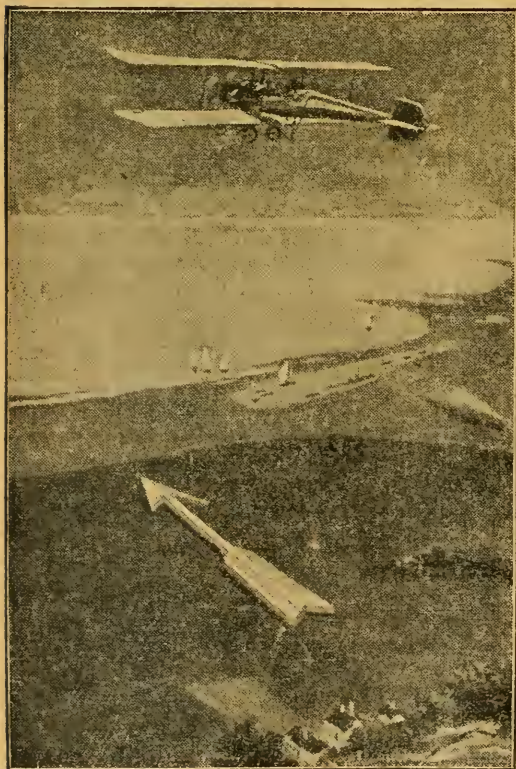
Nachzeiten aus seinem Mundvorrat selbst bereiten. Das Kloster war ursprünglich eine Feste; es besitzt eine berühmte Bibliothek mit vielen Kostbarkeiten. Kapellen, eine Moschee und ein mächtiger, wohlgepflegter Garten liegen nahe beim alten Kloster.

Von hier aus besucht man den Dschebel Musa, dessen Gipfel eine Kapelle und eine von den Arabern hochverehrte Moschee krönen. Unter dieser Moschee ist eine Grotte, und in dieser soll Moses die Gesehestafeln geschrieben haben.

Wie findet der Flieger seinen Weg?

Der Automobilist, der weite Strecken zu durchqueren hat, liest an den Wegweisern und

Häuserschildern, wie er sich nach seinem Ziele weiter zu bewegen hat, wenn er sich einmal auf der stets neben ihm liegenden Landkarte nicht mehr zurechtfinden kann. Er hält auch einmal in seiner Fahrt inne und läßt sich von einem Ortskundigen den Weg erklären. Viel schwieriger und unangenehmer aber hat es der Führer eines Flugapparates hoch oben in den Lüften, wenn er auf der Fahrt über unbekannte Gegenden sich nicht „verfliegen“ will. Gewöhnlich hat er vorn neben seinem Führersitz einen zweiten Platz für den Begleiter. Dieser Mann bekommt eine große Landkarte des Gebietes, das überflogen werden muß. Natürlich enthält diese Karte jeden noch so winzigen Ortsfleck, jedes noch so unbedeutende Gewässer. Jeder Wald, jede Ebene, ja jeder Turm oder Baum auf freier Fläche ist in diese Fliegerkarte eingezeichnet. Eisenbahnlinien und Landstraßen sind selbstverständlich auch nicht vergessen worden.



Wie findet der Flieger seinen Weg?

Der 200 Meter lange gemauerte Riesenpfeil in der Nähe von Calais, der den Fliegern die Richtung über den Kanal nach Dover zeigt.

Vor der Abreise zeichnet der Flieger auf der Karte eine schnurgerade Zintlinie von der Station seines Aufstiegs bis zum Flugplatz seines Zieles. Diese Linie nennt er die „Luftlinie“. Sie stellt den kürzesten Weg dar, der zwischen den beiden Orten möglich ist. Von dieser Linie weicht er bei seinem Fluge nur ab, wenn sie über Städte oder gefährliche Gewässer oder über ausländische Gebiete führt. Der gewissenhafte Fluggenführer unternimmt lieber einen kleinen Umweg, als daß er sich und die Bewohner einer

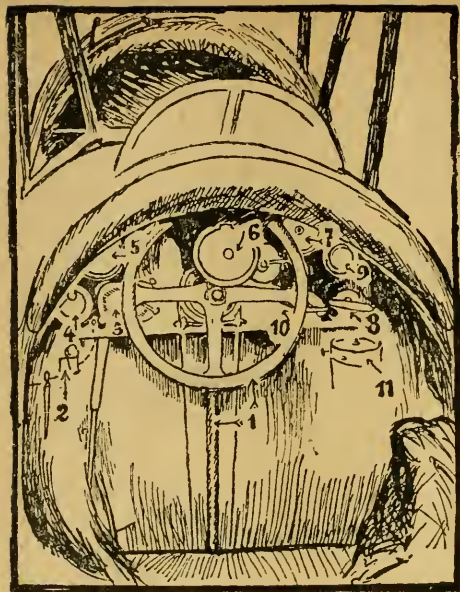


Flieger, die sich im Nebel verirrt haben und sich mit ihrem Apparat dem Boden nähern, um die Landschaft besser zu erkennen.

Stadt der stets drohenden Gefahr ausseht, bei einem unfreiwilligen Abstieg verkehrt zu werden.

Nachdem der Führer und sein Begleiter ganz genau den Weg, den ihre eingezeichnete Luftlinie anweist, studiert haben, können sie es wagen, die Fahrt anzutreten. Der Begleiter hält nun die Karte in seinen Händen und verfolgt durch Hinunterschauen auf die Erde und durch Vergleichen der unten erspähten Häuser, Flüsse, Wälder, Bahnschienen und der anderen Merkmale mit seiner Karte, ob sie auch tatsächlich den vorgezeichneten Luftlinienweg einhalten. Da oben gibt's keinen anderen Wegweiser, den man fragen

kann. So kommt es oft vor, daß sich der Begleiter plötzlich nicht mehr auf seiner Karte auskennt. Durch Zeichen und Bewegungen mit den Händen muß er seinem Nachbar, dem Führer, bemerkbar machen, daß er nicht mehr weiß, wo er sich befindet. Jetzt versucht der Führer sich auf der Karte zurechzufinden. Meist jedoch vergebens. Wenn den Fliegern nicht der Zufall zu Hilfe kommt und ihnen auf der Erde ein besonderes Merkmal, vielleicht einen charakteristisch geformten See oder dergl. zeigt, bleibt ihnen nichts weiter übrig, als nach einer ergebnislosen Weiterfahrt langsam von ihrer Höhe hinunterzusteigen und von einigen hundert Metern Entfernung Schilder, die



Blick in den Führersitz eines deutschen Flugzeuges:

1. Höhensteuer mit Handrad. 2. Gashebel. 3. Anlasser (zum Anwerfen des Propellers) 4. Schalter zum Anlassen. 5. Drehzahlmesser, der die Umdrehungen des Propellers angibt. 6. Höhenmesser 7. Benzinuhr. 8. Druckluftpumpe. 9. Druckluftmesser. 10. Schalter zu dem Benzintank. 11. Kompaß. — Unterhalb des Sitzes, zu Füßen des Flugzeugführers, befindet sich das Seitensteuer.

sich in den Straßen der Ortschaften befinden, mit Hilfe ihres bloßen Auges oder eines Fernglases zu entziffern. Mißlingt den Ärmsten auch dieser Versuch, so sind sie gezwungen, eine Notlandung vorzunehmen.

Wegen all dieser Nachteile greift der Flugzeugführer nur in besonders gefährlichen Situationen zu diesem letzten Hilfsmittel in der Auffindung seines Luftweges. Ist der Führer aber erst öfter eine bestimmte Strecke geflogen, so kommt es wohl niemals mehr vor, daß er sich irrt. Zu den Begabungen eines modernen Fliegers gehört es, daß er ein besonders gutes Gedächtnis für einmal überflogene Landschaften hat.

Es ist schon oft vorgeschlagen worden, daß man, um ein Versiegen nach Möglichkeit zu verhindern, in jedem Ort und in jeder Stadt zwei, drei leicht erkennbare flache Hausdächer dazu benutzte, um durch irgendein Zeichen oder eine große aufgemalte Zahl dem Flugzeugführer hoch oben in den Lüften ein Merkmal

zu geben, an welcher Stelle er sich zurzeit befindet. Jeder Ort müßte eine andere Zahl auf dem sogenannten „Flugdache“ haben, so daß der Begleiter nach einem Blick in die Landkarte sofort feststellen kann, welche Gegend er überfliegt. Auf großen Landungsplätzen ist es üblich, daß man kurz vor der telegraphisch angezeigten Ankunft eines Flugapparates das sogenannte „Flugkreuz“ auf dem Fußboden des Platzes ausbreitet. Solch ein Flugkreuz besteht aus zwei weithin sichtbaren Leinwandstreifen, die man kreuzweise übereinanderlegt. Sie werden von den Hilfskräften des Landungsplatzes rechtzeitig ausgebreitet, wenn man Flieger erwartet. Die obere Spitze dieses Kreuzes weist immer nach der Richtung hin, in der windmäßig der Abstieg und die Landung zu erfolgen hat.

Besonders gefährlich ist natürlich das Fliegen während der Nacht. Hier gibt es kein Zeichen und kein Merkmal, das dem Führer den richtigen Weg deutet. Bisher ist deshalb auch nur während des Krieges nachts geflogen worden, um unbeobachtet über feindliches Gebiet zu gelangen. Meist verriet sich allerdings der Apparat durch das sehr laute Rattern des Motors, so daß in den meisten Fällen der Feind sofort seine riesigen Scheinwerfer gen Himmel richtete und den genauen Weg des gegnerischen Flugzeuges wider den Willen seines Führers ermitteln konnte. Ein paar Minuten später sorgten schon meist die Luftabwehrkanonen dafür, daß dem kühnen Piloten das Wiederkommen verleidet wurde. Jetzt im Frieden, wo der Flugapparat völlig in den Dienst der Personen- und Gepäckbeförderung gestellt wurde, ist man völlig davon abgekommen, nächtliche Flüge zu veranstalten, zumal in der Winterszeit.

Aus Onkel Toms's Witz Kiste



Das dümmste Gesicht.

In einer Kindergesellschaft wurden allerhand scherzhafte Spiele vorgeschlagen und ausgeführt. Zu-

legt wurde ein Preis ausgesetzt für denjenigen, der drei Minuten lang das dümmste Gesicht machen konnte. Nach Ablauf der Zeit trat der „Preisrichter“ auf einen kleinen Knaben zu und sagte: „Hier, Karlchen, Du hast gewonnen!“ — Beleidigt sagte der Junge: „Ich? Ich habe ja gar nicht mitgespielt!“



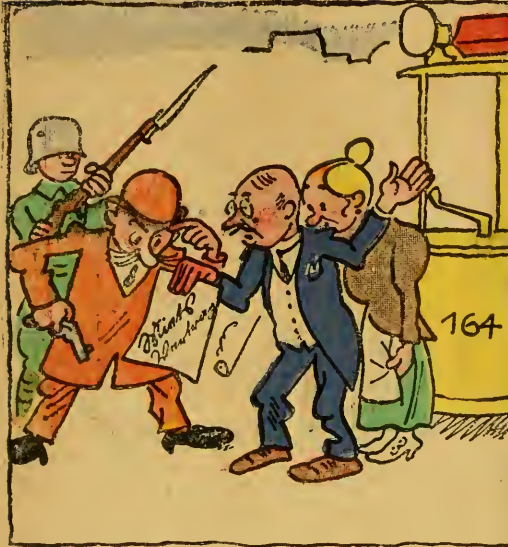
Schlittschuhwettlauf der Ehepaare in Holland.

In Holland finden jedes Jahr große Schlittschuhrennen statt. Es läuft immer ein Ehepaar zusammen, das sich aneinander festhält. Unser Bild zeigt ein Schlittschuhläuferpaar mit langen Holzschlittschuhen vor Anfang eines Rennens.



Die nichtmützigen Thren

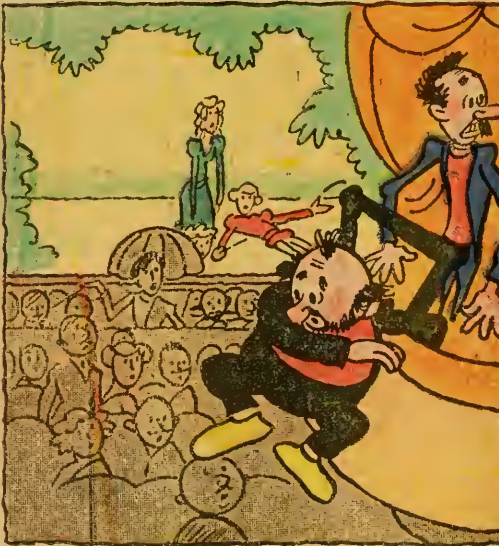
4. Fo



1. Bald kam's heraus: Schon wieder nisch!
Man hat ein falsches Paar erwischt.



2. Indes genießen uns're Diebe
Im Opernhaus Musik und Liebe.



5. Trotz Nührung unter Tränengüssen,
Merkt Vommel, daß sie fliehen müssen.



6. Schnell rücken beide angstvoll aus —
Doch triegt man sie vorm Treppenhaus.

he von Laatsch und Bommel

hung.



3. Die Polizei hat unterdessen
Die beiden Schlingel nicht vergessen.



4. Das Unheil naht sich dem Balkoon,
Die „Rachegöttin“ schnuppert schon.



7. Fort geht's in schmerzlicher Vertretung.
Ach Laatsch! Ach Bommel! Keine Rettung.



8. Der Spaß ist aus. Man „brummt“ zu zweit.
So waltet die Gerechtigkeit!

(Fortsetzung folgt in 14 Tagen.)

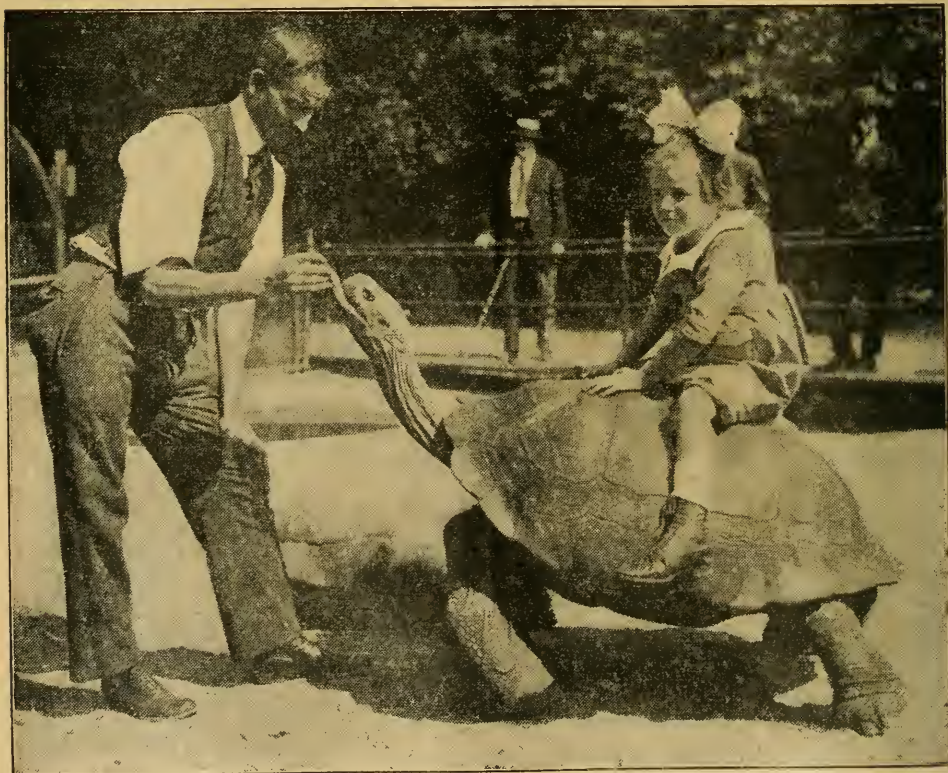


Was Fridolin alles sieht:

Der Affe Konsul, der auf Rollschuhen auf der Promenade in Nizza umherfährt und abends in einem Varieté auftritt.

Was Fridolin alles sieht

Als ich kürzlich auf meinem Delfphin durch Indien kam, besuchte ich eine indische Dorfschule. Die kleinen Hinduungen saßen zwar in Reih' und Glied, aber nicht auf Bänken, sondern auf dem Boden vor der Hütte des Lehrers. Der Lehrer begrüßte mich sehr liebenswürdig in einem gebrochenen Englisch. Er erzählte mir, sie hätten in der Woche nur zweimal Schule, und zwar nur je zwei Stunden. Die Kinder seien auch nicht verpflichtet zu kommen, aber sie kämen sehr gern, und er lese ihnen dann immer aus Büchern vor. Selber lesen könnten sie nicht, auch Schreiben und Rechnen würde nicht gelehrt. Dazu müsse man in die großen indischen Städte gehen, wo es rich-



Buster, eine 180 Jahre alte Riesenschildkröte, die im Zoologischen Garten von New York lebt.



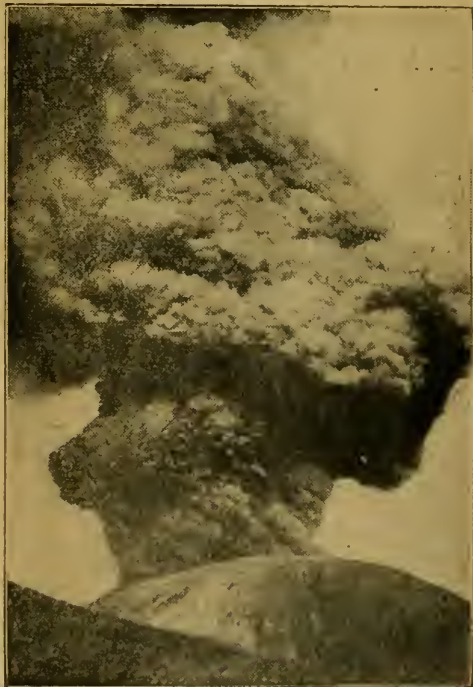
Was Fridolin alles sieht:

Eine Dorfschule in Indien, in der es weder Bücher noch Tinte, Feder und Papier gibt.

tige Schulhäuser gäbe. Aber der Weg sei sehr weit dahin, und man müsse sehr reich sein, um eine solche Schule besuchen zu können. Da dachte ich an meine Freunde in Deutschland, die es doch tausendmal besser haben als die kleinen Hindu-Jungen in Indien.

Von „Buster“ muß ich noch erzählen. „Buster“ ist eine uralte Riesenschildkröte, die ich in New York sah. Sie soll 180 Jahre alt sein; aber manche behaupten, sie sei über 400 Jahre alt. Ich sagte dem Wärter, man brauche sie ja nur zu fragen, ob sie noch Kolumbus gekannt hat. Aber der Wärter meinte, es hätte keinen Zweck, denn sie sei taub. Sie frist übrigens leidenschaftlich gern Tomaten, und ihr Rücken ist so hart, daß man Holz aus ihm spalten kann. Sie läßt sich auch als Reittier benutzen, wenn man geschickt genug ist, auf ihr reiten zu können. Ich glaube aber, daß sie gar nicht weiß, ob jemand auf ihr sitzt, denn sie hat wenig Gefühl und ist außerordentlich stark.

In Italien traf ich auf der Promenade in Nizza den Affen-Konsul. Er lief auf Hockschuhen wie ein richtiger Mensch an mir vorbei. Er hat die halbe Welt gesehen, war auch schon in Deutschland und zeigt sich Abend für Abend im Varieté.



Eine interessante Aufnahme des Besuchs während eines Ausbruches.

(Fortsetzung der Geschichte von Seite 2.)

bei sich hatte. Einer der Spanier schlug Feuer mit seiner Lunte, und der Indianer fing an zu rauchen. Alle Umstehenden rückten etwas zurück, als ihm der Rauch aus Mund und Nase quoll; nur Kolumbus blieb standhaft. Er trat sogar auf den Gefangenen zu, nahm ihm das Rauchzeug aus dem Munde und reichte es dem Ritter Don Rodriguez.

„Macht das Kunststück nach!“ befahl er ihm streng. Der Ritter befreuzigte sich und steckte dann das Rauchzeug zögernd in seinen Mund. Darauf holte er tief Atem und sog an der Rolle, indem er seine Miene zu einer Grimasse verzog, als ob er jetzt sterben müsse.

„Es ist gut,“ sagte Kolumbus lachend. Darauf ließ er den Gefangenen losbinden. Er nahm ihm die Rauchrollen, die der In-

dianer Tabakos nannte, ab, beschenkte ihn mit einer Münze und gab ihn frei.

Als Kolumbus von seiner Entdeckung Amerikas nach Madrid zurückgekehrt war und dem König die Erzeugnisse des fernen Landes vorführte, mußten aber Don Rodriguez und Bartolomeo jeder eine Rauchrolle im Gebrauch zeigen. Der König war über das seltsame Schauspiel aufs höchste belustigt. Von dem Genuß der Tabakos schen den beiden Helden aber nicht recht wohl zu sein. Auf einen Wink des Königs durften sie endlich aufhören. Sie verbeugten sich und entfernten sich auffallend schnell.

Das waren die beiden ersten „Zigarren“, die in Europa geraucht wurden.

Die Sitte des Rauchens verbreitete sich viel später.



Die Sieger meiner Austauschpreisaufgabe aus Nr. 4

Liebe Freundel

Wie ich schon in der vorigen Nummer kurz berichtete, haben die Einsendungen zu meiner Austausch-Preisaufgabe in der Redaktion ziemlich viel Aufregung verursacht. Fridolin hätte am liebsten jede Einsendung mit einem Preise ausgezeichnet. Onkel Toldi dagegen war schon etwas vernünftiger; denn er sah ein, daß viele ausgetuschte Zeichnungen den Bedingungen nicht entsprachen. So hatten manche der Versuchung nicht widerstanden und Neues in die Zeichnung mit Farbe hineingezeichnet. Aber es blieb doch noch sehr viele Einsendungen übrig, sodaß die Wahl außerordentlich schwer fiel.

Den Hauptpreis, ein Buch im Werte von 60 Mark, erhielt:
Johanna Zorn, Köln-Nippes, Siebachstr. 29.

Die zehn Trostpreise, ein Buch im Werte von 40 Mark, erhielten:

Tertianer Leopold Müller, Berlin, Rüdersdorfer Str. 3. — F. Lüdke, Berlin, Kurfürstendamm 92. — Wolfgang Fize, Schwenningen am Neckar, Salinenstraße. — S. Hill, Berlin Boghagener Str. 6. — Fritz Reissner,

München, Mandlstr. 1. — Marianne Merkel, Eisenberg i. Thür., Großer Brühl 4. — Hans Buride, Berlin, Oldenburger Str. 28. — Roman März, Lantwih, Calandrellistr. 14. — Karl Rieß, Nowawes, Großbeerenstr. 119. — Herbert Herzog, Langnau i. C. (Schweiz), Sägetraße.

Hoffentlich haben die, die diesmal leer ausgehen mußten, das nächste Mal mehr Glück. Ihr findet nämlich auf der nächsten Seite eine neue

Preisaufgabe, die Euch gewiß auch viel Spaß bereiten wird.

Fridolin.



Zeichnung von
Mag. Schwerdtfeger,
Frankfurt a. M.



Maskenball bei Onkel Toldi:

Alle Mitarbeiter Fridolins traten in Masken auf und es herrschte eine große Fröhlichkeit. Zum Schluß sagte Pampe ein Gedicht auf, blieb aber mehrmals dabei stecken.

Maskenball bei Onkel Toldi

Fridolins neueste Preisaufgabe:

Der dumme Pampe sagt ein Gedicht auf, von dem er die Hälfte vergessen hat. — Wer kann es ergänzen?

Das war wieder ein reizender Gedanke von Onkel Toldi! Er veranstaltete nämlich einen Maskenball mit den Redaktionsmitgliedern des Heiteren Fridolin. Jeder der geladenen Teilnehmer wurde gebeten, sich recht drollig zu kleiden. Schon erschien Vommel als Dame verkleidet und Latsch als Modegeck. Die Einsperrung wegen ihrer Streiche erfolgte erst am nächsten Tage. Onkel Toldi war als Rotkäppchen verkleidet, und der Delfin kam in einer täuschend nachgemachten Onkel-Toldi-Maske. Es erschien zu allgemeiner Ueberraschung noch ein zweiter Delfin! Doch stellte man sofort fest, daß er nicht ein bißchen nach Benzin roch, und daß ihm zum Fischschwanz zwei Beine herauskamen, die Benjamin Pampe gehörten. Darauf kam hoch zu Ross Fridolin selber, als indischer Maharadscha verkleidet. Als letzter tauchte Onkel Otto auf, von oben bis unten braun angemalt. Ein

richtiger Indianer! Er entschuldigte sein Zuspätkommen damit, daß er mit dem Anziehen nicht fertig geworden wäre. „Du hast ja gar nichts an,“ sagte Onkel Toldi! Der Abend verlief sehr lustig, und niemand ahnte, daß das Vergnügen ein nachdenkliches Ende finden sollte. Nämlich plötzlich stand Pampe auf und erklärte, er wolle jetzt ein Gedicht auf sagen. Er blieb aber nach den ersten Worten bereits stecken. Nun begann ein großes Raten der fehlenden Worte.

Das Rätsel, das sich Benjamin ausgedacht hatte, lautete, soweit er es nicht vergessen: „Hoch zu — durchsegle ich die Lüfte, Der Kerl verbreitet schauerhafte Düfte. Denn mit Verlaub: er stinkt stark nach — — Der stets getreue „Lustdelfin“. Mit seiner Hilfe bring' ich gute Sachen, Belehrung, Lustigkeit und tolles — — Und wenn Ihr fragt, wer steuert den Delfin? Ich bin es, ich — — — — —“

Fridolin stellt nun die Preisfrage an seine Freunde, wer von ihnen die fehlenden Worte finden kann, die Pampes Gedicht sinn- und reimgemäß vervollständigen.

Für die beste Ergänzung setzt Fridolin einen Hauptpreis in Gestalt eines Buches nach eigener Wahl im Werte von 60 Mark aus. Außerdem stiftet er noch 10 Trostpreise für die 10 nächstbesten Lösungen, und zwar je ein Buch nach Wahl im Werte von je 40 Mark. Sollten mehr als 11 gute Lösungen eingehen, entscheidet das Los unter den 11 besten.

Die Lösung muß auf einer Postkarte geschrieben sein und soll nur die fehlenden Worte enthalten! Sie muß bis 15. Februar in Fridolins Besitz sein. Die Postkarte ist zu richten

An die Rätseltube des Heiteren Fridolin
Berlin SW, Kochstraße 23.

Jeder Einsender unterwirft sich Fridolins Entscheidung.

Lustige Rechenkunststücke

Von Onkel Otto.

Die mathematischen Stunden gelten — ob mit Recht oder Unrecht, will ich nicht entscheiden — bei nicht wenigen unserer Freunde als die langweiligsten, zum mindesten als die ernstesten. Sie können aber mitunter auch ganz kurzweilig sein.

Wie denkt Ihr Euch z. B. folgendes Rechenexempel: Wieviel gibt 3 und 4 und ein Nachtwächter? Ihr meint, das geht nicht, aber drei und vier gibt sieben und ein Nachtwächter gibt acht, also insgesamt 15. Wieviel wird nun 3 und 4 und 2 Nachtwächter geben? Ihr meint, etwa 23. Beileibe nicht, denn zwei Nachtwächter geben auch nur acht, mitunter aber gar nicht, wenn sie ins Schwagen kommen. Jetzt seid Ihr schon ein wenig gewigt. Da wird Euch folgende Teilaufgabe gewiß keine Schwierigkeiten machen: Fünf Personen sollen untereinander fünf Äpfel teilen, so daß jeder einen Apfel bekommt, und doch soll ein ganzer Apfel im Korbe bleiben. Sehr einfach. Einer griff den Korb mit dem Apfel.

Nun aber ein ganz schwieriger Fall: Fünf Heuhaufen und sieben Heuhaufen werden zusammengefahren. Wieviel Heuhaufen gibt das? Nur einen einzigen. — Zwei Väter und zwei Söhne schießen drei Hasen; jeder schießt einen. Das klingt sehr wunderbar. Aber wenn man sich klarm ist, daß Großvater, Vater und Sohn auf die Jagd gegangen sind, so hat man des Rätsels Lösung. — Drei Freunde gehen zusammen von Berlin nach Potsdam. Jeder braucht allei si ben Stunden. Wieviel brauchen alle drei zusammen? Selbstverständlich auch nur sieben Stunden.

Eine Schnecke kriecht jeden Tag sieben Fuß hoch und gleitet nachts vier Fuß hinunter. Am wievielten Tage erreicht sie die Höhe einer 19 Fuß hohen Mauer? Die vorzweilen Rechner unter Euch werden vielleicht sagen: am siebenten Tage. Aber erlaubt Ihr, daß die Schnecke so dumm sein wird, wenn sie am fünften Tage die Höhe der Mauer erreicht hat — bis zum vierten Tage hat sie gerade zwölf Fuß zurückgelegt, ist also am Ende des fünften Tages gerade oben —, glaubt Ihr also, daß die Schnecke so dumm sein wird, wieder hinunterzugleiten?

Aber nicht nur die Rechnerei, aus der ich Euch noch eine ganze Menge hübscher Aufgaben vorlegen könnte, ist so unterhaltsam, auch die Geometrie. Zum Beispiel, was ist ein Punkt? Ein Winkel, dem die Schenkel ausgerissen sind. Was ist eine Gerade? Ein fortgelaufener Punkt. Was ist ein Kreis? Ein aufgeblasener Punkt. Dann ist er auch eine Linie, die ihr anderes Ende ohne Ende erreicht. Soviel für heute.

Rätsel-Ecke

Wortspiel.

Ich bin als großer Schwindelheld
Bekannt wohl in der ganzen Welt,
Doch diesmal glaubt mir auf mein Wort:
Nehmt ihr mein ganzes Haus mir fort,
Bleiben viel tausend Häuser doch,
Schlösser, Kirchen, Fabriken mir noch.

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

a — a — al — hak — chu — el — em —
gung — har — ka — le — li — lip — loo
— lot — ma — ma — mei — mo — na —

ne — ni — re — rie — rin — se — se
 — schu — ste — ta — ta — te — ter —
 ti — tra — ul — wa — zich — züch

sind 13 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein lustiges Sprichwort ergeben. Die Wörter bedeuten: 1. berühmten Schlachtort, 2. geometrische Figur, 3. Unterrichtsanstalt, 4. Folge einer bösen Tat, 5. Farbe, 6. Schlingpflanze, 7. Mädchenname, 8. ein für Knaben verbotenes Genußmittel, 9. Musikinstrument, 10. Teil eines Klaviers, 11. Glücksspiel, 12. Insekt, 13. Land in Asien.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 7.

Erste:

Er—dach—se.

Buchstabenrätsel:

Olga, Wolga, Wolgast.

Silben-Rätsel.

Schwimmen. Tennis. Robeln. Fußball.

1. Sperber. 2. Chamisso. 3. Winkelried.
 4. Immortelle. 5. Mandel. 6. Morgen.
 7. Erzbischof. 8. Nassau. 9. Tannus. 10.
 Erzellenz. 11. Nabob. 12. Niaga. 13. Igel.
 14. Säbel.

Fridolins Lachkabinett

„Ach, Madam, ich bin so verdurstet,“ klagte der Bettler, „seit acht Stunden laufe ich und kriege nichts zu trinken, haben Sie doch Mitleid!“ Die Dame brachte ihm ein großes Glas klares Wasser. — „Was, Sie wollen Wasser nicht trinken?“ — „Ne, Madam, das bekommt mir nich, ich hab 'ne eiserne Gesundheit. und von dem Wasser köant' se rosten!“

*

„Muttil Muttil!“

„Was ist denn los?“

„Gehören die Ohren auch zum Gesicht?“

„Warum denn?“

„Du hast gesagt, Fräulein soll mir das Gesicht waschen, und nun will sie mir auch die Ohren waschen!“

*



Cher: „Das geht nicht, Falkner; Sie kaufen die Bleistifte, fressen Lischpapier und lecken Tinte; gestern sind Sie sogar am Pult eingeschlafen. Ich hab' Sie doch nicht mit Koft und Logis engagiert.“

*

Meine alte Tante war sehr schwerhörig. Einmal war sie in einem thüringischen Dorfe zur Sommerfrische. Sonntags ging sie in die Kirche, setzte sich friedlich auf eine Bank und zog ihr Hörrohr aus der Tasche. Da näherte sich ihr der Dorfküster und stüsterte ihr zu: „Sie, hören Sie, Wadamchen, sowie Sie tuten, fliegen Sie 'raus!“



Der Tierstimmennachahmer verbeugte sich und bat das Publikum, ihm Aufgaben zu stellen, er könne die Stimmen aller Tiere nachahmen. Da rief ein Zuschauer: „Nachden Sie doch 'mal einen sauren Hering nach!“

*

In einem amerikanischen Hotel ließ ein Herr seinen Regenschirm zurück und befestigte einen Zettel daran mit der Aufschrift: „Dieser Schirm gehört einem Mann, der zwei Zentner mit einer Hand hebt. Er wird in zehn Minuten wiederkommen.“

Als der starke Mann kam, war sein Schirm fort und auf dem Zettel stand: „Diesen Schirm nahm ein Mann, der drei Meilen in der Stunde rennt. Er wird nicht wiederkommen.“

*



„Vater, ich war heute der einzige in der Klasse, der antworten konnte.“ — „Was fragte denn der Lehrer?“ — „Wer die Scheibe in der Schultür zerbrochen hat.“

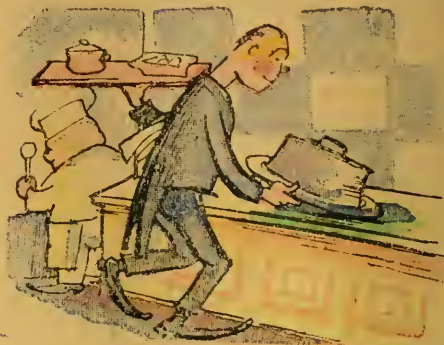
Benjamin Pampe, der alle 14 Tage einen neuen Beruf sucht!

Pampe als Kellner.

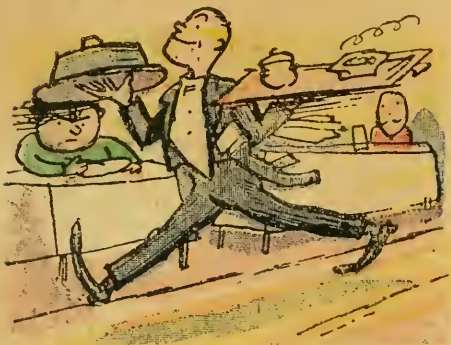
Zeichnungen von Ast.



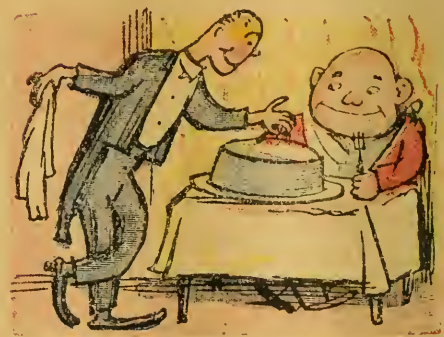
1. Als Kellner stülpt der Schwerenöter
Den Deckel auf den Hundeföter.



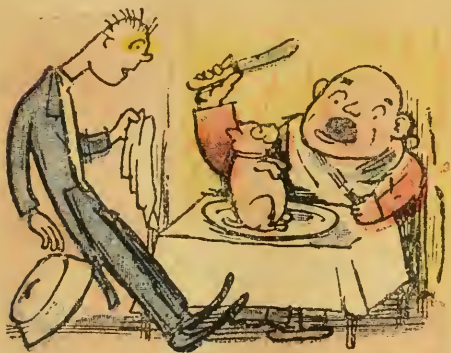
2. Froh schleppt er, ohne zu ermatten,
Die warmen und die kalten Platten.



3. Und mit dem Moppel im Gefängnis
Eilt Pampe flugs in sein Verhängnis.



4. „Hier ist, mein Herr, das Wiener Schnitzel!“
Schon spürt der Gast der Gaumentigel.



5. „Wauwau!“ Ein Hund! Und Pampe ficht
Boll Staunen, was er — angerichtet.



6. Beschleunigt muß er weiterzieh'n —
Nuch das war nichts für Benjamin!

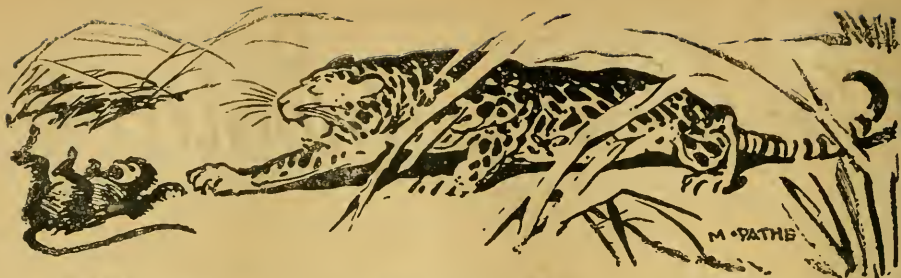
Fortsetzung in 14 Tagen.



HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORT, SPIEL, SPASS UND ABENTEUER



Kampf einer Korallenschlange mit einem Affen.
(Zu der Erzählung auf der nächsten Seite.)



Rampf einer Korallenschlange mit einem Affen

Eine Geschichte aus dem brasilianischen Urwald.

Im Städtchen Blumenau, das Ihr trotz seines deutschen Namens vergeblich auf der deutschen Landkarte suchen werdet, denn es liegt in Südbrazilien, tief unter dem Aequator, in diesem Blumenau lebte bis vor kurzem ein achtzigjähriger Farmer. Als er sechs Jahre alt war, wanderte sein deutscher Vater aus der Heimat aus, weil ihm die politischen Verhältnisse in Preußen nach der Unterdrückung der Märzrevolution nicht gefielen. Mit dem Thüringer Doktor Blumenau kam der Vater nach Brazilien, wo er das Städtchen gründen half, das nach dem deutschen Gründer noch heute seinen Namen trägt. Der Vater hatte dort Tabak, Kaffee und Zuckerrohr angebaut, und der Sohn, der nun ebenfalls schon von Enkeln und Urenkeln umringt war, erzählte die schönsten Geschichten aus der Zeit, wo er weite Reisen in die Urwälder Brasiliens unternommen hatte.

Eines Morgens waren sie, Vater und Sohn, im dicksten Urwald von Donner und Blitz überrascht worden, und hatten Schutz suchen müssen. Auf den nahen Amazonasstrom prasselte noch der Gewitterregen wie ein Trommelfeuer. Von allen Bäumen und Büschen tropfte es in hellen Funken, und herrlich leuchteten Orchideen und Bromelien. Selten verirrt sich der Fuß eines Menschen in diese Wildnis, in der die Tiere sich Alleinherrscher dünken.

Ein stark dröhnendes, rauhes, klagendes Geschrei drang zu Vater und Sohn. „Als ich ein Weibchen lauschend den Atem angehalten hatte,“ so erzählte er seinen Urenkeln, „sahen wir über uns eine Horde von zehn bis zwölf Brillaffen lärmend über die Wipfel

ziehen. Sie hatten uns nicht bemerkt, und die Schlinggewächse verbargen uns. Nun hielten sie an und hockten auf Palmen und Paranaubäumen, und einige taten sich gütlich dabei. Plötzlich gab der älteste Affe, der auf einem benachbarten Mahagonibaum turnte, einen Warnruf. Die brüllende Familie verstummte, und nun sahen wir einen Wildhund, jenes Rästeltier, das halb Hund, halb Marder ist, sich an dem Mahagonibaum hinaufschlingeln. Bekommen horchten wir auf. Schon aber hatte der Affe die Gefahr erkannt. Er rüttelte an seinem Ast, und der Wildhund stürzte den Baumstamm hinunter, dahin, wohin er gehörte, in die Tiefe des stachelichten Unterholzes. Von dort lief er davon. In Seelenruhe hatte der Affe inzwischen einen Harlekin-Bockkäfer gepackt, der sich frech auf seinen Winkelschwanz gewagt hatte. Ein Griff des Alten, und er hielt den Langarmbock in den Fingern. Eine Sekunde lang betrachtete der alte Brillaffe das lebende Geschmeide mit seinen schwarzen Glohaugen. Dann zerlegte er den Riesenkäfer gelangweilt in seine Bestandteile, ließ die Fühler und Füße wie Brillenfassungen fallen und verspeiste den Rest.“

„Urgroßvater,“ unterbrach hier ein Sechsjähriger die Erzählung, „haben denn die Affen keine Angst vor den anderen Tieren im Urwald?“ — „Nein,“ sagte der Alte, „sie fürchtet es gar nicht, ob rings herum ein alberner Wickelbär sein Wesen treibt, oder ob das greuliche Opossum in der Nähe schnarcht und widerliche Geräusche zu ihnen hinausschickt. Auch mit fremden Affenfamilien vertragen sie sich besser als die Menschen untereinander, nur vor einem einzigen Tier fürchten sie sich, das ist die Schlange.“

Alle Urentel rückten ängstlich heran, schon ahnend, daß nun das Aufregendste der Geschichte kommen würde. „Ja, Kinder,“ fuhr der Alte fort, „es hätte nicht viel gefehlt, so wären mein Vater und ich nicht mehr lebendig aus dem Urwald herausgekommen. Zu tief waren wir hineingeraten, und um uns herum trotz und schließlich es, daß uns angst und bange wurde. Mit einem Male aber wurde es dicht neben uns im Unterholz lebendig. Das schwargelbrote Band einer kleinen Korallenschlange ringelte vor uns und jagte eine Spitzmaus, die vor ihr Reißhaus nahm. Dabei kam sie dem alten Brüllaffen, der herabgesprungen war, so nahe, daß dieser den Angriff auf sich bezog und zähnefletschend mit der rechten Hand nach dem Hals der Korallenschlange schlug. Erschrocken setzte sie sich zur Wehr, und während ihr Gegner Rückenhaar und Mähne spreizte, zischte sie ihn an und stieß zweimal nach ihm. Da, zu unserem furchtbaren Schrecken, sprang ein Jaguar, der aus der Höhe herabgeglitten war, auf den Kampfplatz. Die Schar der Brüllaffen zerstob, die Großkatze war fehlgesprungen, und nun sahen wir

den alten Affen während die Schlange zu Boden schlugen. Das Herz stand uns still in diesem Augenblick. Plötzlich ertönte ein furchtbarer Schrei, und der Affe, der von der Schlange einen spitzen Stich bekommen hatte, fiel vor unseren Augen zu Boden. Das Gift der Korallenschlange hatte ihn getötet.

Im Nu war der Jaguar wieder auf den Beinen. Er packte den toten Affen und schleppte ihn davon. Ängstlich lugten wir nach der Schlange aus, da sahen wir am Boden ihre bunten Farben leuchten. Tot lag sie da, sie hatte den Sieg über den Affen auch ihrerseits mit dem Leben bezahlen müssen. Mit vieler Mühe fanden wir den Weg zum Amazonasstrom zurück und schwangen uns in unser Boot. Von weitem aber hörten wir die grauenhaft lauten Klagerufe der anderen Brüllaffen, die ihren weisen Führer vergeblich riefen. Die Finsternis stieg herauf. Ein Kolibripaar piepte, und Fledermäuse flogen durch den Wald. Sie sind die Nachwächter des Urwalds. Unten im Grunde aber waren sicherlich schon die Termiten bei der toten Korallenschlange.“

Aus Franz Schuberts Schultagen Wie das Lied „Sah ein Knab ein Röslein stehn“ entstand

Von Mathilde Weil.

Das war ein altes, häßliches, langgestrecktes und düsteres Gebäude, das Studentenseminar zu Sankt Barbara in der inneren Stadt Wien. Aber welche Fülle von Leben, Frohsinn und Jugendübermut barg das graue Haus in seinen Mauern!

Der Jahrgang 1810 war ein ganz besonders gesegneter, denn die Schüler der damaligen ersten Lateinklasse sind alle hochberühmte Männer geworden, wenn auch die Lehrer ihre liebe Not mit den unruhigen Geistern hatten.

Da war vor allem ein kleiner Junge mit hellbraunem, dichtem Kraushaar und braunen, großen Augen. Ein armer Schulmeisterssohn aus der Vorstadt Alsergrund, dessen Vater wohl nimmer das teure Schulgeld

für seinen Sproßling hätte aufbringen können. Doch der kleine Junge war ein musikalisches Wunderkind, mit herrlicher Stimme begabt, und war Hofsängerknabe. Dem Kaiser Franz I. gefiel der aufgeweckte Junge, der Franz

Schubert hieß, und er ordnete an, daß der Franzl als „kaiserlicher Stiftling“ das Gymnasium besuchen dürfe.

Vater Schubert, der arme Schullehrer, war überglücklich über diese Gnade, doch der Franzl war nichts weniger als glücklich. Franzl zählte, als er im Jahre 1808 in das Seminar kam, erst elf Jahre, doch hatte er schon damals viele herrliche Lieder komponiert. Und das Stillstehen fiel ihm überaus schwer, da die schönsten Melodien in seinem jungen Herzen quollen und nach außen drängten.



Franz Schubert,
der berühmte Komponist.

Im gleichen Seminar war auch noch ein anderer Schüler, der später berühmt wurde.

In die letzte Bank wurde immer ein Wiener Rechtsanwaltssohn verbannt, da er das böse Gesichterschneiden nicht lassen konnte, und wenn alle Buben lachten, dann hieß es immer: „Herr Professor, der Nestron-Hansl gibt keine Ruhe!“

Grollte dann der Ordinarius: „Hans, laß die Dummheiten!“ Dann flüsterte Hans dem Nachbar zu: „Und ich geh' doch noch zum Theater — in der „Zauberslote“ hab' ich eh' schon mitg'spielt!“

Dieser Hans Nestron wurde im späteren Leben ein bedeutender Komiker und Theaterdichter. — Einst strömten die damaligen Lateinschüler in der Frei Viertelstunde in den großen Schulhof. Da erschallte plötzlich lieblicher Gesang frischer Knabenstimmen zu den ernststen Professoren herauf.

Der Direktor des Gymnasiums, Franz Xaver Schönberger, saß zu dieser Stunde gerade in seiner Studierstube und war tief über einen großen Folianten gebeugt, als ein überaus reizendes Lied vom Hofe herauftönte:

„Sah ein Knab' ein Röslein steh'n,
Röslein auf der Heiden,
War so jung und morgenschön.
Lief er schnell, es nah' zu sehn,
Sah's mit vielen Freuden.
Röslein, Röslein rot, Röslein auf der Heiden!“

Professor Schönberger öffnete rasch das Fenster und hörte mit tiefem Wohlgefallen zu. Als die jungen Säng' geendet, rief der Professor: „Se, holla! Bub'n, was singt Ihr denn da für ein Lied?“

Erst verstummten die Jungen ganz, verlegen, dann aber trat Moriz Schwind, der beste Zeichner der Klasse, vor:

„Bitt' schön, Herr Professor, das ist ja das schöne Gedicht von Eggellert's Goethe aus unserem Lesebuch, und in Musik gesetzt hat es eben jetzt der Schubert-Franz!“

„So, so, der Schubert! Na, Jungen, kommt doch einmal rasch herauf und singt mir das Lied noch einmal vor! Vielleicht können wir es bei unserem nächsten Konzert brauchen!“

Die Konzerte, die das Gymnasium gab, wurden von da ab immer berühmter und geschätzter. Bald strömte ganz Wien zu den Vorträgen der jungen Studenten.

Der tüchtige Musikprofessor des Stiftes, Ruzizka, wollte Franz Schubert auch in der Kompositionslehre unterrichten — doch schon nach der zweiten Stunde rief er aus: „Den Franzl kann ich nichts lehren, der hat's vom lieben Gott!“

Schuberts Nebenmänner auf der Schulbank, Anselm Hüttenbrenner und Jenger wurden berühmte Aerzte und Moriz von Schwind ein berühmter Maler.

Ein Tag aus dem Leben eines Riesen

Die kleinen Sorgen des zu Großen.

Kürzlich traf ich auf der Straße einen Riesen, der so groß war, daß er sich bequem an einer Straßenlaterne eine Zigarre anzünden konnte. Da ich immer schon an langen Menschen Gefallen gefunden hatte, ging ich auf ihn zu, stellte mich vor und verwickelte ihn in ein Gespräch. Er sagte, er wäre 258 Meter hoch, teils wäre das praktisch, teils mache ihm das jeden Tag Sorgen. Auf der Eisenbahn sei das Ein- und Aussteigen mit ungeahnten Schwierigkeiten verbunden, und eine Elektrische könne überhaupt nicht so lange warten, bis er seine riesigen Gliedmaßen passend zusammengelegt habe. Sowie er in eine Stube trete, renne er mit dem Kopf in die von der Decke hängende Beleuchtung, und sein Friseur, zu dem er gewöhnlich gehe, habe

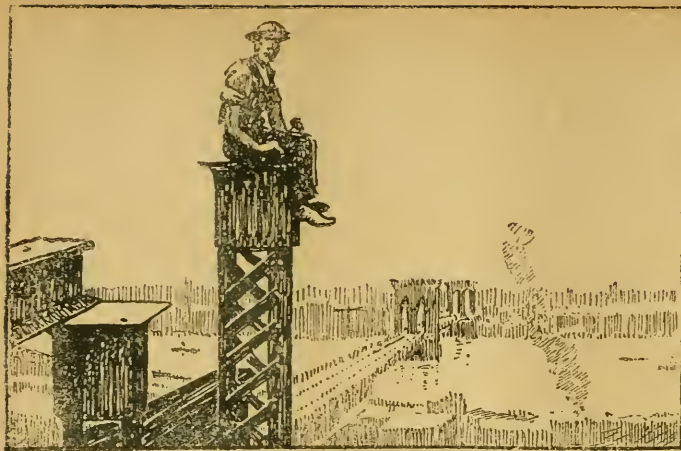
für die Bedienung dieses Kunden verschiedene Neuerungen in seinem Betriebe einführen müssen. Um dem Riesen seinen Scheitel schön gerade ziehen zu können, mußte er sich eine Leiter anschaffen und den Beleuchtungskörper dicht unter der Decke anbringen lassen, damit er gutes Licht hat.

So ist es wohl verständlich, daß der Riese sich ein eigenes großes Bett bauen ließ, das ihn ständig auf seinen Reisen begleitet. Messer, Gabel und Teller sind ebenfalls schon nach seinen eigenen Angaben gefertigt worden.

Schließlich ein Riese wird nicht leicht satt. Sein Magen kann ungeheure Mengen aufnehmen, und er trinkt auch gern recht viel, um noch zu wachsen, wie er mir freundlich lächelnd mitteilte.



Der Riese beim Frisör: Schwieriges Haarschneiden.
(Siehe nebenstehenden Text: „Ein Tag aus dem Leben eines Riesen.“)

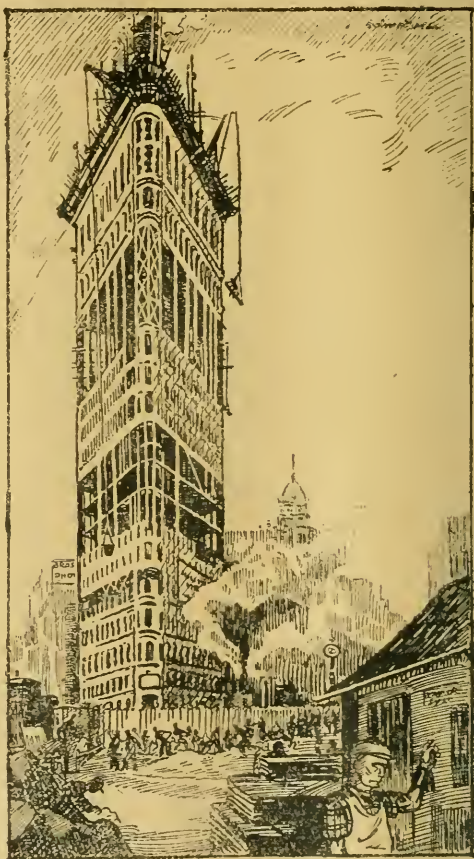


Ein Arbeiter auf dem höchsten Eisenpfeiler eines der New-Yorker Riesengebäude im Bau, die man Wolkenkratzer nennt.

Wie ein Wolkenkratzer gebaut wird

Das Bild auf der nächsten Seite ist einer der ältesten, aber noch heute eigenartigsten Wolkenkratzer New Yorks. Es ist das Fuller-Gebäude, das unter seinem Epithetonamen „flat iron“ (Bügeleisen, wegen seines bügeleisenförmigen Grundrisses) in der ganzen Welt berühmt geworden ist. Es steht im Mittelpunkt New Yorks, an der Kreuzung der zwei Hauptstraßen Broadway und Fünfte Avenue, und seine scharfe, hohe Kante erzeugt eine so heftige Reibung des Luftzuges aus den beiden Straßen, daß um das flat iron (sprich: fletteiren) herum stets Wirbelwind segt, der Staub, Papiersegen usw. in die Augen der Vorübergehenden treibt. Der kühne Anblick dieses 22 Stock hohen Baues macht das flat iron auch heute noch zu einem Wahrzeichen New Yorks, obwohl es heute schon zu den kleinsten Wolkenkratzern dieser Stadt gehört. Die neuen Turmhäuser sind doppelt, und die höchsten, das Woolworth z. B. mit seinen 60 Stockwerken, fast dreimal so hoch. Wie baut man nun ein so hohes Haus, das höher ist als der Eiffelturm in Paris? (300 Meter.) Eine Vorbedingung dafür ist der Boden

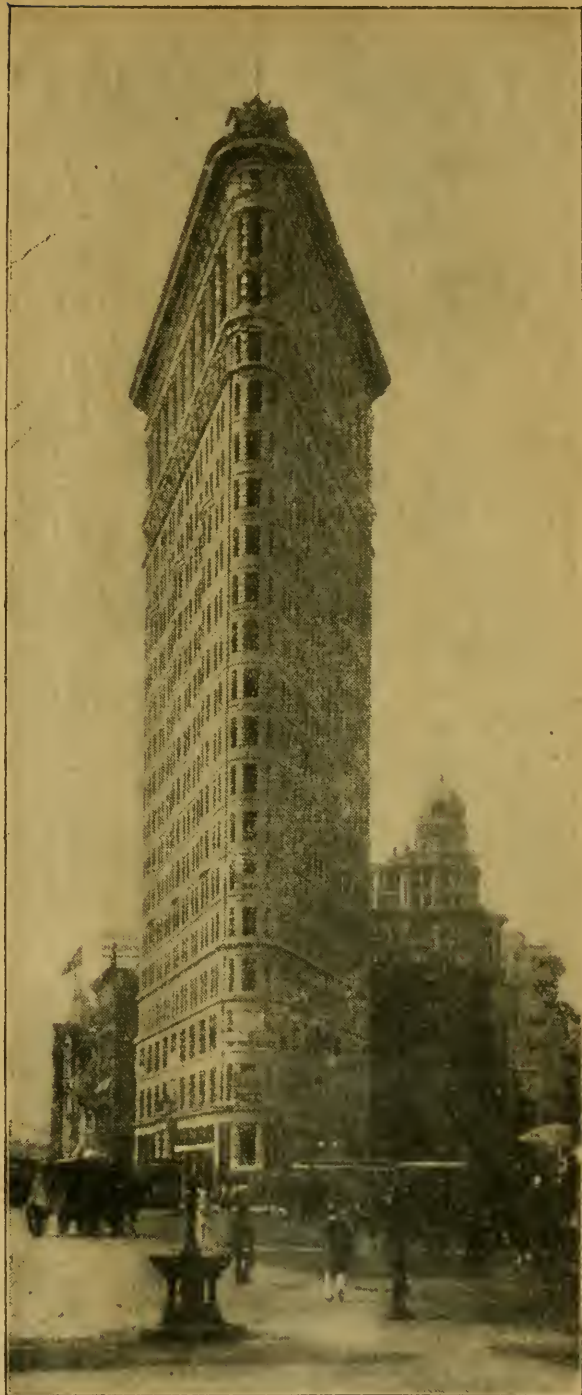
New Yorks, der ganz aus hartem Felsen besteht. (Auf dem Berliner Sandboden z. B. kann man so hoch überhaupt nicht bauen.) Der Baugrund eines New-Yorker Hauses muß stets mit Dynamit ausgesprengt werden, und allnächtlich hört man in New York das Knallen dieser Sprengungen. Dann werden tief in den Felsengrund große Panzerplatten versenkt und verschraubt. Auf



Das „Bügeleisenhaus“ im Bau:

Zuerst wird ein Stahlgerüst errichtet. Dieses Stahlgerüst wird dann mit Mauern und Wänden ausgefüllt.

diesen Panzerplatten werden zunächst senkrechte eiserne Säulen-träger aufgerichtet, Stück an Stück übereinander vernietet bis zur vollen Höhe des Hauses. Dann werden die senkrechten Eisensäulen untereinander in der Höhe jedes Stockwerkes durch Querträger, wiederum schwere eiserne Schienenträger, verbunden und vernietet. Diese ungeheuren eisernen Gerüste schießen mit erstaunlicher Schnelligkeit aus dem Boden in die Höhe, und auf den New-Yorker Bauplätzen rasen die Niethämmer wie Maschinengewehrfeuer. Ist das Gerüst fertig, dann beginnt man mit Schutt, Ziegel, Stein, Mörtel und Holz die einzelnen Stockwerkböden und die Zimmerwände auszubauen, dies aber von oben herunter, wodurch das Witzwort entstanden ist, daß die Amerikaner einen Hausbau beim Dach anfangen. In ein paar Monaten, bei den größten und höchsten Bauten in längstens zwei Jahren, ist so ein Wolkenträger fertig. Seine Stahlschienenkonstruktion erhält ihn recht beweglich, so daß er dem großen Winddruck gewissermaßen elastisch Widerstand leistet. Natürlich baut man so ungeheuer hohe Häuser, in denen man immer auf den Fahrstuhl angewiesen ist, und die bei einer Feuersbrunst recht gefährlich sind, nicht bloß aus Freude an der Höhe, sondern aus Mangel an Bodenraum, der in dem langgestreckten, sehr schmalen, vom Wasser begrenzten New York sehr arg ist. Ein Wolkenträger ersetzt vier oder fünf Häuser, die man, weil man sie nicht nebeneinander bauen konnte, sozusagen übereinander baut. Diese Höhe bereitet noch gewisse innere Bau-schwierigkeiten, z. B. bei der Einrichtung der Wasserleitungen, der Fahrstühle und der Zentralheizung. Im Erdgeschoß jedes Wolkenträgers befindet sich ein ganzes Maschinenhaus für den technischen Betrieb des Hauses. Zeugnis davon geben die weißen Rauchfahnen, die unaufhörlich aus den Rauchfängen des Wolkenträgerdaches herauszischen.



Das „Bügelisenhaus“ nach seiner Vollendung.



Laatsch und Bommel



1. Beim Festdiner?? Da staunt man bloß:
Was ist mit Laatsch und Bommel los?



2. Musik tönt lockend nach dem Mahl,
Schon tanzt der Bommel durch den Saal.



5. 80 PS der Motor faucht.
Hochnäs'ig man Importen schmaucht.

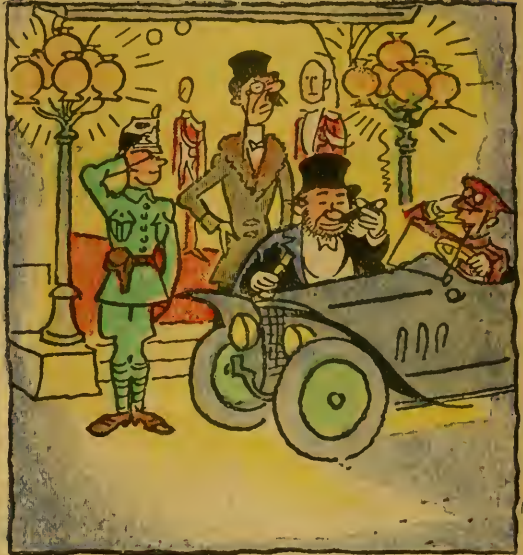


6. Das Auto fliegt, es fliegt der Gut,
So etwas endet niemals gut.

mel's vorläufiges Ende



3. Ja, sie sind Herr'n auf eig'nem Schloß,
Und tief neigt sich der Dienertroß.



4. Tuut! Tuut! Ihr Auto faust heran,
Ehrfürchtig grüßt der Schupomann.



7. Ein Baum am Weg. Pardon. Es kracht!
Ein Aufschrei! Bommel ist — erwacht

(Im nächsten Heft gibt es eine Überraschung: zwei neue Schlingell!)



8. Auf hartem Stein im Kerker-Raum . . .
Ach, alles war ja nur ein Traum!



Der kleine Zauberkinsler

Kleine Kunststücke, die ohne große Vorbereitungen leicht auszuführen sind.

Meine sehr verehrten Tanten, Onkel, Nichten, Neffen und anderen Zuschauer, ich werde Euch heute ein paar ganz einfache Zauberkunststücke vorgaukeln, die den fabelhaften Vorzug haben, ohne irgendwelche Kosten, ohne Apparate, ohne große Vorbereitungen glänzend zu funktionieren. Paßt gefälligst stets gut auf, denn das erste Gebot eines guten Zauberers ist: Wiederhole keinen Trick!

Sehen Sie, meine hochgeschätzten Herrschaften, meine Hände sind leer. So, jetzt fahre ich mit der Rechten viermal in der Luft hin und her — bitte, so passen Sie mir doch scharf auf! — hutshutafattimalaja — und hier, bitte, in der eben noch freien linken Hand befindet sich ein Gummiball.

(Daß er den kleinen Ball vor Beginn des Experiments unbeobachtet unter die Weste links am unteren Rand gesteckt, beim Ablenken der Aufmerksamkeit mit der Rechten den Bauch ein wenig eingezogen und den dadurch aus der Weste in die dort aufgehaltene linke Hand hatte unbemerkt hinunterfallen lassen, braucht der kleine Zauberkinsler ja nicht zu verraten . . .)

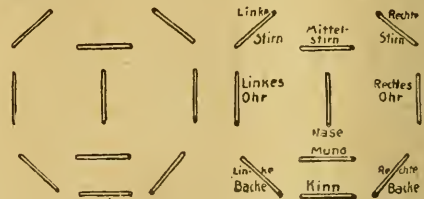
*

Aber hier, meine verehrliche erstaunte Zuhörerschaft, erblicken Sie ein funkelndes neues echtes deutsches Fünzigpfennigstück. Damit keiner der anwesenden Freigäste hernach sein Eintrittsgeld wegen Betruges zurückfordern kann, soll ein jeder die Echtheit dieser zurzeit noch gültigen Münze höchstpersönlich nachprüfen. Gut, meine Herrschaften, nun sind Sie überzeugt, daß von einem Betrüger keine Rede sein wird. Bitte, reichen Sie mir gefälligst diesen großen Teller, stellen Sie ihn vorsichtig über die Münze; ich verpflichte mich, innerhalb zweier Minuten das Geldstück verschwinden zu lassen, ohne den Teller zu berühren. Eins zwei, drei, vier — dank! Das Experiment ist geglückt. Wie? Sie

glauben's nicht? Bitte überzeugen Sie sich. (Einer der Neugierigen hebt jetzt gewöhnlich den Teller in die Höhe und entdeckt lachend das angeblich verschwundene Geldstück ruhig auf dem gleichen Plage liegen. Nun nimmt der Zauberkinsler die Münze und läßt sie in der Tasche verschwinden, ohne, wie versprochen, den Teller berührt zu haben . . .)

*

Gibt mir zehn Streichhölzer. Ich lege sie hier auf den Tisch nach dem Muster Nr. 1. Ich gehe jetzt hinaus. Die Gesellschaft wird sich während meiner Abwesenheit eines der Stäbchen auswählen und nacheinander erst mit dem linken Zeigefinger und hernach mit dem rechten Daumen kräftig bestreichen. Auf Wiedersehen, lassen Sie mich nicht zu lange warten!



1. Lage der Streichhölzer.

2. Gesichtsplat.

Kann ich wieder hereinkommen? Hier, dieses Zündholz in der Mitte haben Sie berührt. Ich merke es an der Elektrizität, die ihm entströmt. (In Wirklichkeit hat er sich mit einem anderen Gesellschaftsteilnehmer rechtzeitig heimlich verabredet. Dieser hilft ihm nach dem „Gesichts“-Plan: Nr. 2.

Die Gesellschaft hatte das Zündholz in der Mitte berührt. Als der Zauberkinsler ins Zimmer zurückkehrte, hatte sein Helfershelfer schnell seine Hand auf dem Nasenrücken herumtanzten lassen, so daß er auf den ersten Blick erkannte, welches Stäbchen in Frage kam. Natürlich kann man dieses Experiment nach Belieben erweitern. Es wird immer, schnell durchgeführt, Gefallen erregen.)

So, meine Herrschaften, nächstens wieder eine Vorstellung!



Fische, die im Aquarium leicht zu halten sind:
 Von unten nach oben: Scheibenbarsch, Sonnenbarsch, Silberfisch.
 (Zu dem Artikel auf der nächsten Seite: „Was ein Fischereibesitzer wissen muß.“)



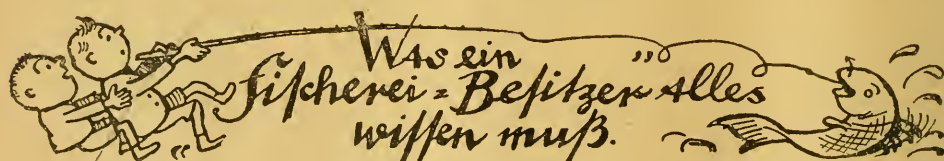
Onkel Toldi erzählt eine Hottentotten-Geschichte

Rüzlich war ich in einer Gesellschaft, wo ein Herr, der lange Zeit in Afrika gelebt hatte, folgende selbsterlebte Geschichte berichtete:

„Wie Ihnen bekannt sein dürfte, kommt im Hottentottenlande die Beutelratte sehr oft vor. Nun hat man dort Kotter oder Käfige, welche mit Lattenschulgitter und Wetterschuhvorrichtung versehen sind, und man nennt diese: „Lattengitterwetterkottter“ und die Beutelratte, die man dort hineinsperrt, nennt man die „Lattengitterwetterkottterbeutelratte“.

Eines Tages hatte man nun einen Attentäter gefangen genommen, der hatte eine Hottentottenmutter umgebracht, die hatte zwei Kinder, die stotterten und litten an der Trottelosis. Man nannte die Hottentottenmutter die „Hottentottenstottertrottelmutter“ und den Attentäter dieser Hottentottenstottertrottelmutter nannte man den „Hottentottenstotter-

trottelmutterattentäter“. Er wurde in einen Lattengitterwetterkottter eingesperrt, in dem sich eine Beutelratte befand, und nun nannte man diese Beutelratte die „Hottentottenstottertrottelmutterattentäterlattengitterwetterkottterbeutelratte“. — Eines Tages brannte diese Beutelratte durch. Zwei Tage später meldete sich beim Gouverneur ein Eingeborener und sprach: „Herr Gouverneur, ich habe die Beutelratte gefangen.“ — „Welche Beutelratte haben Sie gefangen?“ — „Ich habe die Beutelratte aus dem Lattengitterwetterkottter, in dem der Hottentottenstottertrottelmutterattentäter eingesperrt war, gefangen.“ — „Ach, dann haben Sie ja die „Hottentottenstottertrottelmutterattentäterlattengitterwetterkottterbeutelratte“ gefangen; hier junger Mann, nehmen Sie die „Hottentottenstottertrottelmutterattentäterlattengitterwetterkottterbeutelrattenfangprämie“ in Empfang, und gehen Sie!“



Das Aquarium — Die Anlage — Bewohner — Nahrung der Fische.

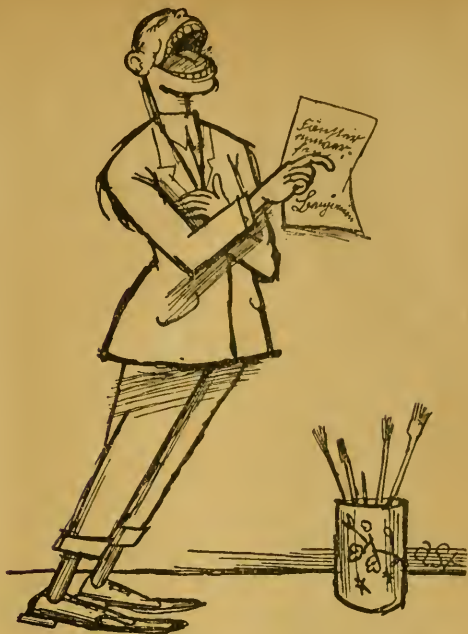
Welcher Junge hat nicht Freude an Pflanze und Tier, die er bei seinen Ausflügen draußen im Freien in mannigfachster Form und Gestalt antrifft? Besonders die Tiefe der Gewässer mit ihren Bewohnern lockt uns. Ein Stückchen Wasserleben können wir uns selbst schaffen in einem Aquarium. Für die, die ein solches noch nicht gehabt oder näher gesehen haben, will ich etwas über das Aquarium erzählen.

Es gibt, namentlich in den größeren Städten, überall Aquarienhandlungen, die nicht nur die Becken selbst, sondern auch die nötigen Zutaten liefern. Aquarien hat man in allen Formen und Größen, jetzt allerdings — wie alles — etwas hoch im Preise. Immerhin braucht Ihr die Sparbüchse nicht allzu sehr in Anspruch zu nehmen, wenn Ihr ein sogenanntes Elementglas nehmt, das in einem Stück aus Glas gegossen und

für unsern Zweck gut geeignet ist. Sein Stand sei am Fenster, wo es das nötige Licht empfängt.

Nun zur Einrichtung. Damit die Tiere, die es bevölkern sollen, sich wohlfühlen, muß das Aquarium bepflanzt werden. Die Pflanzen sorgen nicht nur für schönes Aussehen, sie bieten den Tieren auch den gewünschten Schutz und sie reinigen und durchlüften durch ihre Atmungstätigkeit auch das Wasser. Die Pflanze braucht zu ihrer Ernährung natürlich einen Boden; man schafft ihn, indem man zu unterst in das Aquarium Moorerde einbringt. Die Bodenschicht wählt man je nachdem 4—6 cm hoch, drückt sie etwas fest, und in sie werden nun die Wasserpflanzen mit ihren Wurzeln eingesetzt. Ihr wählt dazu am besten untergetauchte Pflanzen, die nicht über die Oberfläche herausragen. Für ein kleineres Becken genügen wenige Pflanzen. Dann wird grobkörniger, gewaschener Sand aufgebracht; die Sandschicht sei etwa 2 cm hoch. Nun kann man recht vorsichtig das Einfüllen des Wassers vornehmen. Man macht das zweckmäßig so, daß man einen zusammengefalteten Papierbogen in das Aquarium legt, auf den man das Wasser fließen läßt, damit der Grund nicht aufgewühlt werde; das Papier wird dann wieder herausgenommen. Eine Ecke des Aquariums ist von Grund und Sand freizulassen; sie liegt dadurch tiefer, und dort sammelt sich der Schlamm und Unrat an, den man mit einem Glasrohr oder Heber täglich herauszieht. Sauber muß das Aquarium stets sein. In einem gut gepflegten Aquarium braucht das Wasser nur ganz ausnahmsweise einmal erneuert zu werden; man beschränkt sich darauf, das verdunstete Wasser nachzufüllen.

Vor der Bevölkerung des Beckens läßt man das ganze einige Tage stehen, damit die Pflanzen anwachsen können. Die geeignetsten Bewohner sind Fische. Für uns kommen nur einheimische Sorten in Frage: Bitterlinge, Stichlinge mit ihrem interessanten Nestbau, Elritzen, Gold- und Silberorfen, Barsche, Schlammbeißer, die die Bitterung verkünden sollen, sowie der altbekannte, etwas langweilige Goldfisch. Man darf nie zu viel Fische einsetzen; für kleine Elementgläser sind zwei Fische schon genügend. Die Fütterung besteht in der Regel aus sogenanntem „lebenden Fischfutter“, kleinen Krebstierchen, die es jederzeit in den Sandlungen gibt. (Weitere Ratschläge folgen.)



Unser Zeichner ist beim Empfang eines groben Briefes von Benjamin Pampe, der ihm folgendes schreibt:

Linbur hurr Ost,
 Doch laß ich mir nicht maß
 anstellen. Das bin ich alle 14
 Tage über mich lässig mach
 und aufmalen, mein ob
 mir in meinem Lässig
 wogonogun ist. Und das ob
 noindur nichts mehr. Indur
 ich nicht dasir kann wenn
 ich vordfling. Vondur bloß
 Paul foru. Und was bin abur=
 fangt aburso Komisch auf
 sollen sein ich und mich so
 gar ofulig sein sollen!
 Bin sind ein Putz. Und
 wenn ich noch in der
 Fühlwörter, werden bin
 Klaffenpaul. Pringun biß

Wiederholung meiner Preisaufgabe aus Nr. 8

Für alle, die sie nicht gelesen haben.

Wer meine vorige Nummer nicht gelesen hat, weiß natürlich auch nicht, daß sie ein schönes Preisrätsel enthielt, an dem sich jedermann beteiligen kann. Ich drucke deshalb den Text des Gedichtes noch einmal ab, das Benjamin Pamppe in der vorigen Nummer auf Onkel Toldis Maskenball auftragte, und bei dessen Vortrag er mehrmals stecken blieb.

Fridolin stellt nun nochmals die Preisfrage an seine Freunde, wer von ihnen die fehlenden Worte finden kann, die Pampes Gedicht sinn- und reimgemäß vervollständigen.

Für die beste Ergänzung setzt Fridolin einen Hauptpreis in Gestalt eines Buches nach eigener Wahl im Werte von 60 Mark aus. Außerdem stiftet er noch 10 Trost-

preise für die 10 nächstbesten Lösungen, und zwar je ein Buch nach Wahl im Werte von je 40 Mark. Sollten mehr als 11 gute Lösungen eingehen, entscheidet das Los unter den 11 besten.

Die Lösung muß auf einer Postkarte geschrieben sein und soll außer Namen und Adresse des Einsenders nur die fehlenden Worte enthalten!

Den Termin für die Einsendung der Lösungen habe ich um 10 Tage verlängert; sie müssen also spätestens am 25. Februar in Fridolins Besitz sein. Die Postkarte ist zu richten

An die Rätselstube des Heiteren Fridolin
Berlin SW, Kochstraße 23.

Jeder Einsender unterwirft sich Fridolins Entscheidung.

Welche Worte fehlen?

„Hoch zu — durchsegle ich die Lüfte,
Der Reel verbreitet schauderhafte Düste.
Denn mit Verlaub: er stinkt stark nach — —
Der stets getreue „Lustdelphin“.
Mit seiner Hilfe bring' ich ich gute Sachen,
Belehrung, Lustigkeit und tolles — —
Und wenn Ihr fragt, wer steuert den Delphin?
Ich bin es, ich — — — — —“

Vin ab sein lassen und zu
was so nimm! !! Aber was
ist mir ausgelenkt forta forlars
Ein alle ~~hiesige~~ 14 Tage aber
mit Anwesenheit für!!

Aber jetzt geht es zu
Morsion und ~~der~~
wurde ~~der~~! Und
dann ~~der~~ in ein aus!

Für Benjamin
Pamppe

Und was für Pamppe ist
so noch zu sein und was da
sich ein ~~der~~ ein ~~der~~!
Benjamin.



Sinrichtung.

Er ist ein Lump, pack' ihn beim Schopf,
Mach' kürzer ihn um seinen Kops,
Nimm ihm das Auge fort sodann —
Und nichts bleibt übrig von dem Mann.

Störung.

Auf dem Eins sah ich im Sonnenglanze
Am Sonntag den zweierlei Verkehr.
Doch unerwartet kam das Ganze,
Da war der Eins ganz plötzlich leer.

Erhabener Beruf.

Am Himmel steht's im Norden weit;
Nimm fort zehn Meter lang und breit,
Wird's Tapezierers Tätigkeit.

Silberrätsel.

Aus den Silben:

an — hel — ber — bir — chen — cho —
doh — dorff — e — ei — ei — fan — faul
— ga — ga — ge — gelb — gen — ha —
i — in — ker — kro — lau — le
— le — lek — li — mi — na — ne —
ne — nist — now — o — or — pel — ral
— re — ri — rie — rock — si — skop —
sot — step — te — te — to — ü — wurm
sind 19 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und
Endbuchstaben abwechselnd hintereinander ge-
lesen, einen alten Kinder-Stammbuchvers er-
geben; ü, ä und ch sind wie ein Buchstabe
verwendet. Die Wörter bedeuten:

1. Musikinstrument, 2. Frucht, 3. Eßgerät,
4. Kleidungsstück, 5. Pfefferkuchenart, 6. Kir-

chengesang, 7. Nahrungsmittel, 8. Dichter,
9. Reispeise, 10. Stadt in Mecklenburg
Schwerin, 11. Truppengattung, 12. Vogel,
13. Wurm, 14. modernen Tanz, 15. heiligen
Berg, 16. Vergrößerungs-Instrument, 17. Be-
leuchtungs-Gegenstand, 18. Dichthäuter, 19.
Musiker.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 8:

Wortspiel:

Münch(haus)en — München.

Silben-Rätsel:

Wer zuletzt lacht, lacht am besten.

1. Waterloo. 2. Ellipse. 3. Realschule.
4. Züchtigung. 5. Ultramarin. 6. Liane.
7. Emma. 8. Tabak. 9. Ziehharmonika.
10. Taste. 11. Lotterie. 12. Ameise. 13. China.

Fridolins Lachkabinett

Hänschen: „Nicht wahr, Mutter, wenn ich
groß bin, trage ich einen Stehkraagen? Dann
brauch' ich mir den Hals auch nicht mehr
waschen zu lassen.“

*

Ilse liest aus ihrem Kinderbuch vor:
„... und Barbarossa ging in den Kyff-
häuser.“ — Ihr kleiner Bruder fragt: „Was
ist denn Kyffhäuser?“ — „Ach, das ist bloß
ein Druckfehler und soll ‚Kaufhäuser‘ heißen,“
sagt Ilse.

*



Herr Schulz eilte spät abends heimwärts.
In der dunklen Straße rennt ein Mann gegen
ihn. Schulz, der viel von Taschendieben gehört
hat, greift sofort in seine linke Westentasche —
seine goldene Uhr ist fort! Eins-zwei-drei
saust Schulz dem Manne nach; als dieser sich
verfolgt sieht, beginnt er auch zu laufen, aber
Schulz holt ihn an der nächsten Straßenecke
ein und ruft: „Die Uhr her! Sofort geben Sie
die Uhr her!“ Zitternd gibt der Angeredete
die Uhr und verschwindet mit Riesenschritten
in der dunklen Straße. Schulz ist froh, daß er
seine Uhr wieder hat. Als er nach Hause
kommt, zieht er aus der linken Westentasche
eine fremde Uhr und entdeckt seine eigene Uhr
in der rechten.



Fritz geht zum Kaufmann und fordert
ein Vogelbauer. Wohlwollend sagt der Kauf-
mann: „Na, soll das für Dich sein?“ —
„Nein,“ sagt der Junge, „für meinen Kana-
rienvogel!“

*

Fischer Piet erzählt: „Gestern hab' ich
einen Aal gefangen, der war ohne Uebertrei-
bung drei Meter lang — mit Uebertreibung
fünf!“

*

Ein kleiner Negerbursche kommt beim Auf-
tragen mit den Fingern in die Suppe. Haus-
herr: „Bobbv, nicht die Finger in die Suppe
bringen!“ Bobbv: „Oh, ist nicht zu heiß!“

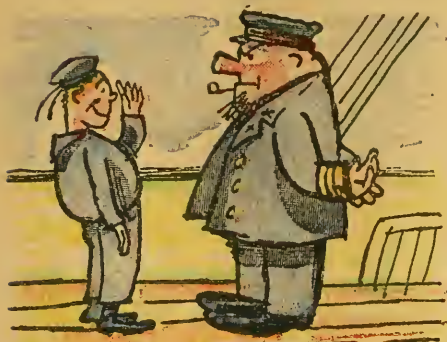


Wischen hat sich beim Essen verschluckt.
„Hast Du Dich verschluckt?“ fragt die Mama
besorgt. — „Nein, Mama, ich bin noch da!“
sagt die Kleine ernsthaft.

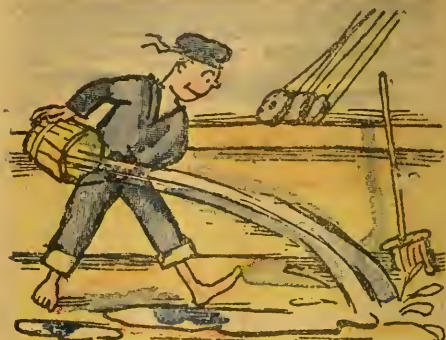
Benjamin Pampe, der alle 14 Tage einen neuen Beruf sucht!

Pampe wird Matrose.

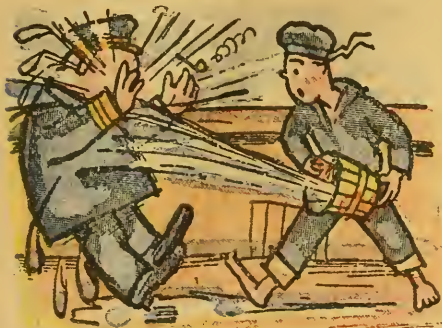
Zeichnungen von Ast.



1. Der Benjamin, den nichts erschreckt,
Hat in sich Seemannsblut entdeckt.



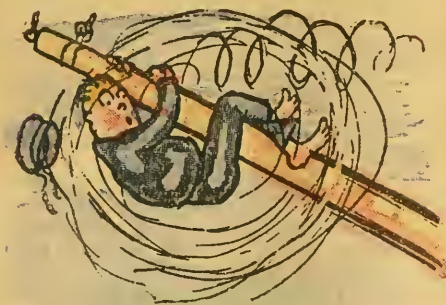
2. Schon ist mit Eifer er dabei
Auf Ded, daß alles sauber sei.



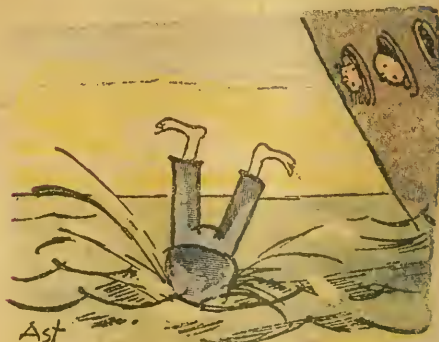
3. Doch wirkt das Wasser jammervoll,
Wenn es durchnäßt, was es nicht soll.



4. Der Kapitän flucht: „Sapperlot!“
Der Pampe flieht, das Tauend' droht.



5. In Sturm und Angst, auf hohem Mast
Wird ihm der Seeberuf verhaßt.



6. Ein Sprung ins Wasser rettet ihn . . .
Auch das war nichts für Benjamin.

Fortsetzung in 14 Tagen.



HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORT, SPIEL, SPASS UND ABENTEUER



— — Ibrahim kniete nieder, das Gesicht nach Osten gewandt.
Zu der umstehenden Erzählung: „Ibrahims Wüstenritt“.



Ibrahims Wüstenritt

Eine Erzählung von E. Frank

Ibrahims Wüstenritt.
„Dein Vater ist tot,“ sagte der
treue Bote zu Ibrahim.

Gestalten eilten zwischen Palmen zum Lager, Pferde scharften in ihren leichten Stallzelten, Kamele stießen da und dort ihren tiefen, rauhen Schrei aus, und die Wachen bezogen ihren Posten für die Nacht vor dem weißen Militärdorf, das an der Südoestecke Marokkos zum Schutz der französischen Kolonie entstanden war. Zwischen den Spahis (Eingeborenentruppen) drängte sich eine zerklumpte, braune Gestalt durch. Schnittnarben auf Stirn und Wange des Mannes kündeten, daß er dem Stamme der Uled Sirir, einem kleinen Verbervolk, angehörte, das zwischen den räuberischen Tuaregs im Wüsteninnern haust.

Böses muß der Bote aus der fernen Heimat, der bald darauf ebenso verstohlen verschwunden, wie er gekommen war, dem Spahi-Korporal Ibrahim ben Musa berichtet haben. Mit gerunzelten Brauen wanderte Ibrahim zwischen den im Freien lagernden Kamelen hin und her, in tiefem Sinnen. „Dein Vater ist tot, o Herr. Dein Vater, der dreißig Jahre lang Scheich der Uled Sirir gewesen ist. Und am Tage nach Ramasân ist die Wahl des neuen Scheichs. Die Aeltesten werden Deinen Vetter Hassan wählen, denn der einzige Sohn des Scheichs ist tot. So hat Hassan berichtet, und ihm glaubt man. Denn wenn Du am Tage der Wahl nicht zurück bist, gilt es nach dem Gesetz des Stammes gleich, ob Du wirklich tot oder ganz ein Frank, ein Rumi, ein Ungläubiger geworden bist.“ So hatte der treue Bote berichtet. Ibrahim stand vor einer schweren Wahl: Neun Tage waren noch bis zum Ablauf des Ramasân, des heiligen Fastenmonats,

In dem Barackenlager, über dem die französische Landesflagge wehte, erklang die Trompete, die zur Abendruhe mahnte. Weiße, bunnusverhüllte

ein Urlaubsgesuch nach dem Kommando in Ain Sefra dauerte drei, vier Tage — und die Reise war über 1000 Kilometer weit. blieb also nur die unerlaubte Entfernung von der Truppe. Schwere Strafe stand darauf — aber es war Pflicht! Denn mit der Würde des Scheichs kam nach dem Stammesrecht zugleich dessen Besitz an den Nachfolger: Ibrahims alte Mutter, seine kleine Schwester würden Bettlerinnen werden . . .

Die Nacht war inzwischen tiefschwarz hereingebrochen. Stunden waren es noch bis zum Mondaufgang. Ibrahim löste seinem schnellsten Reitkamel, einem besonders zähen, hellfarbigen Hedjschir edler Zucht, die Beine, warf Sattel und Zaumzeug auf und hing zwei Fünfliter-Feldflaschen voll Wasser an den Sattelnknopf. Der Wache rief er die Losung zu, und in schlankem Paß, der ein Tempo von 20 und mehr Kilometern die Stunde gestaltete, eilte er von dannen — erst nach Nordosten, um etwaige Verfolger irre zu führen, dann, sobald er auf steinigtes Gelände gekommen war, schnurstracks nach Südosten, dem Heimatdorfe zu. Er wußte, es war ein gewagtes Beginnen. Sein Weg führte mitten zwischen den beiden großen Karawanenwegen durch, ohne Wasserstellen bis zur südlichsten Oase der Tuat, 600 Kilometer entfernt, und von da über die Straße, die von Biskra nach Timbuktu läuft, durch die steinige Hochebene Tanesrust.

Sein Schicksal hing von seinem treuen, flinken Tier ab. Nicht scharfe Tagmärsche von durchschnittlich 120, 130 Kilometern: wenn kein Zwischenfall eintrat, wenn er oder sein Tier nicht verdurstete, wenn ihn kein Sandsturm begrub, wenn er den räuberischen Tuaregs entkam, wenn, wenn, wenn — — — dann konnte er zur rechten Zeit am Ziel sein.

Drei bis vier Tage konnte sein treues Reittier, das er vor dem Ausbruch tüchtig getränkt hatte, dursten. Kameldisteln wuchsen genug in der ersten Randzone, die er durchquerte, bevor er in ewigen Sand kam. Und für beider Proviant mußte ein Sack getrockneter Datteln, für den Durst des Reiters der



— — — hinter Ibrahim erhob sich eine mächtige Sandwolke.

Inhalt der beiden Feldflaschen vier Tage lang reichen. Dann — Inshallah! — konnten die Vorräte erneuert werden.

Alles ging gut in der ersten Weggälfte. Unter Anspannung aller Kräfte wurde in der vierten Nacht eine gastliche Oase der Tuatleute erreicht. Nach kurzer Rast begann die zweite Weggälfte. Hier veränderte sich die Landschaft. An Stelle der gleichförmigen und doch ewig wechselnden Sanddünen, in denen die abergläubischen Eingeborenen von seltsamen Tönen geschreckt werden — der aufgeklärte Ibrahim wußte, daß sie von der Reibung des Quarzandes im Innern der gleitenden Dünen herrühren, und er freute sich, wenn der „singende Sand“ das ewige Einerlei unterbrach — traten Hügelketten und drohend geformte Sandberge. Keinen Menschen, kein Tier mehr traf der einsame Reiter hier. Trotz steigender Beschwerden machte das erfrischte Kamel am fünften Tage wohl 150 Kilometer. Am übernächsten gingen Wasser und Proviant zu Ende. Gleichviel — das Ziel mußte erreicht werden! Tags darauf (der nächste sollte den erschöpften Reiter zu den Seinen bringen) ging die Sonne blutigrot,

dichtumschleiert, unter. Das Kamel schnobte unruhig umher, und Ibrahim wischte den Schweiß von der Stirn. Es drohte das Schlimmste, das dem Wüstenreisenden zustoßen kann: der Sandsturm. Chamsin oder Dschebli nennen die Eingeborenen ihn, Sannum die Europäer, die von ganzen Karawanen wissen wollen, deren Gebeine durch seine Schuld in der Wüste bleichen. Das freilich ist selten — aber wehe dem einzelnen Reiter, dem niemand aus seinem Sandgrabe helfen kann!

Ibrahim und sein Kamel kannten die Gefahr. Noch ehe die feinen Sandspiralen, die fern im Osten zu tanzen schienen, sich himmelwärts zu schweren Wolken verdichtet hatten, Wolken, so schwer wie Kirchtürme, so rasch wie abgeschossene Pfeile, hatten sie einen höheren Hügel erreicht, der nach der Bodenform auf festerem Grunde ruhend erkennbar war, als rings die wandernden Sanddünen. Hinter der Kuppe des Hügels kauerten beide nieder: das Kamel mit von der Sturmrichtung abgewandtem, lang hingestrecktem Hals. Ibrahim im Schutze seines Körpers dicht daneben. Und nun brach das Unwetter

herein. Mit pfeifendem Geheul brauste der Sturm über sie weg. Staub und Sand drangen in Kleidung, Augen, Ohren, trotzdem der Turban tief übers Gesicht gezogen war. Schon rasselte mit ehrenbetäubendem Donnern die erste ungeheure Säule über sie weg. Steinchen und Sandmassen trafen schmerzend den Körper. Eine zweite, eine dritte rasende Säule — und nun stand eine dunkle Riesenwand gerade über ihnen, schien auf der Hügelkuppe einen Augenblick zu tanzen — und brach zusammen.

Ibrahim schwanden die Sinne. „Didt vorm Ziel . . .“ war sein letzter, weher Gedanke.

Und doch war nicht alles zu Ende. Eine Weile später erwachte der Verschüttete; ihm war, als sei ein Berg auf seine Brust gewälzt, aber irgendwoher kam ein bißchen Luft.

Sein treues Dromedar hatte ihn gerettet.

Durch dessen verzweifelter Umsichschlagen mit Hals und Beinen hatte es die Sandmassen ins Rutschen gebracht; der Hügel hatte standgehalten, und der größte Teil der tödlichen Last war abgeglitten, der Rest bald beseitigt.

Langsam hellte sich der Himmel im Osten, nachdem Mensch und Tier, zu Tode erschöpft, stundenlang geschlafen hatten. Ibrahim erhob sich und sah — fern noch und nur dem scharfen Auge des Wüstenbewohners erkennbar, aber dennoch selige Verheißung: sein Dorf. So sehr ihn das Herz zog, weiter zu eilen — jetzt kniete er nieder, das Gesicht gen Osten, gen Mekka gewandt, nachdem er die Hände den Geboten der Korans gemäß mit Sand, in Ermangelung von Wasser, gewaschen, und dankte Allah für die Errettung aus Todesnot und für den Sieg, den seine rechtzeitige Heimkehr ihm und den Seinen gesichert hatte.

Wie die Nähmaschine erfunden wurde

Es ist ganz merkwürdig: von so vielen Dingen, die wir täglich gebrauchen und die gewissermaßen zu unseren Hausgenossen gehören, wissen wir nicht, wer sie erfand. Wir kennen vielleicht den Erfinder der Lokomotive und den des Telephons — aber wem verdanken wir die Nähmaschine? Der Gedanke zu so mancher Erfindung liegt zu bestimmten Zeiten gewissermaßen in der Luft. So war es auch in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts mit der Nähmaschine. Damals begann das Zeitalter des Maschinenbetriebes, die Dampfmaschine hatte ihren Siegeszug durch die Welt angetreten, und da dachte wohl so mancher darüber nach, ob man nicht auch mit Hilfe einer besonderen Maschine die Nähnadel schneller durch das Tuch hindurchführen könne, so daß man sich nicht mehr so zu plagen brauchte wie bisher und auch mehr freie Zeit gewinne. Da kam wie so oft, so auch in diesem Falle der Zufall zu Hilfe. In Boston lebte ein armer Fabrikshloffer Elias Howe. Es ging ihm sehr schlecht. Er hatte keine Arbeit, kein Geld, kein Brot. Seine geringe Habe hatte er bereits verkauft oder verpfändet. Wo er auch anknöpfte, nirgends gab es Beschäftigung. Von trüben Gedanken erfüllt, wanderte Howe eines

Abends durch die Straßen. Da fiel sein Blick zufällig auf das erleuchtete Fenster eines Webers. Eine Zeitlang schaute er diesem bei der Arbeit zu, dann durchzuckte ihn plötzlich ein Gedanke. Der Weber warf das Schiffschen hin und her und zog so den Faden durch das Gewebe. Wenn man anstatt des Schiffschens eine Nadel nehmen würde und wenn man eine Vorrichtung erfände, durch die diese in ähnlicher Weise hin und her geführt wird, so müßte das eine brauchbare Nähmaschine ergeben. Dieser Gedanke ließ Howe nicht mehr los! Er hatte nicht die Mittel, um eine solche Maschine zu bauen, und so mußte er noch jahrelang arbeiten, bis er sie sich zusammengespart hatte. In seinen kargen Mußestunden feilte und probierte er an seiner Maschine. Es war im Jahre 1844 gewesen, als er den Weber bei der Arbeit beobachtet hatte, und erst nach Verlauf von vollen sechs Jahren war sein Modell fertig! Dann aber machten ihm andere die Erfindung streitig, und er mußte erst Prozesse führen, bis seine Rechte anerkannt wurden. Aber schließlich hatten seine Ausdauer und sein zäher Wille doch gesiegt — die Nähmaschine wurde zum Eigentum der Menschheit, und Howe starb als reicher Mann.



Wie die Nähmaschine erfunden wurde: Der arme Mechaniker Elias Howe sah in der erleuchteten Stube einen Weber arbeiten und kam auf den Gedanken, Schiffchen und Faden mit einer Nadel zu einer Maschine zu gestalten.

Kaspar Hauser

Ein Rätsel des 19. Jahrhunderts

Am Nachmittag des zweiten Pfingstfeiertages 1828 hatte das schöne Wetter fast die ganze Bevölkerung Nürnbergs ins Freie gelockt. Auf den Straßen waren nur wenig Leute, und es war recht auffallend, als in der Nähe des Neuen Tores ein junger Mann von etwa 16 Jahren, gekleidet wie ein Bauernbursche, torkelnd und einem Betrunknen ähnlich, sich vorwärts zu bewegen mühte, ohne gehörig aufrecht stehen und gehen zu können. Der Fremdling näherte sich einem Bürger und zeigte einen Brief vor, der an einen Rittmeister von Wessening gerichtet war. Da der Rittmeister in der Nähe wohnte, so führte der Bürger den fremden Burschen zu seinem Hause.

Dem die Tür öffnenden Bedienten hielt der Fremde seinen Brief entgegen mit den Worten: „A sechtnere Reiter möcht' i wärn, wie mein Votta g'wän is“, und auf alle Fragen war keine andere Antwort zu erlangen als „Weiß nit!“ Da der Diener allein zu Hause war und nicht recht wußte, was er mit dem seltsamen Gast anfangen sollte, führte er ihn in den Pferdestall und bot ihm, da er hungrig zu sein schien, Fleisch und Bier. Doch kaum hatte der Fremde einen Bissen in seinem Mund, als er ihn sofort entsetzt wieder ausspie. Ein Stück schwarzes Brot und ein Glas Wasser nahm er dagegen gern an. Was man indessen auch versuchte, um etwas über sein Herkommen zu erfahren, war vergebliche Mühe. Er schien zu hören, ohne zu verstehen, zu sehen, ohne etwas zu bemerken,

seine Sprache waren Tränen, Schmerzenslaute, unverständliche Töne oder die häufig wiederholte Redensart: „Reiter wärn, wie mei Votta g'wän is.“ Der bald zurückkehrende Rittmeister, der ihn schlafend vorfand und nicht wußte, was er mit dem fremden Jüngling beginnen sollte, auch in dem Briefe keinerlei Deutung fand, ließ ihn zur städtischen Polizei bringen. Auch hier waren alle Versuche, von dem großen, starken Menschen, der aber seinem geistigen Zustand nach ein Kind von etwa drei Jahren zu sein schien, durch Fragen etwas über ihn zu erfahren, vergeblich. Er weinte oder wimmerte vor sich hin

oder wiederholte sein „Weiß nit“. Sein unbeholfenes und kindisches Wesen erregten das Interesse der Beamten, die nur nicht wußten, ob man ihn für einen Blödsinnigen oder Betrüger halten sollte. Man kam auf den Einfall, zu versuchen, ob er vielleicht schreiben könne, legte Papier und Feder vor ihn hin, und zum größten Erstaunen aller Anwesenden schrieb er in festen Zügen den Namen:

Kaspar Hauser.

Aber weiteres war von ihm nicht zu erfragen. Man überließ das übrige der Zeit und übergab ihn einem zuverlässigen Polizeibeamten, der ihn zunächst im Arrestgefängnis unterbrachte.

Die Nachricht von dem Erscheinen eines „wilden Menschen“ war rasch in der Stadt bekannt geworden. Es fehlte nicht an Besuchen; Ärzte untersuchten ihn und stellten Versuche mit ihm an,



Wie Kaspar Hauser aussah, als er nach Nürnberg kam



Der Rittmeister fand Kaspar Hauser schlafend vor.

und das Zeugnis des Amtsarztes, „daß dieser Mensch weder verrückt noch blödsinnig, aber offenbar wie ein halbwilder Mensch bei Wasser und Brot aufgezogen worden“, erregte allgemein Teilnahme, Mitleid und Neugier.

Kaspar Hauser lernte rasch, sich verständlicher auszudrücken; in erstaunlich kurzer Zeit vervollständigte er das in seiner Erziehung Fehlende, und in den Anfangsgründen der Schulwissenschaften machte er gute Fortschritte.

Der Magistrat der Stadt Nürnberg erklärte ihn zu seinem Adoptivkind und sorgte für Unterbringung bei einem Lehrer der Stadt. Bald war Kaspar so weit, seine Lebensgeschichte schreiben zu können. Solange er sich erinnern konnte, war er in einem niedrigen, dunklen Keller, nur mit Hemd und Hose bekleidet, gefangen gewesen. Seine Nahrung, die nur aus Wasser und Brot bestand, war ihm während der Nacht, als er schlief, gebracht worden, so daß er seinen Pflegevater nie zu Gesicht bekam. Einmal aber erschien der Pflegevater des Tages und sagte, daß er jetzt schreiben lernen müsse, lehrte auch in der folgenden Zeit öfter bei Tage wieder und

lehrte ihn, seinen Namen zu schreiben und ein paar Gebete. Eines Nachts stand der Unbekannte wieder vor ihm und sagte, daß er ihn jetzt fortführen wolle. Sie seien dann lange über Land gegangen, bis sie in die Nähe von Nürnberg kamen. Von dort habe ihn sein Kerkermeister mit jenem Brief in die Stadt geschickt.

Aber auch diese spärlichen Angaben halfen der Polizei nicht, Licht in die dunkle Angelegenheit zu bringen, die noch rätselhafter wurde, als am 17. Oktober 1829 Kaspar Hauser blutend im Keller seines Lehrers liegend aufgefunden wurde. Die Verletzung war nur leicht; Kaspar Hauser erzählte, nachdem er sich erholt hatte, ein schwarzvermummter Mann habe ihn überfallen. Trotz des ausgesetzten Preises und aller Bemühungen der Polizei war kein Täter zu ermitteln.

Die Nachricht von dem Ueberfall steigerte noch das Interesse an diesem geheimnisvoll bedrohten Jüngling — aus dem Kinde der Stadt Nürnberg wurde das „Kind Europas“. Tausend Vermutungen tauchten auf, aber alle Spuren, die man verfolgte, führten ins Leere. Besonders ein reicher Engländer, Lord

(Fortsetzung auf Seite 10.)

Stumpf und Stiel

In einer Klasse, wo es Ladel regnet,
Weil sie mit Schlingeln überreich ge-
segnet,

Da trieben auch ihr loses Spiel
Zwei Knaben, namens Stumpf
und Stiel.

Was zu den Namen sagen soll ich?
Der Lehrer fand sie derart drollig,
Daß keinen Anlaß er vorüberließ,
Wo nicht sein Spott auf diese Namen
stieß.

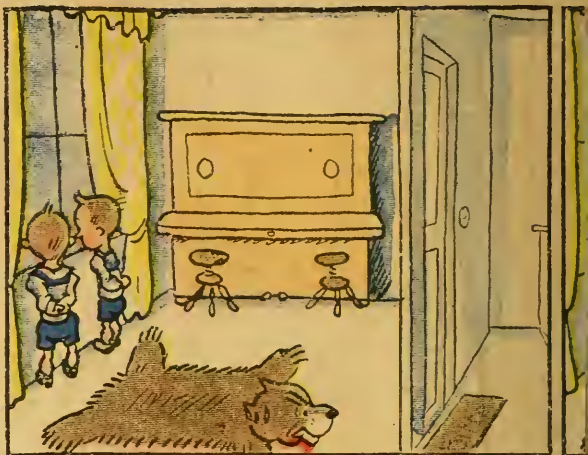
Auch drohte er der Klasse täglich,
Daß, wenn sie weiterhin so kläglich,
Er trachten würde, ohne Spotten,
Mit Stumpf und Stiel sie
auszurotten.

So kam's, daß allen Leuten klar ward,
Warum aus beiden bald ein Paar
ward.

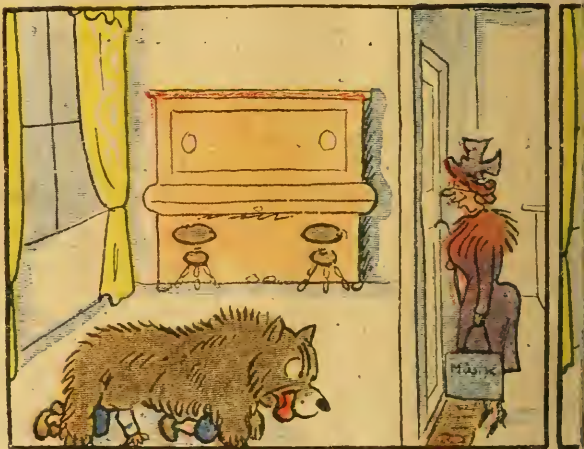
Der Spott, wenn's nicht schon eher
kam,

Bewirkt, daß man sich näher kam,

Und daß man sich zu mancher Raustat
Und Brutstätt' loser Streiche aufat.
Schaut her! Und wer mit Muße folgt,
Sieht bald, daß auch die Buße folgt!

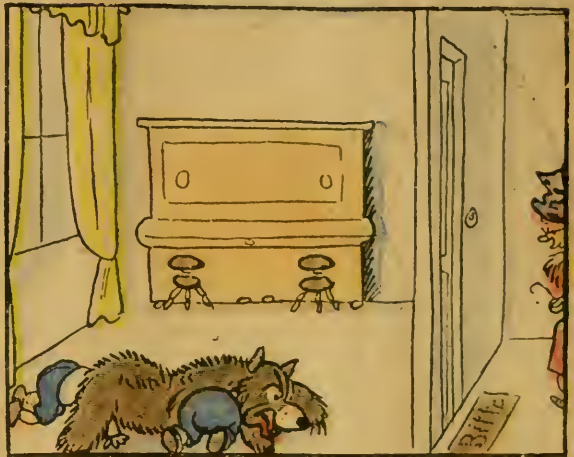
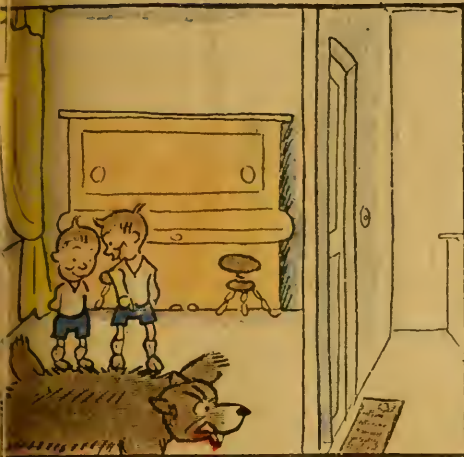


1. Für Stumpf und Stiel ist's kein Genuß,
Daß man Klavierspiel lernen muß.
Das Bubenpaar erwartet hier
Verdrießlich Fräulein Sauerbier.



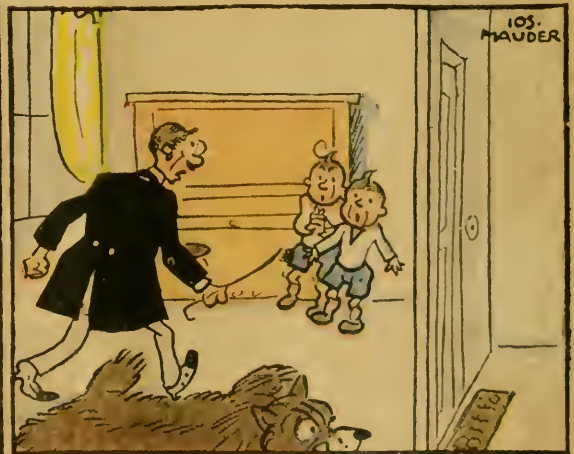
4. Da war, was vorher tot und leer,
Urpflöcklich ein lebend'ger Bär,
Der sich heranwälzt auf die Tür
Zu Fräulein Laura Sauerbier.

als lofn Thronisfn.



Man überlegt beim Fell des Bären,
Wie könnt' man ihrer sich erwehren,
Bis Stümpfchen, welcher sehr gewiht,
Auf einmal ein Gedanke blizt.

3. Und kaum ist ausgeheckt der Plan,
Da hört das Fräulein man schon nah'n,
Es währt noch keine zwö Minuten,
— Nie sah man Stiel so sehr sich sputen —



Der Schreck! Sie schreit vor Angst und Graun,
Das Untier, furchtbar anzuschau'n,
Sich grimmig ihr entgegenstellt,
Es fletscht die Zähne, brummt und bellt

6. Sie flieht. — Doch das Verhängnis naht,
Der Vater kommt, den Stod parat,
Kein Flehen hilft! So mußt' es kommen,
Weil sie nicht Unterricht genommen.

Kaspar Hauser

(Fortsetzung von Seite 7.)

Stanhope, ließ nichts unversucht, Häusers Herkunft zu ermitteln, und da er für den Findling, den er für einen ungarischen Magnatensohn hielt, ein besonderes Interesse zeigte, beschloß er sogar, ihn an Sohnes Statt anzunehmen und nach England zu bringen.

Vorerst veranlaßte er seine Uebersiedlung von Nürnberg nach Ansbach. Hier blieb Hauser bis zum Jahre 1833. In den fünf Jahren, die seit seiner Ankunft in Nürnberg vergangen waren, war aus dem blöden, halb-wilden Kind ein wohlzogener junger Mann geworden, der vielleicht diejenigen etwas enttäuschte, die Außerordentliches von ihm erwarteten hatten. Er war ein Jüngling, wie andere auch, dem nur seine räthelhafte Herkunft eine besondere Bedeutung verlieh, bis im Dezember 1833 das Ereignis eintrat, das dieses kurze Leben so seltsam beendete, wie es begonnen hatte.

Etwa zehn Tage vor Weihnachten kehrte Kaspar Hauser von einem Spaziergang mit

einer Wunde in der Brust zurück. Er gab an, er sei von einem Fremden, der ihm einen Beutel gereicht hatte, in die Brust gestochen worden, worauf er voll Schreck nach Hause gelaufen sei. Ein Polizist, den man an die Stelle der Tat sandte, fand dort einen Beutel, der einen Zettel enthielt, auf dem in Spiegelschrift die Worte standen: „Hauser wird es euch ganz genau erzählen können, wie ich aussehe und woher ich bin. Dem Hauser die Mühe zu ersparen, will ich es euch selber sagen, woher ich komme — — ich komme von — von — der Baiernschen Grenze — — am Flusse — — Ich will euch sogar noch den Namen sagen: M. L. S.“

Die Wunde verschlimmerte sich bald, und am 17. Dezember 1833 war Kaspar Hauser tot. Der Täter wurde trotz einer Belohnung von 10 000 Gulden, die der König von Bayern ausgesetzt hatte, nie entdeckt.

Räthelhast endete dieses Leben; seine Herkunft und sein Tod sind in Dunkelheit gehüllt. Alle Versuche der Geschichtswissenschaft, Klarheit zu schaffen, waren vergeblich. Das Geheimnis, das über Kaspar Hauser schwebt, ist bis heute noch nicht gelöst.

Das Terrarium

Anlage. Bepflanzung. Bewohner.

Haben wir in dem Aufsatz der vorigen Nummer gesehen, wie man sich Wassertiere im Zimmer halten kann, wollen wir uns heute einmal ein Häuschen der Land-tiere, ein Terrarium betrachten, in dem sich kleine Schildkröten und Schlangen, Eichen und Frösche unterbringen lassen.

Man bekommt derartige Häuschen fertig in den Handlungen. Wie aber alles heute teuer ist, stehen auch sie recht hoch im Preise; ein kleiner Behälter von 40 Zentimeter Länge und 30 Zentimeter Breite bei entsprechender Höhe kostet etwa 150 Mark. Wer diesen Betrag nicht aufwenden kann, muß sich selbst zu helfen suchen. Eine Kiste von etwa 50 Zentimeter Länge, 25 Zentimeter Breite und 40 Zentimeter Höhe ist dazu gut zu verwenden. Die vordere Wand soll eine Glasscheibe enthalten, durch die Ihr nicht nur die Tiere beobachten könnt, sondern durch die die Insassen auch selbst das nötige Licht empfangen; denn die meisten der in Betracht kommenden Arten sind echte Licht- und Sontentiere. Die Scheibe läßt sich ganz gut

anbringen, indem man den mittleren Teil der Vorderwand bis auf 5 Zentimeter breite Streifen oben und unten entfernt. Der nun frei werdende mittlere Teil wird durch eine Glasscheibe in genau der Größe des weggenommenen Holzes ersetzt. Man befestigt das Glas gut durch umgebogene Nägel und vermeidet möglichst jede Lücke, damit die Tiere nicht entweichen können. Die Scheibe kann auch durch Holzleisten befestigt werden, und ein geschickter Junge versteht es sogar, die Scheibe verschiebbar zu machen. Die zwei Seitenwände und der Deckel, der mit Scharnieren oder auch zwei Lederstreifen zu befestigen und mit einem Hakenverschluß zu versehen ist, erhalten viereckige Ausschnitte, die mit Drahtgaze (sogen. Fliegengitter) zu übernageln sind; diese Oeffnungen dienen zu der unbedingt notwendigen Durchlüftung des Behälters. Ein grüner Anstrich vollendet unser Werk.

Die innere Einrichtung biete den Tieren möglichst eine Nachahmung ihres Aufenthalts in der Natur. Zu unterst tue



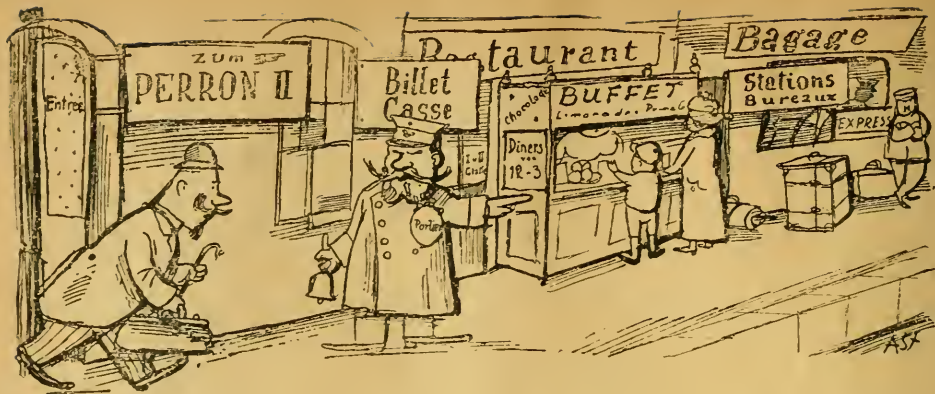
Ein richtig eingerichtetes Terrarium mit seinen Bewohnern: Blindschleiche, Eidechse und Frosch. Zur Bepflanzung dienten Aloe, Froschlöffel, Farn und herzblättrige Mittagsblume.

man Kies in den Kästen, obenauf feineren Kies und Sand. Mit Bims- oder Kalksteinen ahme man ein kleines Gemäuer nach, in dessen Schlupfwinkeln die Tiere sich verstecken können. Kleine Kakteen oder Aloes, die mit ihren Köpfchen in den Sand eingelassen werden, geben dem Ganzen ein netteres Aussehen. Eine sehr dankbare Pflanze, die aber in die Nähe des Wasserbeckens gepflanzt werden muß, ist die Trandeskantie. Jeder abgebrochene Zweig wächst, in die Erde gesteckt und feucht gehalten, an.

Als Insassen rate ich Anfängern nur heimische Reptilien zu wählen. Sie sind ausdauernder und dabei leichter zu halten als die empfindlicheren Amphibien, die auch noch ein Wasserbecken erhalten müßten. Es gibt bei uns ja mehrere Eidechsenarten, die sich am besten für unsern Zweck eignen; zu ihnen mag sich eine kleine Ringelnatter oder eine Blindschleiche gesellen. Von Eidechsen kann man 6—8 Stück einsetzen.

Wie schon erwähnt, haben diese Tiere ein

großes Lichtbedürfnis; das Terrarium muß also am hellen Fenster oder im Sommer auf dem Balkon stehen. Die Fütterung besteht vornehmlich aus Mehlwürmern, aber auch Küchenschaben, Fliegen und anderen kleinen Insekten; die Ringelnatter ist schon etwas schwerer zu befriedigen und verspeist gern einen kleinen Frosch. Darum möchte ich Tierfreunden nicht raten, eine Ringelnatter mit Fröschen zusammenzusetzen. Ein paar Tage geht alles anscheinend gut — und doch leben die Grünröcke in ständiger Furcht vor dem Verschlungenwerden. Wenigstens kam es mir so vor, und Tiere soll man nicht quälen! Die Bewohner gewöhnen sich übrigens manchmal an ihren Pfleger, und es ist komisch, wie die Frösche nach den dargebotenen Mehlwürmern „springen“. In einem in den Sand eingelassenen kleinen Näpfschen muß stets etwas Wasser vorhanden sein; im Sommer kann man wöchentlich zweimal das Terrarium mit Wasser übersprühen, wie man ab und zu auch die Pflanzen begießen muß.



Der selige Perron

Ein lustiges und lehrreiches Kapitel, erzählt von Onkel Otto.

Es ist noch gar nicht lange her, daß die abreisende Menschheit auf den „Bahnsteig“ eines Bahnhofes geht. Ich erinnere mich noch des Glächters, das anhub, als der preußische Eisenbahnminister für das Wort „Perron“ die deutsche Bezeichnung „Bahnsteig“ erfand. Dieses Wort war unbekannt, und „serieuſe“ Leute machten, wie sie sagten, die „Lächerlichkeit“, sich des neuen Wortes zu bedienen, nicht mit. Heute sind aus den „serieuſen“ Leuten „ernſte“ Leute geworden, und diese haben sich an den guten deutschen Ausdruck so gewöhnt, daß ihnen der selige Perron gar nicht mehr geläufig ist.

Was ist nun schöner? Daß man die „Bagage“ den „Perron“ entlang trägt, oder das „Gepäck“ den „Bahnsteig“ entlang? Ich kenne noch viele andere, aus der Mode gekommene Fremdwörter, die früher für hochfein und unentbehrlich galten und heute Rehricht sind. Feine Leute saßen früher in „Equipagen“, um „Visiten“ zu machen. Heute tun's auch „Wagen“, in denen sich genau so gut „Besuche“ machen lassen. Feine Leute schickten früher ihre „Visitenkarte“ mit den Buchstaben „p. p. c.“ herum, „pour prendre congé“. Heute würde man jeden für einen Affen erklären, der nicht von „Besuchskarten“ spricht und vom „Abschiednehmen“.

Allen Ernstes haben Tennisspieler früher ihre Schläger „Rackets“ genannt und ihre Bälle „Balls“. Beim Spielen riefen sie alle Zahlen auf englisch: fifteen, thirty, forty,

und wenn einer das Spiel gewonnen hatte, rief er „game!“. Warum? Ja, weil doch dieses Spiel aus England zu uns herübergekommen war!!!

Und ebenso törichte Menschen führten früher eine „Correspöngdangß“ miteinander, statt sich Briefe zu schreiben. Feine Damen gaben sich „Rendez-vous“, statt sich zu treffen, und gingen „Shopping“, statt einzukaufen. Sie besuchten die eleganten Mode-„Maisons“, und luden sich zu „Diners“ ein, und zum „Diner“ gab es damals „Menus“ mit „Turbot“ statt „Steinbutten“ und „Salade romaine“ statt „Römischen Salats“. Eigentlich sollte man eine dumme Person, die dies noch heute so hält, nicht „Pute“, sondern „dinde“ nennen!

Die Stöckwerke in den Häusern hießen früher „Etagen“, die Wohnzimmer „Salons“ und Wasserflaschen „Karaffen“. Zum Glück sind einige der früher so vornehmen Fremdwörter heute so sehr in Verruß gekommen, daß man an ihrem Gebrauch sofort den Ungebildeten erkennt. Wer reist noch heute „rätour“? Der Gebildete hat sich längst daran gewöhnt, „zurück“ zu reisen.

Und warum ich Euch dies alles erzähle? Damit jeder von Euch Gefühl für gute, reine und gebildete Sprache bekommt und aus der Fülle der aus der Mode gekommenen, früher so vornehmen Fremdwörter erkennt, daß die Unentbehrlichkeit der meisten nur eingeredet ist.

Ameisen als Ackerbauer

Ameisen hat wohl jeder schon mal im Walde gesehen, wie sie in langen Zügen und im Gänsemarsch auf Nahrungserwerb ausziehen, wie sie ihre Eier aus dem hügel-förmigen, kribbelnden, wibbelnden Neste in die Sonne tragen, Holzstückchen zum Bau herbeischleppen, einander bei der Begegnung betasten — ein merkwürdiges Völkchen, dem man stundenlang zuschauen kann. Bei uns sind diese Ameisen nur winzige Tierchen, in den heißen Ländern des Südens aber gibt es recht stattliche Vertreter dieser Insekten-gruppe, Ameisen, die fast fingerlang sind. Diese tropischen Ameisenarten haben manch-mal auch ganz merkwürdige Lebens-gewohnheiten. Da leben beispielsweise in Südamerika gewisse Ameisen, die regelrechte Ackerbauer sind. In unabschbaren Reihen sieht man diese Ameisen auf Bäume und Sträucher ziehen und hier aus den Blättern halbkreisförmige Stücke schneiden, die diese



Ameisen als Ackerbauer:
Ein Nestgarten der Ameisen.



Ameisen haben Blätter abgeschnitten und tragen sie in ihr Nest.



Von Ameisen gezüchteter Pilzkohlrabi.

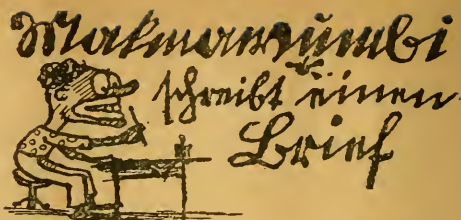
dann auf ihrem Rücken in ihr Nest schleppen. Das Nest befindet sich in einer Baumhöhle oder einem Erdloche. Hier angekommen, zerkauen die Ameisen die Blattstücke zu Brei, und aus dem Brei bauen sie ein Gebilde auf, das wie ein großlöcheriger Badeschwamm aussieht: das ist das eigentliche Nest. Da hinein werden winzige Pilzkeime getragen, und schon nach kurzer Zeit wachsen ganz eigentümliche kleine, kuglige Dinge

empor, die der Ameisenforscher nach ihrer Form „Kohlrabi“ nennt. Um solche Kohlrabiköpfe zu erhalten, müssen zahlreiche Ameisen Tag und Nacht alle geilen Triebe abbeißen, das Unkraut ausreißen usw. Von Zeit zu Zeit muß auch der Acker erneuert werden. — Eine andere brasilianische Ameisenart legt sich auf Bäumen schwebende Gärten an. Auch hier besteht das Nest aus abgeschnittenen und verflochtenen Blättern und sieht wie ein Badeschwamm aus. In die Poren werden winzige Pflänzchen mit Erde gebracht, und so gleicht das walnuß- bis kopfgroße Nest einem lustigen Gärtchen. — Die seltensten Ameisen aber sind doch wohl jene „Honigtopfameisen“, die im Süden des amerikanischen Staates Colorado leben. Diese Ameisen wählen gewisse Tiere aus ihrer Mitte und zwingen sie, so viel Honig zu fressen, als nur in ihren Leib hineingeht. Wie aufgeblasene Kugeln sehen die armen Honigtopfameisen dann aus, und da sie sich gar nicht mehr bewegen können, hängen sie wie Schinken in der Räucherammer von der Decke der Vorratskammer des Ameisenneestes herab. Haben die anderen Ameisen dann Hunger auf Honig, so steigen sie in die Vorratskammer hinab, an deren Decke die Dickbäuche hängen und bestaunen und kneten diese so lange, bis sie sich durch Abgabe eines Tropfen Honigs erleichtert haben.

Plaudereien mit meinen Lesern

Meine Preisaufgabe aus Nr. 8.

Liebe Freundel Vor drei Tagen, am 25. Februar, ist Schlusstermin für die Einsendungen der Preisaufgabe gewesen. Auch der Briefträger hat sich darüber gefreut. Er hatte in den letzten Tagen nichts zu lachen, denn die Briefe und Postkarten, die er mir ins Haus schleppte, wollten kein Ende nehmen. Ihr könnt Euch also denken, daß wir für die nächsten Tage noch reichlich zu lesen haben, bis wir die richtigen Lösungen alle herausgesucht haben. Dann folgt der feierliche Augenblick der Ziehung, denn diesmal muß das Los entscheiden. In der nächsten Nummer findet Ihr die Namen der glücklichen Gewinner. Geduldet Euch bitte bis dahin und seid unterdessen allesamt begrüßt von Eurem
Fridolin.



Ein Geschäft, das viel mit afrikanischen Händlern arbeitet, erhielt kürzlich folgenden Brief eines schwarzen Geschäftsfreundes:

Massa Becker, Schulze u. Ko.

Hamburg.

Massa! Warum hast Du nicht die Seife geschickt, welche ich verlangt habe? Glaubst Du, mein Geld ist schlecht?

Verflucht seiest Du, Becker, Schulze u. Ko., die Heuschrecken mögen Deine Maisfelder fressen, und die Tsetsefliege steche Deine Rühre, weil Du die Seife nicht schickst. Schicke die Seife sofort und sei bedankt von Deinem untertänigen Diener
Makmawumbi.

Nachschrift. Entschuldige den Brief, denn eben findet mein Weib die Seife unter dem Ladentisch. Allah segne Dich!



Ausnahmen.

Toren sind doch dumme Leute;
Aber man soll auch gescheite,
Ja sogar gelehrte kennen.
Wer kann solche Toren nennen?

Sonderbare Rechnung.

Ein Verein von Vielen ist das Ganze.
Schneid' ein Stückchen ab von seinem Schwanze,
Stehst Du vor dem sonderbaren Falle,
Daß aus Vielen durch Verkleinern werden Alle.

Undank.

Daß Menschen häufig undankbar,
Das ist nur leider allzu klar,
Als Beispiel führe ich mich an,
Mit Füßen tritt mich jedermann.
Dabei ist gut und rein mein Herz,
Denn Wunden heil' ich, lindre Schmerz.

Silben-Rätsel.

af — bro — burg — chel — e — ei —
 fe — fen — haut — ke — ki — len —
 markt — meck — netz — no — nim —
 platz — rei — rod — stern — un

sind 10 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, drei vielbegehrte Sammelgegenstände ergeben. Die Wörter bedeuten: 1. Teil der Stadt, 2. Säugetier, 3. Spielzeug, 4. Bezeichnung für hervorragenden Filmdarsteller, 5. Fluß in Spanien, 6. Teil des Auges, 7. Teil Deutschlands, 8. Amphibie, 9. Baumfrucht, 10. sagenhafter Jäger.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 9.

Silben-Rätsel.

Lebe glücklich, lebe froh, wie der Mops im Paletot.

1. Laute, 2. Birne, 3. Gabel, 4. Ueberrod, 5. Lederli, 6. Choral, 7. Eigels, 8. Eichendorff, 9. Risotto, 10. Hagenow, 11. Infanterie, 12. Dohle, 13. Regenwurm, 14. Orestep, 15. Sinai, 16. Mikroskop, 17. Ampel, 18. Elefant, 19. Organist.

Sinrichtung: Tagenichts.

Störung: Plahregen.

Erhabener Beruf: Pol(ar)stern.

Fridolins Lachkabinett



„Na, Frig, hast Du Dich gestern auf dem Ausflug gut amüsiert?“ — „Oh, fein! Grete hat in ein Wespennest gefaßt, Mutter hat sich beim Kaffeekochen die Finger verbrannt, und Vater setzte sich in die Butter!“

*

Die kleine Irma fand großen Gefallen an der niedlichen Taschenuhr der Großmutter. „Wenn ich nicht mehr sein werde,“ sagte die Großmutter, „dann gehört die Uhr Dir.“ — „Und ich bin dann eine Ur-großmutter, nicht wahr?“ fragte die Kleine.

*



Ein vierjähriges Mädchen hat Husten und wird vom Arzt mit dem Hörrohr untersucht. Der Vater fragt sie später, was der Onkel Doktor mit ihr gemacht habe, worauf sie antwortet: „Er hat mir in meinen Magen telephoniert.“

*

Ein in einem größeren Betriebe beschäftigter Schlächtergeselle verkaufte fast täglich hinter dem Rücken seines Meisters eine Menge Knochen und ließ das Geld in seine eigene Tasche fließen. Der Krug ging so lange zu

Wasser, bis er brach. Der ungetreue Geselle wurde entlassen.

Nach einiger Zeit erschien er bei seinem früheren Meister und bat um ein Zeugnis. Auf die erstaunte Frage des Meisters, was ihm ein Zeugnis nützen könne, er wisse doch, was er sich habe zuschulden kommen lassen, erwiderte der Frechling trocken:

„Schreiben Sie doch, er war ehrlich — bis auf die Knochen!“

*



Bei einem Gartenkonzert, bei dem auch Streichinstrumente gespielt wurden, bemerkt der kleine Walter, nachdem er erwartungsvoll zugehört hat: „Vater, laß uns so lange hier bleiben, bis die Männer die Rippen durchgefagt haben.“

*

Horst sitzt mit seinem Vater im Gasthaus. Plötzlich fragt er: „Sind Aустern und Krebse dasselbe, Vater?“ — „Warum denn?“ — „Da drüben an dem Schild steht doch

Frische Aустern
 Oder Krebse.“

*

Aus Elschen's Aufsatzeft: Meine Sparbüchse. Ich habe eine schöne Sparbüchse, die mir meine Tante Emma geschenkt hat. Diese ist ein Schwein und hat im Kopf einen Schlig, wo das Geld hineinkommt.

Benjamin Pampe, der alle 14 Tage einen neuen Beruf sucht!

Pampe als Fischer.

Zeichnungen von Ast.



1. Die Wellen schlagen über ihn,
Im Fischnetz zappelt Benjamin.



2. Der Fischer schmunzelt: „Gott sei Dank,
Das wird einmal ein guter Fang.“



3. Doch Pampe dem entsehten Mann
Trägt freudig seine Dienste an.



4. Der Ballast macht das Rudern schwer;
Und Pampe schwitzt und plagt sich sehr.



5. Drum wirft er heimlich Stück für Stück
Die Fische in das Meer zurück . . .



6. Natürlich muß er weiterzieh'n. —
Auch das war nichts für Benjamin.
Fortsetzung in 14 Tagen.



HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORT, SPIEL, SPASS UND ABENTEUER



„Na warte,“ sagte der Sergeant Knotterwurz, „diesmal entwischt Du mir nicht!“
(Zu der Geschichte auf der nächsten Seite.)

Die Geschichte vom Stadtsergeanten Knotterwurz



Knotterwurz wartete geduldig vor der Bäckerei, —

Sein Pflichtbewußtsein ging so weit, daß er sogar Hunden, die zu viel bellten, ernsthafte Ermahnungen zuteil werden ließ.

Eines Tages nun erhielt er vom Stadthauptmann den Befehl, einen Dieb, der sein Unwesen in der Umgebung der Stadt triebe, zu suchen. Knotterwurz machte sich sofort auf den Weg, und da er sehr tüchtig war, fand er ihn wirklich nach einigen Wochen in einer fremden Scheune schlafend. Knotterwurz führte ihn im Triumph in die Stadt hinein. Als sie aber an einer Bäckerei vorbeikamen, sagte der gefesselte Dieb: „Ach, Herr Sergeant, ich habe seit drei Tagen nichts gegessen. Würden Sie mir erlauben, daß ich mir in der Bäckerei ein paar Brötchen kaufe?“ Knotterwurz war kein Unmensch, stellte sich vor die Tür, damit der Dieb, wenn er herauskäme, sofort weitergeführt werden könne. Der Dieb aber kam nicht wieder, und nachdem Knotterwurz mehr als eine halbe Stunde gewartet hatte, dachte er, daß es höchste Zeit sei, den Dieb herauszuholen. Er ging also hinein und erfuhr zu seiner Ueberraschung, daß der Dieb durch die Hintertür des Bäckersladens schon vor einer halben Stunde auf und davon gegangen sei. „Na warte,“ dachte Knotterwurz, „Du sollst mir nochmal mit solcher dummen Ausrede kommen!“ — Es vergingen auch kaum acht Tage, da hatte Knotterwurz den Dieb zum zweitenmal gefaßt. „Diesmal,“ dachte der brave Sergeant, „weiß ich schon, wie ich es machen werde.“ Nichtig, der Dieb sagte wirklich, als sie wieder an dem Bäckerladen vorbeikamen: „Ach, Herr

Sergeant, ich habe so schrecklichen Hunger, würden Sie mir erlauben, daß ich ein paar Brötchen kaufe?“ — „Geh' nur hinein,“ sagte Knotterwurz, „ich werde schon aufpassen,“ und ging schnurstracks zur Hintertür, um den Dieb, wenn er wieder wie vor acht Tagen entwischen wollte, abzufangen. Aber sonderbarerweise kam der Dieb nicht, so lange Knotterwurz auch wartete. Natürlich, denn er war längst durch die Bordertür davongelaufen, und Knotterwurz hatte zum zweitenmal das Nachsehen. Tief bedrückt ging er nach Hause und beschloß, das nächstmal strenger zu sein. Wirklich hatte er zum drittenmal das Glück, den Dieb zu erwischen, der sorglos in den Feldern herumspazierte, weil er vor Knotterwurz gar keine Angst mehr hatte. Knotterwurz führte ihn zum drittenmal in die Stadt hinein und wartete nur auf den Augenblick, daß der Dieb die Ausrade zum drittenmal benutzen würde. Als er nun tatsächlich wieder hat, sich Brötchen holen zu dürfen, sagte Knotterwurz kurz entschlossen: „Diesmal, mein Junge, gehst Du nicht in den Laden, ich werde Dir die Brötchen kaufen, und Du wartest vor der Tür.“

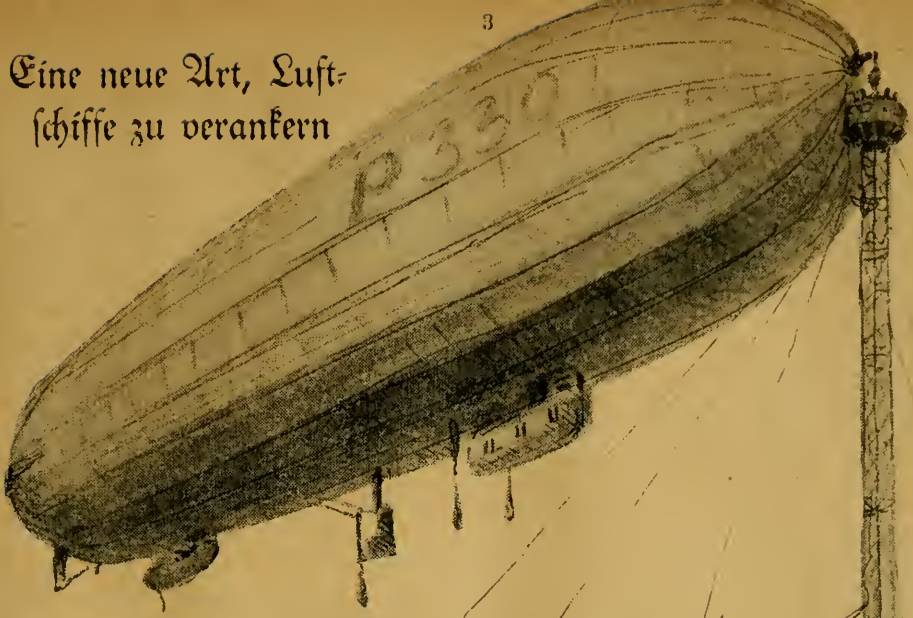
Natürlich war der Dieb nicht mehr da, als Knotterwurz mit den Brötchen herauskam.

Den braven Knotterwurz machte die Schlechtigkeit dieses Menschen so traurig, daß er seinen Dienst noch am selben Tage aufgab.



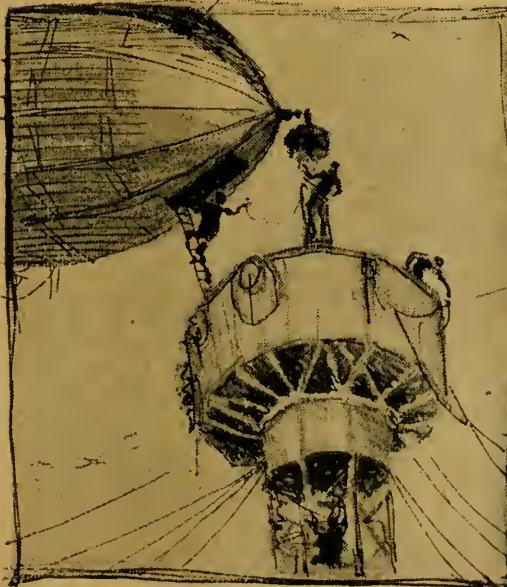
— während der Spitzkugel sich durch die Hintertür aus dem Staube machte.

Eine neue Art, Luftschiffe zu verankern



So sicher und wunderbar leicht das Luftschiff seine großen Luftreisen zurücklegt, so hilflos ist es im Hafen, wo es, an Tauen festgebunden, keine eigene Beweglichkeit mehr hat. Denn hier wird der leiseste Winddruck zum gefährlichen

Feind, der es aus seinen Schnüren fortzureißen versucht. Man hat darum riesige Luftschiffshallen gebaut, um das Schiff darin vor den Winden zu schützen. Aber selbst das Hineinschaffen des Luftschiffes in die Halle ist mit großen Schwierigkeiten verknüpft, denn man braucht zweihundert und mehr Menschen, um den Luftkoloss zu meistern. Neuerdings hat man nun in England Versuche ge-



Eine neue Art, Luftschiffe zu verankern: Der große Landungsmast in Fulham (England), an dessen Spitze das Luftschiff befestigt wird.

Unten links: die Spitze des Ankerturms, von deren Plattform aus die Passagiere durch einen Gang, der durch das Luftschiff führt, in die Gondel gelangen.

M. PATHE

macht, das Luftschiff anders zu verankern. Man baute einen riesigen Mast in der Art der großen Funkentürme, an dessen Spitze sich Vorrichtungen für die Verankerung des Luftschiffes befanden. Das Fahrzeug läßt, wenn es sich senkrecht über dem Mast befindet, ein Seil herab, das mit einem anderen Seil auf der Plattform des Untermastes verkuppelt wird. Nun wird das Luftschiff langsam herabgeholt und zum Mast herangezogen. Versuche haben ergeben, daß die Schiffe auf diese

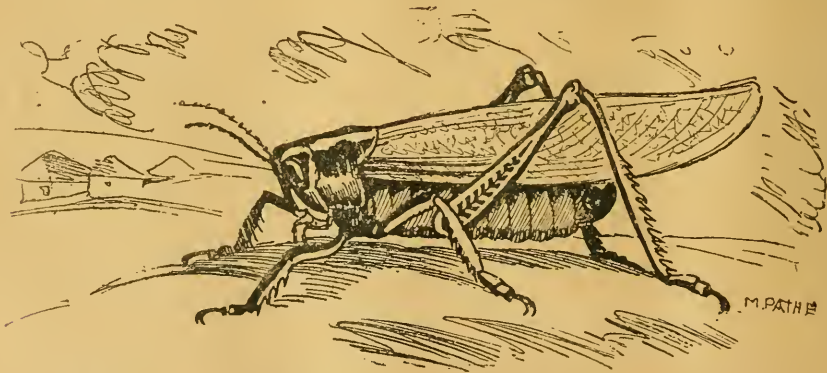
Art in zehn Minuten verankert und in der gleichen Zeit auch wieder losgemacht werden können. Von dem Ankerurm aus kann das Luftschiff mit dem nötigen Gas und Petroleum versehen werden, und eine sinnreiche Vorrichtung sorgt dafür, daß das Schiff stets in der Richtung des Winddruckes liegt. Wenn also der Wind wechselt, dreht sich das Schiff in der Achse des Ankerurmes nach der neuen Windrichtung und kommt nicht in Gefahr, sich auf den Kopf zu stellen.

Heuschreckenüberfall

Die Heuschreckenplage im Orient.

Daß man von Löwen oder Tigern überfallen werden kann, ist allgemein bekannt. Man kann das allerdings vermeiden, indem man sich von den Wäldern und Dschungeln fernhält, in denen derartige reißende Tiere hausen. Daß man aber auch von Heuschrecken überfallen werden kann, denen zu entrinnen nicht möglich ist, wissen nur die Orientreisenden, die es selbst erlebt oder denen es Augenzeugen erzählt haben. Zum ersten Male ist mir das irgendwo weit unten in der mesopotamischen Wüste zugestoßen. Ich stand mit ein paar Freunden zwischen unseren Zelten, plauderte über dies und das und wischte mir die Stirn, denn es war wirklich heiß —, plötzlich hatte ich den Eindruck, als ob die Sonne untergehen wollte. Und dabei war es heller Mittag. Unsere sonst so würdigen und stillen Araber gerieten in mächtige Aufregung und plapperten durcheinander, als sie die mit großer Geschwindigkeit näher-

kommende, schwärzliche Wolke wahrnahmen: „Heuschrecken!“ Wenige Sekunden später verkündete uns ein seltsames, rasselndes Geräusch, daß die ekligen Tiere über uns waren. Offenbar hielten sie unsere aus grüner Segelleinwand errichteten Zelte für essbar, denn im Nu stürzte sich der ganze Schwarm — wieviele Milliarden es waren, kann kein Mensch auch nur schätzen! — über uns, daß uns Hören und Sehen verging. Es war die gewöhnliche grüne Wanderheuschrecke, ein etwa spannlanger Vetter der auch in Deutschland bekannten Art, etwa so groß wie eine gewöhnliche Eidechse. Minutenlang, die uns aber wie Stunden erschienen, taumelte das ganze Heer über uns, neben uns, hinter uns, vor uns, unter uns und zwischen uns umher. Die anverflochten Pferde schlugen wild nach allen Seiten aus und wichen vor Angst, obwohl die geflügelten Eindringlinge mit merkwürdiger Geschicklichkeit fast jede



Die Wanderheuschrecke ($\frac{1}{2}$ natürliche Größe), eine der größten Plagen im Orient.



Der Heuschreckenüberfall:

— — die Sonne verfinsterte sich, und eine schwärzliche Wolke näherte sich mit zauberhafter Geschwindigkeit und hüllte uns ein — — —

Berührung eines Lebewesens vermieden. Fünzig, hundert schwirrten zu gleicher Zeit um mein Gesicht herum, aber kaum einmal streifte mich einer ihrer fingerlangen, durchsichtigen Flügel, deren Geräusch sich mit einem merkwürdigen trockenen Klappern vergleichen läßt, das von Millionen gegeneinandergeschlagener kleiner Holzstückchen herzurühren schien. Irgendeine Gegenwehr gab's nicht. Nachdem sie alles irgendwie Eß- oder Trinkbare zu sich genommen hatten — nur hartes Brot oder Fleisch ließen sie in Ruhe — schien den geflügelten Unholden von irgendeinem geheimnisvollen Oberkommando der Befehl zum Weitermarsch erteilt worden zu sein. Die Niesenswolke sammelte sich wieder über unseren Häuptern und flog, vielleicht einen Kilometer lang und ebenso breit, den Himmel noch eine ganze Strecke lang verdunkelnd, von dannen. Was an kümmerlichem Grünzeug rings in der Lehmwüste gestanden hatte, Unkraut, Disteln und Mimosen, war bis auf die braunen Strünke abgenagt, und nur die bitteren Tamarisken schienen ihnen nicht geschmeckt zu haben.

Ein zweites Mal kam ich in Anatolien mit ihnen in Berührung. Der Zug hielt plötzlich. Er war mit einem Heuschreckenschwarm zusammengeprallt und versuchte verzweifelt, sich durch die glitschige, zähe Masse tausender, zerquetschter Insektenleiber hindurchzuarbeiten. Wir mußten warten, bis die Tiere sich nach den nahegelegenen Obst- und Birkenwäldchen verzogen hatten, deren Schicksal freilich damit besiegelt war.

Nichts hilft gegen diese furchtbare Landplage des Orients. Die Araber bauen im Frühjahr große Dämme in der Wüste, um die vom Fluge ermüdeten und deshalb niedergehenden Schwärme vor ihren Ansiedlungen abzufangen; ist erst ein Teil des Schwarmes gegen eine solche Lehmwand geprallt und in den davor angelegten Gräben gefallen, so stürzen die anderen darüber her, durch Klappern und Trommeln der Eingeborenen gescheucht. Dann werden sie zu Millionen mit Röhropetroleum übergossen und angezündet, und so wenigstens teilweise und vorübergehend vernichtet.

Dr. St.-R.

Der tote Marco

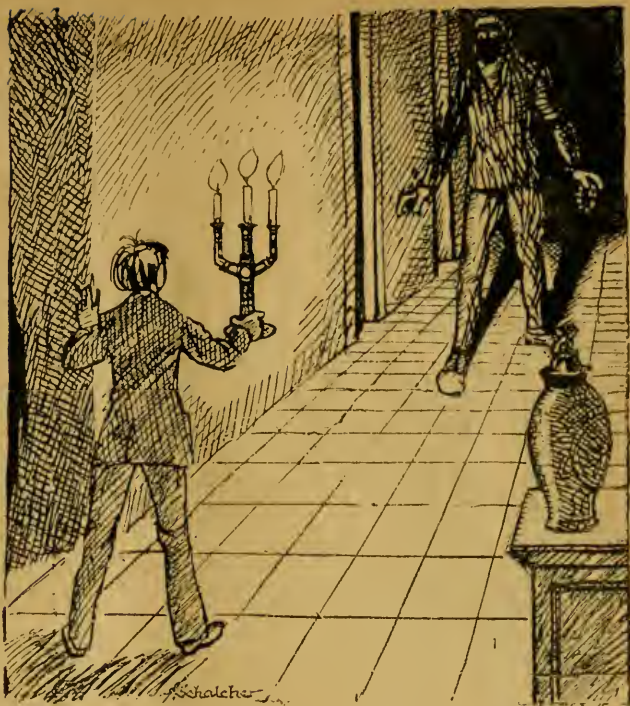
Eine Erzählung aus Neapel

Von Traugott Schaller.

Unter den Arkaden eines neapolitanischen Klostereingangs schlief Marco, ein etwa fünfzehnjähriger Jüngling. Er war obdachlos und stand allein in der Welt. Es war schon tief in der Nacht, als er wach wurde. Er richtete sich auf. Irgendein bellommenes Gefühl, daß ihm Gefahr drohe, beängstigte ihn. Er horchte. Ein dumpfes Dröhnen, wie fernhin hallender Donner, erfüllte die Luft. Der Erdboden bebte. Marco stand auf, reckte sich den Schlaf aus den Gliedern und trat auf die Straße hinaus. Immer stärker und stärker wuchs der Donner. Der Boden unter seinen Füßen erzitterte mehr und mehr. Marco rannte durch die Straßen, ohne zu wissen, wohin. Am Himmel war kein Stern zu sehen. Aber trotz Donnern und Krachen kein Flitzschein, kein Wetterleuchten. Ein furchtbares Dröhnen, wie er es noch nie vernommen, riß ihn aus jeder Ueberlegung. Voller Angst rannte er den Weg, den er gekommen

war, wieder zurück. Eine Laterne braunte düster, wie durch dichten Nebel hindurch. Marco blieb bei ihrem Schein zitternd stehen, und nun merkte er, daß seine Schuhe, die Knie und seine Schultern mit einer dicken Staub- oder Aschenschicht bedeckt waren. Er nahm seinen Hut ab. Eine graue Schicht heißer Asche lag darauf. Marco sah auf zum Licht der Laterne und gewahrte, daß ein regelmäßiger Staubregen unaufhörlich niederfiel wie Schnee. Er lief weiter. Hals und Gaumen waren wie ausgedörrt. Zwischen den Zähnen knirschte ihm Asche. Er kam auf einen Platz. Fahl leuchteten die Laternen. Halt! Da waren Menschen. Sie warfen die Hände empor, schrien und jammerten durcheinander: Männer, Weiber und Kinder. Aus ihren Angstschreien, Verwünschungen und abgerissenen Worten hörte der Jüngling soviel heraus, daß ein Ausbruch des Vesurs bevorstehe oder schon stattfinde. Langsam, ganz

allmählich, wurde es Tag. Überall bildeten sich Menschenknäuel, die bald angstvoll verstummten, bald bei erneutem unterirdischen Dröhnen aufkreischten, beteten und weinten. Prozessionen zogen an Marco vorbei, fromme Litaneien singend. Marco schloß sich einer Prozession an. Ohne zu denken sang er die Litanei mit. Stundenlang. Der Tag verstrich. Marco sank ermüdet vor dem Portal eines Palastes nieder. Erschöpft verfiel er in eine Art von Bewußtlosigkeit, aus der er nach geraumer Zeit hungernd und frierend erwachte. Es war schon wieder Nacht. Die Straße war leer. Der Aschenregen und das dumpfe Donnern dauerten fort. Marco schaute durch die vergitterte Glastür des Palasteinganges. Undeutlich erkannte er in der Dunkelheit hohe Säulen, einen Trepenaufgang mit vergoldetem Geländer. Die Tür war nur angelehnt. Marco stieß sie auf



und trat in den Palast. Er stieg, ohne sich zu überlegen, was er tat, die Treppe hinauf, lief im Dunkel einen Korridor entlang, stieß gegen eine Tür, öffnete sie und befand sich in einem Zimmer.

Er erinnerte sich an eine Streichholzschachtel, die er in der Tasche trug, zog sie hervor, machte Licht, leuchtete herum und fand in einer Ecke einen dreiarmligen Leuchter mit drei großen Wachskerzen. Er steckte die Kerzen an. Ob in dem Hause keine Menschen wohnten? Vielleicht war irgendwo etwas Eßbares aufzutreiben! Das Zimmer, in dem er sich befand, enthielt nur Bücher und wieder Bücher auf Tischen und in Schränken. Aber Marco ließ sich dadurch nicht abschrecken. Er nahm den Leuchter und ging auf die Suche. In einem Raum fand er einen Teller mit Obst. Nachdem er die Früchte verspeist hatte und weiter forschte, fand er schließlich auch eine Küche. Er öffnete einen Schrank. Holla! Da war Brot, Käse, Schinken. Was das Herz begehrte! Marco stillte seinen Hunger. Nun mochte kommen, was da wollte. Er war satt.

✱

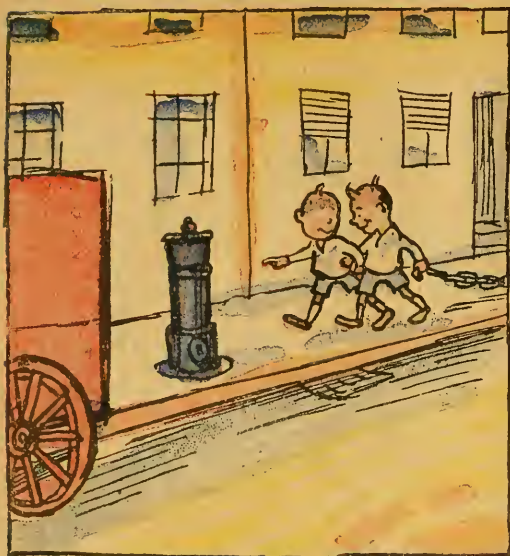
— als er um die Ecke des Korridors bog, kam ein Mann mit einer schwarzen Maste auf ihn zu.

So lebte nun Marco schon tagelang in dem Palast. Es war ihm fast gleichgültig geworden, was draußen vorging. Zwar fiel immer noch der Aschenregen nieder, und der dumpfe Donner ließ ihn zeitweise aufhorchen. Marco hatte sich schon daran gewöhnt, es kümmerte ihn kaum noch. Wenn ihn hungrte, begab er sich in die Küche und aß und trank, bis er genug hatte; wurde er müde, streckte er sich auf einem Teppich aus und schlief. Er kam sich vor wie in einem verwunschenen Schloß. Kein Mensch war zu sehen noch zu hören. Und wohin er auch kam in dem Palast umging ihn Pracht und Herrlichkeit über alle Maßen.

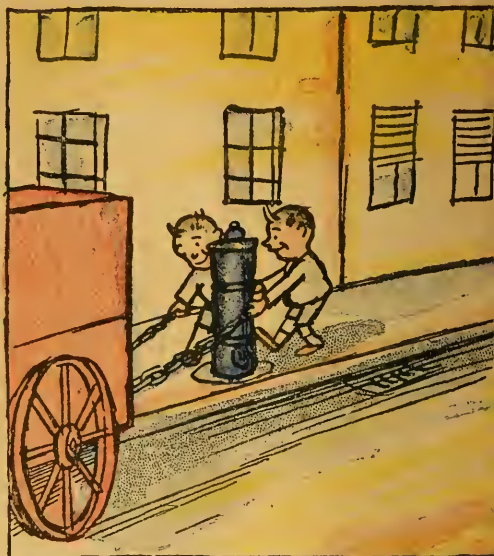
Dennoch geschah an einem dieser Tage etwas Merkwürdiges. Marco hörte plötzlich Schritte, eine Tür fiel ins Schloß. Da er ein beherzter Junge war, ergriff er den Leuchter — es war abends — und ging dem Geräusch entgegen. Um eine Biegung des Korridors gelangt, erblickte er einen hochgewachsenen Mann mit einer Maste vor dem Gesicht. Marco sah in der Hand des Masierten etwas glänzen, aber er konnte nicht erkennen,

(Fortsetzung auf Seite 10.)

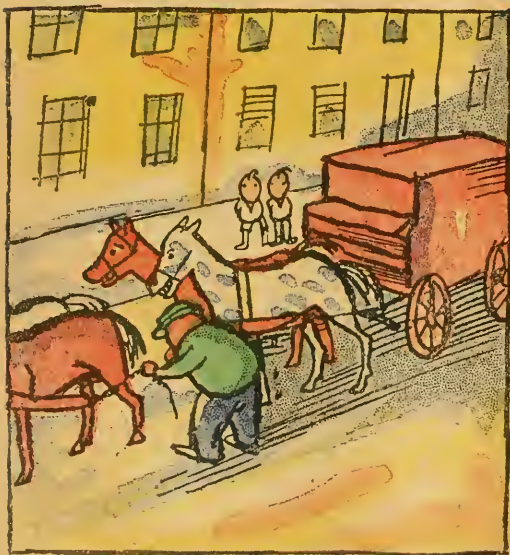
Stumpf und Stiel



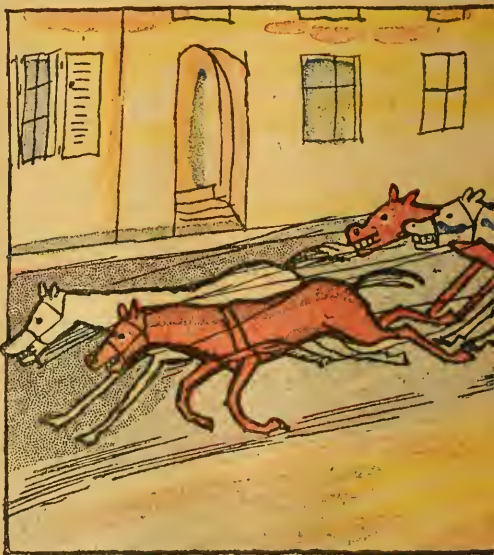
1. Wenn Stumpf und Stiel 'ne Kette sehn,
Dann muß auch was damit geschehn.



2. Drum binden diese beiden Lumpe
Den Wagen an die Straßenpumpe.



5. Verzweifelt schirrt der Kutschersmann
Noch zwei gelieh'ne Gäule an.



6. Zu schwer war's für die beiden Rösser,
Zu Vieren aber geht's gleich besser.

9 Es lofn Örnir.



3. Es steht der Wagen mit den Pferden,
Wie festgemauert in der Erden.



4. Der Rutscher reißt an der Randar,
Deß freut sich das entmenschte Paar.

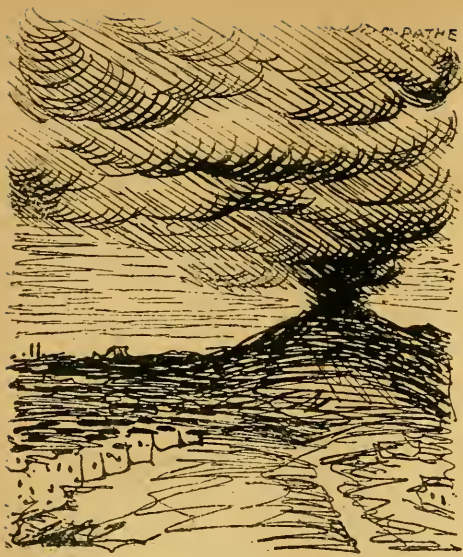


Gewaltig ist die Pferdekraft.
Die Pumpe stürzt — es ist geschafft.



7. Seht Stumpf und Stiel ganz unter Wasser!
Der Fall war ein besonders krasser.

Kortseuna in 14 Tagen.



Unaklässig rieselte der Aschenregen über Neapel.

was es war. Jetzt schaute der Mann auf Marco, machte einen unsicheren Schritt auf ihn zu, schrie plötzlich wie wahnsinnig auf: „Der tote Marco!“ machte kehrt und rannte davon. Marco hörte ihn mit einem gellenden, unartikulierten Schrei die Treppe hinabstürzen. Als Marco jedoch nachsehen wollte, was mit ihm geschehen sei, war niemand mehr zu finden. Dagegen fand er auf der Treppe einige Schmuckgegenstände herumliegen, die er auf sammelte und in der Bibliothek auf eine Konsole legte. Der Vorfall ließ Marco keine Ruhe. „Der tote Marco“. — Was wollte der Maskierte bloß damit jagen? Er, Marco, war doch nicht tot? Und warum war der dumme Kerl denn davongerannt? — Das Vorkommnis stimmte ihn nachdenklich. Was war das für ein Haus? Wer hatte es bewohnt? — Und — hatte er, Marco, etwa ein Recht, hier zu hausen? — Man wird ihn ertappen und verhaften und als Eindringling ins Gefängnis stecken. Ja, das konnte wirklich geschehen. Marco verhehlte es sich nicht. Aber es war so schön hier: Marmor und Gold und Silber, weiche Teppiche, Sessel und Damast und — draußen fiel immer noch unermüdlich der Aschenregen.

Aber als Marco eines Morgens erwachte, schien die Sonne ins Zimmer. Er sprang auf, lief zum Fenster und öffnete es. Ah, der Himmel war wieder blau. Marco sah in den

Garten hinunter. Ein leichter Wind bewegte die tiefdunklen Kronen der alten Lorbeer-bäume, von denen der Aschenstaub der vergangenen Schredenstage lautlos ins Gras glitt. Es war vorbei. Der Besuch hatte sich wieder beruhigt. Neapel strahlte, lärmte und wimmelte wie je. Jetzt ist es Zeit, dachte Marco, unbemerkt den Ort zu verlassen. Marco sah sich noch einmal im Hause um und nahm Abschied von den ihm lieb gewordenen Gegenständen. Da ging gegenüber eine Tür auf — ein vornehmer Herr trat ihm entgegen. Marco erschrak heftig und bemerkte deshalb nicht, daß auch der Herr sehr verduht, ja beinahe entsezt war. Dann aber hielt er Marco am Arm fest und sprach: „Woher und wohin, junger Mann?“

„Verzeihen Sie,“ erwiderte Marco, „ich habe mich ohne Erlaubnis einige Tage und Nächte in diesem Palast aufgehalten. Aber ich bin ein armer, obdachloser Mensch und wußte nicht, wo ich die Zeit über bleiben sollte.“

„Und nun wolltest Du Dich ohne Dank und Gruß aus dem Staube machen?“

„Ich habe Angst, Sie könnten mich verhaften lassen.“

„Wer wird gleich so bössartig sein,“ entgegnete der vornehme Herr lächelnd, „oder hast Du etwa ein schlechtes Gewissen?“

„Ja, denn ich habe hier geschlafen und habe von Ihrem Brot, Ihrem Käse und Ihrem Schinken gegessen und den Wein getrunken.“

„Nun, man kann billigerweise nicht verlangen, daß Du bei voller Küche hättest verhungern sollen. Also Du warst die ganze Zeit über hier? Ist nichts passiert? Warst Du immer allein?“

Marco erzählte den Vorfall mit dem Maskierten. Der vornehme Herr hörte ihm aufmerksam zu, und als Marco mit seinem Abenteuer zu Ende war, sprach sein Zuhörer eine geraume Weile kein Wort. Endlich aber hub er an zu reden. „Der tote Marco,“ sagte er nachdenklich, „war der vierzehnjährige Sohn meiner Schwester, der vor Jahresfrist verstorben ist. Du hast allerdings eine große Ähnlichkeit mit ihm. Der Eindringling mit der Maske glaubte wohl in Dir das Gespenst des Verstorbenen zu sehen. Der Maskenträger ist, wie ich vermute, mein Diener Antonio, der den Ausbruch des Besuchs dazu benutzen wollte, mich ungestört zu bestehlen. Er ist von der Größe, wie Du ihn schilderst und sehr abergläubisch. For-

allem aber wußte außer ihm und mir niemand, wo diese Gegenstände verwahrt wurden. Sagtest Du nicht, Du habest die Schmuckstücke in der Bibliothek aufgehoben?"

„So ist es, mein Herr.“

Sie gingen in die Bibliothek, wo Marco dem Eigentümer die Schmucksachen zurückgab. „Du bist ein wackerer Junge,“ sagte darauf der Herr freundlich, „während wir aus dem

Haus und aus der Stadt flüchteten, flüchtetest Du in das Haus und hast mich dadurch vor Schaden bewahrt. Möchtest Du bei mir bleiben? Du kannst an Antonios Stelle mein Diener werden. Wenn Du Dich gut führst, wird es Dich nicht gereuen.“

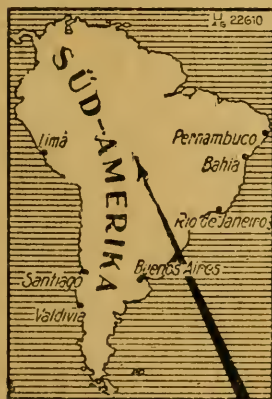
Marco sagte freudestrahlend zu. Sein Herr behielt recht. Aber nicht nur Marco, beide hatten es nicht zu bereuen.

Was ist auf der Erde noch unentdeckt?

Von Afrikaforscher Hans Schomburgk.



Nach den vielen und großen Entdeckungsreisen, die in den letzten zwei Jahrhunderten nach allen Weltteilen unternommen wurden, sollte man glauben, daß es heute auf der ganzen Welt kein unentdecktes Land mehr gäbe. Und doch gibt es noch heute Flächen, so groß wie ganze Provinzen im Deutschen Reich, die noch nie eines Weißen Fuß betreten hat. Große Landteile im Innern Australiens sind noch unerforscht. Wasserlose Wüsten haben es



Was ist auf der Erde noch unentdeckt: Mit undurchdringlichem Urwald bedeckte Teile Südamerikas sind noch unerforscht.

selbst den kühnsten und verwegensten Forschern unmöglich gemacht, diese Gegenden aufzusuchen. In der Südsee ist es Neu-Guinea, das erfolgreich allen Versuchen trotz, die Geheimnisse zu lüften, die in dem von dichtem Urwald bedeckten Innern schlummern. Den mutigen Kriegszügen des unentwegten

Hauptmanns

Dehner verdanken wir die erste Kunde aus jenen düsteren Urwaldgebieten. Und wie in Neu-Guinea, so ist auch in Südamerika der undurchdringliche



Was auf der Erde noch unentdeckt ist: Große Landteile im Innern Australiens sind noch unerforscht.

Urwald, verbunden mit Malaria und der Tücke seiner Bewohner, der Grund, daß es dort noch unentdeckte Länder gibt, von deren Größe wir uns kaum einen Begriff machen können. Alexander von Hum-



In Asien ist Tibet noch heute fast völlig unbekannt.



Teile Neu-Guineas und der Sunda-Inseln sind noch nicht völlig erforscht.

boldt und mein Groß-Onkel, Sir Robert Schomburgk, waren wohl die ersten, die zur Erschließung dieser Länderstriche beigetragen haben.

In Asien stellt das verschlossene Tibet noch heute ein Land der Rätsel dar. Der englische Oberst Younghusband und der uns allen bekannte Sven Hedin konnten wenigstens einen Gipfel des Schleiers lüften, der noch heute über diesem unerforschten Gebiete liegt. Die englische Expedition, deren Hauptziel die Bezwingung des Berges Everest ist, wird uns wohl noch manche Neuigkeit von dort berichten können.

Außer einigen Urwaldgebieten der Sunda-Inseln darf Indien als völlig erforscht gelten.

Große unentdeckte Gebiete befinden sich naturgemäß in den ewigen Schnee- und Eiswüsten des Nord- und Südpoles, und wenn

die Pole auch ihre Bezwinger gefunden haben, so sind doch die umliegenden Länderstriche noch keineswegs erforscht. Für diese Länderstriche kommt eine menschliche Besiedlung natürlich nicht in Frage, doch manches interessante wissenschaftliche Problem harret hier auch noch seiner Auflösung.

Am interessantesten ist unbedingt die Forschungsgeschichte Afrikas, zu der auch mir es vergönnt war, mein Scherflein beizutragen. Und wenn es heute im großen Afrika, das noch vor wenigen Jahren mit Recht der „dunkle Erdteil“ hieß, nur noch wenige unerforschte Gebiete im Urwald des Kongogebietes und der Westküste und in den Wüstengegenden Nord-Afrikas gibt, so verdanken wir dies zum größten Teil deutschen Forschern, die gerade an der Entdeckungsgeschichte Afrikas den Hauptanteil für sich in Anspruch nehmen können.

Der Stabhochsprung

4,09 m der Weltrekord!

Eine der schönsten leichtathletischen Übungen ist zweifellos der Stabhochsprung. Es ist ein sehr reizvoller Anblick, wenn man die schlanken, sehnigen Gestalten der Springer in kraftvollem Schwunge über Höhen hinwegfliegen sieht, die zu bewältigen beinahe unmöglich scheint. Aber es gehören auch Energie und Ausdauer zu dieser Übung, und es gibt nicht viele Athleten, die es bis zur höchsten Vollendung in dieser Kunst gebracht haben. Unter den Deutschen ist die Rekordleistung von 3,79 m aus dem Jahre 1911 bisher noch nicht wieder erreicht worden.

Unter den ausländischen Springern sind die Amerikaner bisher mit ihren Rekordsprüngen von 4,02 m und sogar 4,09 m von den Engländern und Schweden bisher noch nicht übertroffen worden.

Die Schwierigkeit des Stabhochsprunges bei großen Höhen, etwa von 3,50 m aufwärts, besteht in dem sogenannten „Anwinkeln“ und Hinüberwerfen des Unterkörpers über die Latte, und diese Technik ist es, die vor allem bei den Amerikanern entwickelt ist und ihnen den Ruf als die besten Stabhochspringer sichert.



Der Stabhochsprung, eine außerordentlich schwierige und interessante Sportübung, bei der man Höhen von über vier Metern erreicht hat.

Fridolin gibt die Auflösung seiner Preisübergabe aus N. 8

Liebe Freundel! Vor allen Dingen möchte ich Euch allen für das große Interesse danken, das Ihr meiner letzten Preisauflage entgegenbrachtet. Viele Auflösungen waren nicht richtig, denn obwohl die Lösung auf den ersten Blick sehr leicht schien, zeigten doch die Einsendungen, wie schwer hauptsächlich das erste Wort zu finden war. Hier folgt vor allem das Gedicht, wie es wirklich gelautet hat:

„Hoch zu Fisch durchlegte ich die Rüste,
Der Kerl verbreitet schauerhafte Düfte.

Denn mit Verlaub: er stinkt stark nach
Benzin,

Der stets getreue „Luftdelfphin“.

Mit seiner Hilfe bring' ich gute Sachen,
Belehrung, Lustigkeit und tolles Lachen,

Und wenn Ihr fragt, wer steuert den
Delfphin?

Ich bin es, ich, „Der Heit're Fridolin“.“

Viele hatten „hoch zu Ross“ gelöst, aber bekanntlich sitzt ja Fridolin auf einem liegenden Fisch, und so mußte es wohl richtig „hoch zu Fisch“ heißen. Es konnte auch nur ein einsilbiges Wort sein, wie der Gedankenstrich verriet. Darum war das Wort „Delfphin“ von der Lösung ausgeschlossen. Nun gar das dreisilbige Wort „Autofisch“, wie einige Lösungen lauteten. Lustig war eine Einsendung, die das Wort „geknöpft“ als Lösung angab. Aber sie war natürlich auch nicht richtig, denn Fridolin ist gar nicht „zugeknöpft“, sondern ein sehr lustiger und gesprächiger Freund seiner Leser. Eine Freundin aus der Schweiz versuchte sogar, mich zu beeinflussen, indem sie mir eine Tafel Schweizer Schokolade versprach, falls ich ihr einen Preis zukommen ließe.

Aber trotz der vielen falschen Lösungen waren immer noch so viele richtige übrig, daß das Los entscheiden mußte.

Ihr dürft mir also nicht böse sein, wenn manche von Euch keinen Preis bekommen. Es fand eine feierliche Ziehung statt, bei der die gesamte Redaktion anwesend war, und bei der als glücklicher Gewinner — man staune — ein Leser in Finland (!): Erich Ungern-Sternberg, Finland, Rymmene bruk, den ersten Preis, ein Buch nach eigener Wahl im Werte von 60,— Mk., da-

vontrug. Die zehn Trostpreise, nämlich ein Buch nach eigener Wahl im Werte von 40,— Mark erhielten:

Leo Oster b. Frau Olga Hartmann, Dresden-N., Strehlener Straße 46.

Edgar Liebermann, Riga, Latvia, Nicolaistraße 39.

Walter und Buscha Spyra, Liegnitz i. Schlesien, Dovestr. 23.

Max Sentsch, Tempelhof, Friedrich-Wilhelmstraße 30.

Vieslott Pieper, Jena, Johannisstr. 23.

Beatrig Purker, Wien, Wattgasse 94/8.

DiDi Gräfe b. Wurster, Frankfurt a. Main, Rahrbachstr. 20.

Fritz Seligmann, Köln a. Rh., Klapperhof 52.

Walter Rheinholdt, Zürich, Renggerstr. 21.

Willi Schruth, Berlin, Vinetaplag 7.

Allen, die mir, obwohl es nicht den Bedingungen entsprach, zu dem Preisrätsel Gedichte und Zeichnungen schickten, danke ich an dieser Stelle vielmals und vertröste sie auf die neue Preisauflage, die in der nächsten Nummer veröffentlicht und meinen Freunden und Freundinnen sehr gefallen wird. Wie die Preisauflage lautet, verrate ich aber auch erst in der nächsten Nummer. Allen herzliche Grüße.

Fridolin.



Scherzrätsel.

An eine Hölse seh' ein Stück, und — 's ist
zum Lachen —

Einen Propheten kannst Du so Dir machen.

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

bei — bu — chel — cel — de — drei — eh
— ei — er — go — hel — ho — il — ka
— kau — ke — ke — korb — kus — la —

land — land — lapp — le — li — ma — ma —
 — mar — me — me — mi — mo — nau —
 nel — nes — ni — preis — ra — rei — ren —
 — se — si — si — sthe — sus — üt —
 teil — u — ul — un — ur — ver —
 sind 20 Wörter zu bilden, deren Anfangs-
 und Endbuchstaben, beide von oben nach
 unten gelesen, einen alten Abzählvers er-
 geben. Die Wörter bedeuten: 1. Thüringische
 Sommerfrische. 2. Deutsche Stadt. 3. Handwerk-
 zeug. 4. Schluß eines Rechtsstreites. 5. Blume.
 6. alte Kupfermünze. 7. griechischen Redner.
 8. Lurch. 9. Evangelisten. 10. Baum.
 11. Baumfrucht. 12. Land in Nordeuropa.

13. Wolltier. 14. Pflanze. 15. Gepäckstück.
 16. Bezeichnung für Unrechtes. 17. Russisches
 Gebirge. 18. Unterrichtsanstalt. 19. Insel.
 20. Vogel.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 10. Silber-Rätsel.

Marken, Muenzen, Notgeld.
 1. Marktplatz, 2. Misse, 3. Reifen, 4. Kino-
 stern, 5. Ebro, 6. Neghaut, 7. Mecklenburg,
 8. Unke, 9. Eichel, 10. Nimrod.

Ausnahme: Die Doktoren.

Sonderbare Rechnung: Allee.

Undank: Pflaster.

Fridolins Lachkabinett

Fritzchen hat beim Spielen einen Teller zerbrochen und ist ganz bestürzt. Die Mama tröstet ihn: „Laß es gut sein, Fritz, Scherben bedeuten Glück.“ Einige Tage später kommt der Junge freudestrahlend zu seiner Mutter ins Zimmer: „Ach, Mutter, haben wir Glück. Eben habe ich sechs gute Tassen hinfallen lassen.“

*



Der Lehrer erzählt in der Schule vom Monde. Er wäre so groß, daß viele Millionen Menschen dort wohnen könnten. Da lacht der kleine Max. „Warum lachst Du?“ fragt der Lehrer. „Ich stell' mir nur das Gedränge vor, wenn Halbmond ist.“

*

Vater: „Weißt Du, warum Du jetzt Prügel von mir bekommen hast?“ — „Ja,“ schluchzte Paulchen, „weil Du stärker bist als ich!“



Die kleinen Haltestellen der englisch-indischen Eisenbahnen werden meist von eingeborenen Beamten bedient. Diese indischen Beamten haben strengen Befehl, nichts zu tun, ohne vorher bei ihren englischen Vorgesetzten anzufragen. Sie tun das auch, und so sandte einmal ein Beamter nach Singapore an die Eisenbahndirektion folgende Drahtnachricht: „Tiger auf Bahnsteig. Frißt Schalterbeamten. Drahtet, was ich tun soll.“

*



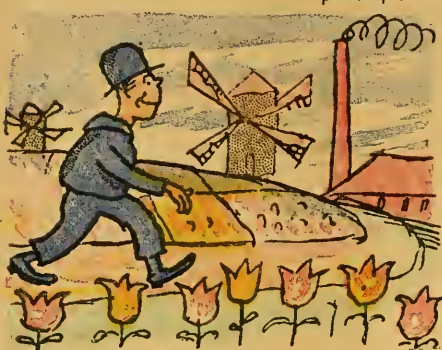
„Was soll das für eine Flüssigkeit sein, Kellner?“ — „Fleischbrühe, Herr Kapitän.“ — „Na, dann bin ich zwanzig Jahre lang auf Fleischbrühe gesegelt!“

*In der nächsten Nummer findet Ihr
 einen neuen lustigen Preisrätselbogen!
 Fridolin.*

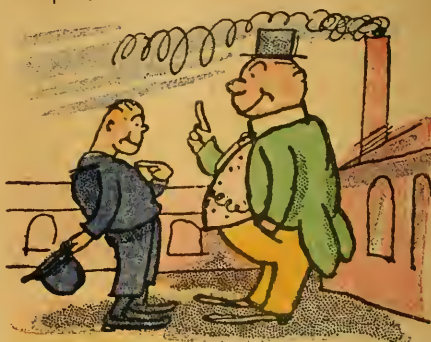
Benjamin Pampe, der alle 14 Tage einen neuen Beruf sucht!

Pampe wird Käser.

Zeichnungen von Ast.



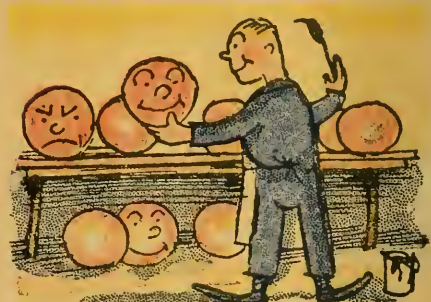
1. Das Schicksal treibt nach Holland ihn,
Von Edam wandert Benjamin.



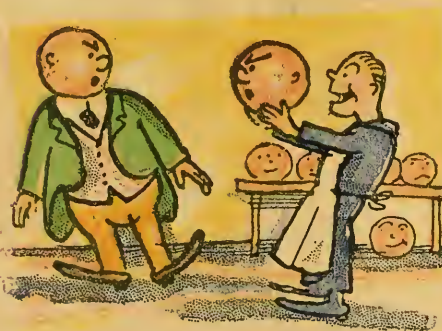
2. Beim Mijnheer Reestopp tritt er ein:
„Ich möchte Käserlehrling sein.“



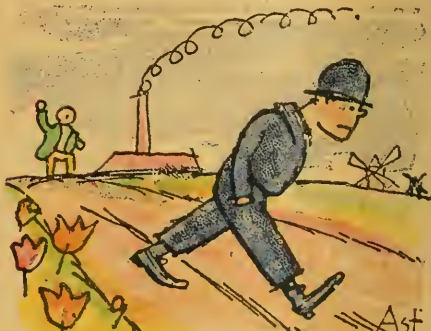
3. „Hier wird der Käse konserviert,“
Spricht Reestopp, „und rot anladert.“



4. Der Pampe, künstlerisch erpicht,
Malt auf den Käse Reestopps Gesicht.



5. Stolz, daß die Ähnlichkeit er treffe,
Beißt er das Kunstwerk seinem Chef.



6. Beschleunigt muß er weiterzieh'n.
Auch das war nichts für Benjamin.
Fortsetzung in 14 Tagen.



HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORT, SPIEL, SPASS UND ABENTEUER



„Der Klabautermann!“ schrie entsetzt der Koch und sprang zurück.
(Zu der Geschichte auf der nächsten Seite: „Die leuchtenden Götter“.)



Ein Abenteuer im Südseearchipel von Friedrich Otto.

Kapitän Bruhns, ein alter ergrauter Seebär, schob den Priem von der rechten Backe auf die linke hinüber, spuckte noch einmal kräftig aus und begann die Geschichte von den leuchtenden Göttern zu erzählen, auf die er uns ziemlich neugierig gemacht hatte.

„Damals war ich noch Vollmatrose auf der „Maria Kidmers“, einem Dreimaster, der nicht mehr viel aushalten konnte. Denn mitten auf dem Stillen Ozean brachen uns in einem kleinen Sturm zwei Masten, und die „Kidmers“ steuerte ziemlich führerlos, mit einem Deck überdies, eine Woche lang kreuz und quer durch das Wasser, ohne daß wir die geringste Spitze Land erwischten. Wir hatten in diesen acht Tagen nichts zu lachen, am allerwenigsten aber unser Schiffsjunge, ein Schlingel aus Hamburg, der es meisterhaft verstand, der Arbeit in großem Bogen aus dem Wege zu gehen. Das Tauende brachte ihn zwar immer wieder an seinen Platz zurück, aber besser wurde er natürlich auch nicht. Im Gegenteil: er drückte sich mit immer größerer Geschieklichkeit um die befohlene Arbeit.

Am achten Tage kam uns eine Insel vor die Augen, die weder auf der Karte eingezeichnet, noch sonst jedandem von uns bekannt war. Damals gab es noch viele solcher fremden Inseln. Der Kapitän selber stieg also mit dem Steuermann und sechs Leuten, darunter dem Koch, ins Boot, um vor allen Dingen zu erkunden, ob man hier einige Tage mit gutem Gewissen anlegen könne.

Wir fückten unterdessen das Deck der „Kidmers“ und frenten uns auf das frische Fleisch, das der Koch sicherlich mitbringen würde.

Der Tag verging. Wir hatten Glück mit der Arbeit, die „Kidmers“ war segelfertig, die Dämmerung kam, aber weder der Kapitän noch der frische Braten erschienen. Na, wir waren ja alle keine kleinen Kinder mehr, und der Kapitän war ein beherzter Mann. Und die anderen auch. Und wir konnten noch etwas warten. Aber plötzlich stand der Koch mitten auf Deck, pudelnah und atemlos, denn er war von der Insel herübergeschwommen. „Verloren!“ leuchtete er. „Der Kapitän und alle gefangen. 400 Kannibalen. Ein ganzes Dorf voll Wilder. Sie kommen hinter mir her. Da!“ Er zog aus dem Verweststoff zwei kleine spitze Pfeile.

Wir glogten verblüfft auf die Pfeile und wußten uns keinen Rat. Waffen besaßen wir nicht, und auch die hätten uns nicht viel geholfen, denn wir waren nur vier Mann. Trotzdem sagte der Koch entschlossen: „Wir müssen uns verteidigen. Vielleicht finden wir unten etwas zum Schießen.“ Wir kletterten also alle Mann ziemlich nachdenklich die Treppe runter in den Lagerraum der „Kidmers“. Aber als der Koch die Tür öffnete, fuhr der alte Kerl mit einem Schrei zurück: „Der Klabaubermann!“ schrie er. Der Klabaubermann ist ein Schiffsgepenst, das jeder richtige Seemann schon einmal gesehen haben will und überall da erscheint, wo ein Schiff von Unglück bedroht ist. Na, wir waren an dem Abend etwas nervös und nicht ganz wetterfest. Wir sprangen allesamt zurück und stierten ziemlich blaß auf eine Gestalt, die, bläulich schimmernd, auf uns zugewankt kam. Aber schon im nächsten Augenblick klatzte eine Ohrfeige. Der Koch

hatte dem Alabautermann diese Ohrfeige ver-
setzt. Und schrie nun: „Du Himmel, Du, hast
Du fünf Minuten vor unser aller Ende nichts
Besseres zu tun, als uns zu foppen?“

Es war Max, unser Schiffsjüngelchen, der
sich über die Schiffsladung mit Phosphor-
büchsen gemacht hatte, weil er glaubte,
daß in den Büchsen etwas zu essen
wäre. Nun stand er völlig verschmiert vor
uns, in den Haaren, im Gesicht und an den
Händen die leuchtende Masse. Wir hatten
nicht übel Lust, auch unsererseits Max mit
Ohrfeigen zu bedenken. Aber plötzlich schrie
Voigt, der von uns allen immer die
besten Einfälle hatte: „Ich habe eine Idee!
Kinder, der Max hat uns gerettet! Rasch
fünf Büchsen auf und alle Mann von oben
bis unten eingeschnitten! Wir werden es den
Wilden schon besorgen.“

Na, es dauerte nicht zehn Minuten, und
wir standen da wie die lebhaftigsten Gespen-
ster. Und dann ging's alle Mann in das zweite
Boot hinein und hinüber zur Insel. Aber be-
vor wir noch das Ufer erreichten, kamen hinter
einer Ecke schon zwölf Kanoes vorgeschossen.
Die Wilden! Im Augenblick brüllten etwa
80 Kehlen auf. Es pümpfte im Wasser, als
wenn man eine ganze Kolonie Frösche auf-
geschlecht habe, und einige Boote der Wilden
kenterten in der Bestürzung.

Wir sahen in der Dunkelheit mit unseren
leuchtenden Fragen wirklich nicht sehr
menschenfreundlich aus. Vermutlich hielten
uns die Schwarzen für Nachegötter, die ge-
radeswegs vom Himmel kamen. Wir sahen
gerade noch, wie der Rest der Boote in höchster
Geschwindigkeit dem Ufer zustrebte. Wir na-
türlich im Eiltempo hinterher!

Nach einer Viertelstunde Weg durch Ge-
strüpp und Wald standen wir im Dorf, aus
dem die Wilden bereits geflüchtet waren. Tat-
sächlich stand der Kapitän an einen Pfahl
gefesselt, und unsere Leute lagen in einigem
Abstand geknebelt am Boden.

„Tanzen!“ schrie Voigt uns zu, denn er
ahnte, daß uns einige beherzte Schwarze aus
irgendeinem Versteck beobachteten. Wir
stießen also auf Kommando ein fürchterliches
Gebrüll aus und tanzten wohl fünf Minuten
eine echte Seemannspolka um den Kapitän

herum. Wirklich floh darauf der Rest der
Wilden wie gejagt in das Inselinnere.

Binnen kurzem waren der Kapitän und die
anderen frei. Tanzend sprangen wir den Weg
durch den Wald zum Ufer zurück. Wir waren
ziemlich ausgelassen und vergnügt, und der
Kapitän versicherte uns ein über das andere
Mal, wir wären selten brave Jungs. „Woher
wußtet Ihr denn, daß in den Büchsen Phos-
phor war?“ fragte er.

Keiner wollte erst mit der Sprache heraus,
denn der Kapitän war dem Schiffsjungen
nicht grün. Und schließlich war er es doch ge-
wesen, der uns auf den Gedanken gebracht hatte.



Wir tanzten erst eine Weile herum, um die
Wilden zu verjagen. Dann banden wir den
Kapitän los — — —

„Aha!“ sagte der Kapitän, „der Max hat
wieder mal im Laderaum herumgestöbert, ob
er was zu freffen fände.“

„Genau so,“ rief Voigt. „Aber ist's nicht
besser, Kapitän, man drückt diesmal freiwillig
ein Auge zu, statt daß man unfreiwillig alle
beide hätte zudrücken müssen?“

„Will's schon zudrücken,“ rief der Kapitän
und lachte. Damit waren die Ohrfeigen für
Max im voraus gerettet.

Aber als wir dann in die Boote steigen
wollten, um auf die „Midmers“ zurück-
zufahren, fehlte der Koch. Die Fläche, die es
da regnete, will ich erst gar nicht aufzählen.
Denn wir hatten keine Zeit mehr, und noch
einmal in das Dorf zurück, schien nicht ratsam.

Voigt sagte entschlossen, er wolle nachsehen,
wo der dicke Koch geblieben sei. Wir sollten
nur abfahren. Damit war natürlich keiner

einverstanden. Aber wie wir noch herumstanden, kam hopp hopp, im Galopp der Koch feuchend mit zwei jungen Rälbern am Strick, die er vermutlich den Wilden weggenommen hatte.

Wir läuft noch heute das Wasser im Munde zusammen, wenn ich an die köstliche

Mahlzeit zurückdenke, die an jenem Abend auf der „Ridmers“ stattfand.

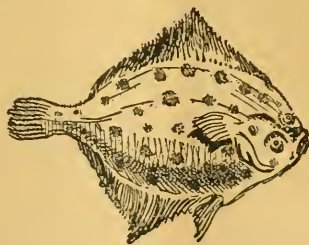
Der Schiffsjunge Max aber bekam statt der Ohrfeige, die er erwartet hatte, vom Kapitän einen ganzen Sack mit Schiffszwieback, an dem er sich auf dem Rest der Fahrt nudel dick gegessen hat.“

Die Flunder und ihre Augen

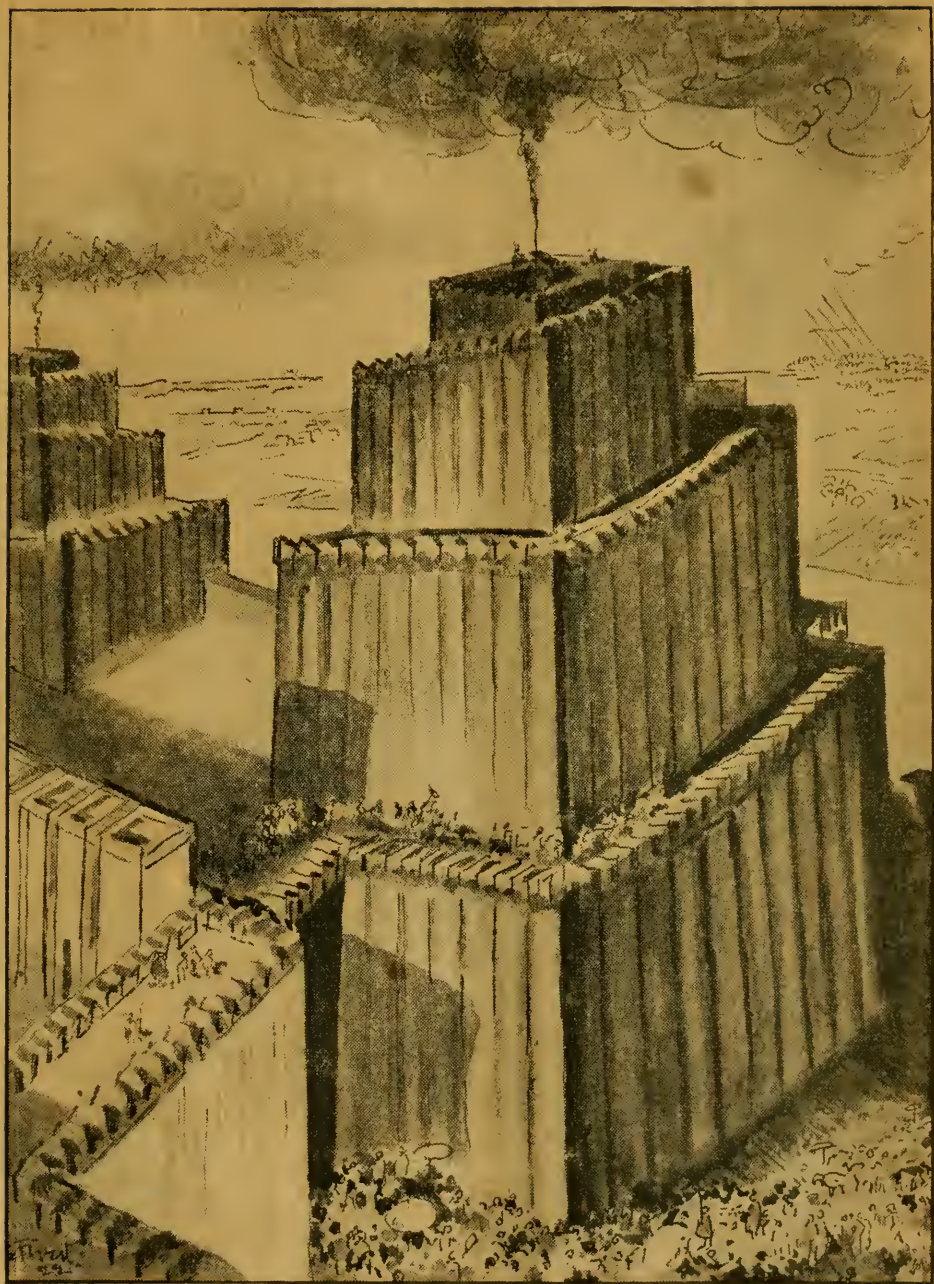
Plauderei von Dr. Heilborn

Die Flunder kennt jedes Kind. Zum mindesten in geräuchertem Zustande, und da ist sie ein delikater Speisefisch. Aber gewiß nur wenige haben schon einmal ernstlich darüber nachgedacht, wie es denn eigentlich komme, daß dieser Fisch so plattgedrückt erscheint und so ganz anders als die andern Fische. Er ist ganz und gar unsymmetrisch; alles an der scheibenartigen Gestalt ist gleichsam verschoben oder zerquetscht. Die Rückenflosse läuft den ganzen Rücken als Saum entlang, die hintere Flosse umsäumt die ganze Bauchkante, Brust- und Bauchflossen aber sind wie auseinandergerissen und stehen an verschiedenen Seiten. Dazu steht auch der Kopf schief, ist das Maul verquer, und die Augen sind dicht aneinander gerückt. Das alles kann man auch an der geräucherten Flunder noch gut erkennen. Sehen wir uns die lebende Flunder an, dann gibt's noch mehr der Absonderlichkeiten: Die Seite, auf der die Augen Platz gefunden haben, ist nämlich dunkel gefärbt und buntgesteckt, die augenlose hingegen farblos und fast weiß. Wenn die Flunder, die für gewöhnlich auf dem Boden liegt, ja, sich in den Meeresfond bis auf Maul und Augen vergraben hat, zu schwimmen beginnt, dann laufen langsame Wellenbewegungen über ihren Körper hin, das sieht wie das Kriechen einer Raupe aus. Ist sie aber durch irgend etwas erschreckt worden, dann richtet sie sich wohl auch auf und schwimmt nun wie ein anderer Fisch, die weiße und die dunkle Seite zeigend, eine kleine Strecke haltig vorwärts, dreht sich dann wieder, fällt mit der

augenlosen Seite zu Boden und wühlt sich blitzschnell in den versteckenden Sand ein. Das ist doch ein ganz merkwürdiges Verhalten und wird uns nur verständlich, wenn wir den Werdegang der Flunder kennenlernen. Die junge Flunder, die sich in den oberflächlichen Meeresschichten aufhält, ist nämlich genau so symmetrisch, mit einem Rechts und Links des Körpers gebaut, wie die andern Fische: etwa der Barsch oder die Plöge; sie schwimmt ebenso wie diese und ist rechts und links gleichmäßig hell gefärbt. Sobald sie aber etwa 1 cm lang geworden ist, wächst ihr Körper mit einem Male in die Breite und flacht sich immer mehr, so daß sie bald nicht mehr nach gewöhnlicher Fischweise zu schwimmen vermag, sie fällt gleichsam auf die Seite wie ein kranker Fisch, und wie dieser sinkt sie auf den Grund. Jetzt geschieht etwas ganz Seltsames: das dem Boden zugekehrte Auge beginnt nach oben zu wandern über die Stirn hinweg, und bald sitzt es neben dem andern — bei der Flunder und Scholle auf der rechten Seite, beim Steinbutt auf der linken Seite, woran man diese nahe verwandten Arten leicht unterscheiden kann. Die augenlose Seite der Flunder bleibt ungefärbt, die augentragende aber wird ganz bunt, braun, grau,



schwarz mit rötlich-gelben Tüpfeln, so wie der schlammige, sandige, mit Muschelschalen und kleinen Steinen übersäte Meeresboden aussieht. Ja, die Flunder vermag sogar bei Wanderungen ihre Ausfärbung nach kurzer Zeit dem Grundbilde des neuen Aufenthaltsortes gut anzupassen. Zur Nahrung dient ihr kleines Seegetier.



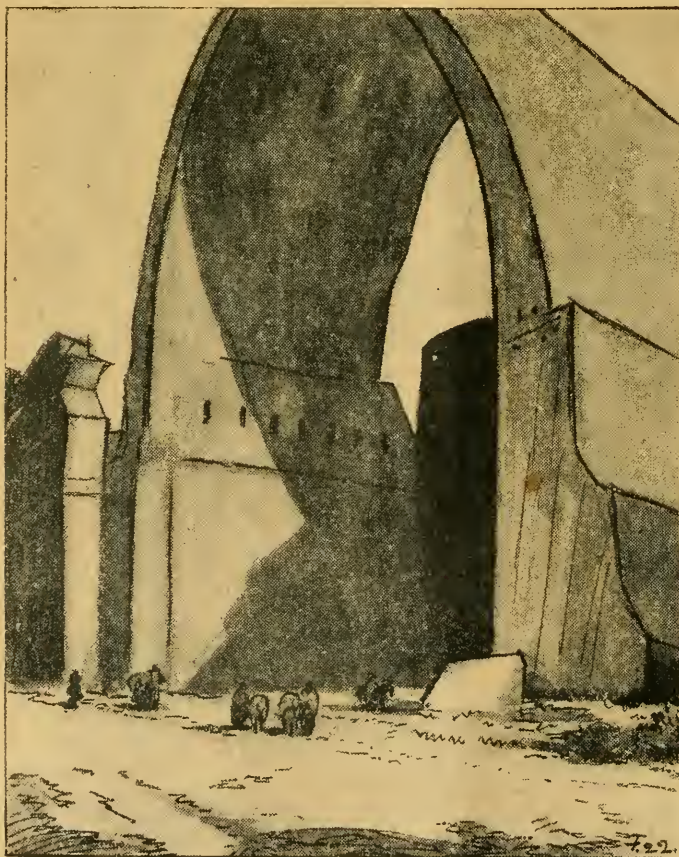
Aus der Hauptstadt des alten syrischen Reiches:
Die Tempel der einstmaligen Riesenstadt Assur.

WELTSTÄDTE IM ALTERTUM

Hundert Tore soll die Stadtmauer der größten wieder ausgegrabenen Weltstadt des Altertums, Babylon, gehabt haben, Babylon, die Riesenstadt am Euphrat, die um 4000 v. Chr. gegründet wurde, um 600 v. Chr., unter Nebukadnezar II. in höchster Blüte gestanden hat. Sie ist in jahrzehntelanger mühevoller Arbeit von einer deutschen Expedition bis in den Krieg hinein zum großen Teil ausgegraben worden. Ungeheure Tempelanlagen mit übermenschlichen Bildhauerarbeiten, Straßen, mehrere wohlerhaltene Häuserstöckwerke, kunstreiche Kanäle, Wasser-

leitungen, Brückenbauten, unter denen eine etwa 1000 Meter lange Euphratbrücke auf Steinpfeilern das älteste bekannte derartige Bauwerk darstellt. Bauten, für die Asphalt und Zement bereits als Bindemittel verwendet wurden, zeigen, wie groß die Technik dieser bis vor einem Jahrhundert halb sagenhaften Völker gewesen ist. Und wenn auch die genauen Angaben Herodots, der die äußere Stadtmauer Babylons mit $22\frac{1}{2}$ mal $22\frac{1}{2}$ Kilometern angibt, etwas übertrieben sind, so ist die alte Weltstadt zu beiden Seiten des Euphrat in der Tat über 200

Quadratkilometer, d. h. mehr als doppelt so groß gewesen als das heutige Berlin (ohne Vorstädte). Da überdies seine Häuser vielfach drei bis vier Stockwerke hoch waren, so ist die Angabe, Babylon habe zur Zeit Nebukadnezars 2 Millionen Einwohner gehabt, höchstwahrscheinlich zutreffend. Regelmäßige, rechtwinklig einander schneidende Straßen, gewaltige, gemauerte Kais zu beiden Seiten des Euphrat, abgeschlossen durch zahllose eiserne Tore und Pförtchen, eine hohe Königsburg auf künstlich angelegten Terrassen — den berühmten „hängenden Gärten“ — und, in eine der Außenmauern eingelassen, der biblische Turm zu Babel, ein gewaltiger, abgestumpfter Backsteinkegel mit einem außen, an Stelle der Treppe



Was von der alten Weltstadt Assyphon am Tigris heute noch zu sehen ist:
Das 60 m hohe Portal des Königspalastes.



Wie die berühmte Weltstadt des Altertums, Babylon, ausgesehen hat.

hochgeführten Serpentinegang: das ist der Einblick, den die von angeblich über 100 Meter hohen, etwa 30 Meter breiten Doppelmauern umschlossene Weltstadt des Altertums im Innern bot.

Ähnlich waren auch die übrigen Großstädte der biblischen Zeit angelegt. Assur z. B., die vor 2000 v. Chr. gegründete Hauptstadt Assyriens am mittleren Tigris, gleichfalls in unseren Tagen von Deutschen ausgegraben, weist Paläste, Tempel und Stufenpyramiden ähnlich der babylonischen Technik, daneben noch vollkommenere in mancher Beziehung ganz modern anmutende Wasserleitungsanlagen und Gewölbe-Bauten auf. Als zweite Hauptstadt Assyriens wetteiferte mit Assur das ein Stück weiter stromaufwärts gegenüber dem heutigen Mosul gelegene Ninive. Obwohl etwa 100 Jahre später durch die Meder und Babylonier zerstört, ist von dieser Stadt verhältnismäßig viel übriggeblieben. Sie war auf zwei mächtigen, künstlichen

Erdhügeln erbaut, von noch erhaltenen starken Mauern umgeben, enthielt gewaltige Paläste und Tempel und bietet bis auf den heutigen Tag, wo in den Ruinen Araber und Kurden haufen, von Mosul aus gesehen, den Eindruck einer ganz unwahrscheinlichen, übermenschlich großen Burgstadt.

Nach dem Untergang der babylonisch-assyrischen Reiche entstand flussabwärts am Tigris eine vierte Riesenstadt: Selenkitesiphon. Von deren gewaltigen Bauten ist die Halle aus dem Palast Khosros I. heute noch zum Teil erhalten und mit 60 Metern Höhe wohl das größte bekannte Ziegengewölbe. Aber hier, im Schwemmland der großen Ströme, schreiten die Natur, die sengende Sonne, der Wüstenstaub, die Uberschwemmungswasser rasch über Menschenwerk hinweg. Deshalb sind die Spuren der riesigen Doppelstadt bis auf diesen einen ragenden Mauerrest fast ganz vernichtet.

Dr. Stern-Rubarth.

Stumpf und Sti



1. Ihr Schläfchen macht die Tante hier,
Im Schoß den Mops, das liebe Tier.



2. Wer führt schon wieder was im Schilde?
Was bringt man da für ein Gebilde?

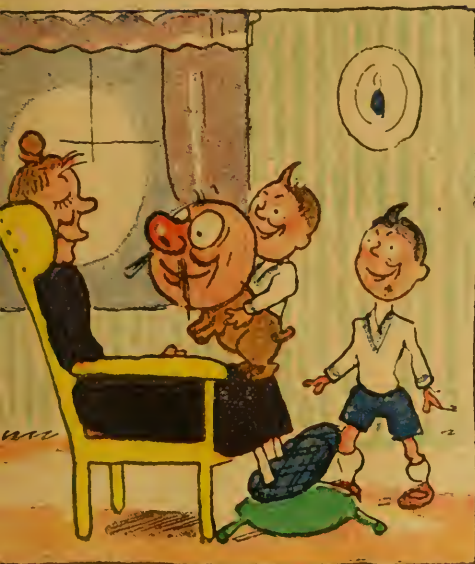


3. Entsetzen faßt die Köchin Jette,
Die Tassen purzeln vom Tablette.

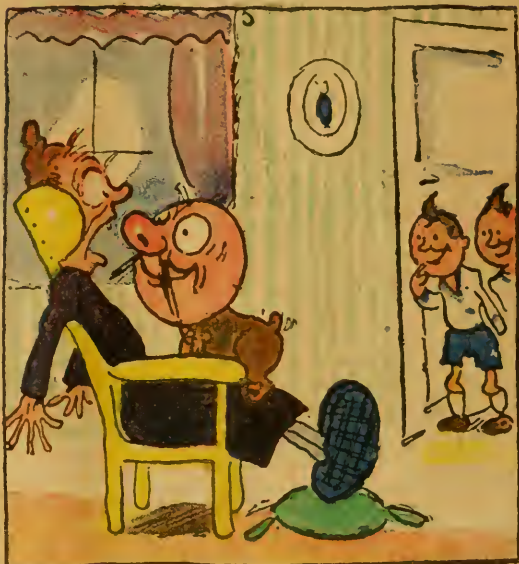


4. Dem Postmann klappert das Gebein:
Soll dies ein Hunde-Mutliß sein?

es lofn Oronisn.



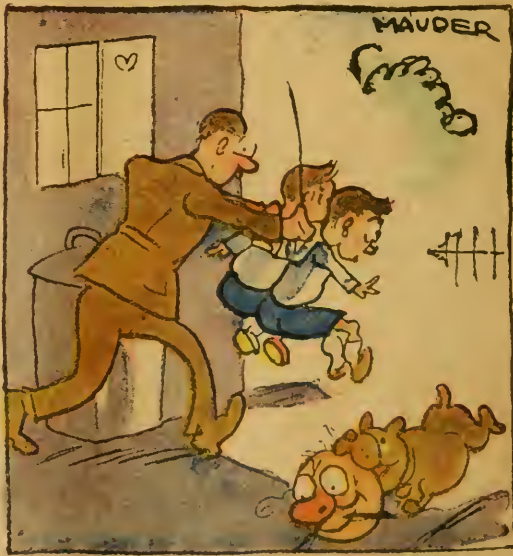
3. Der Moppel kriegt die Maske vor,
Wo gibt es Rangen, die noch roh'r?



4. Ein Schrei — zur Freude beider Kröten,
Die Tante wird der Schreck noch töten.



7. Er läuft, er jagt, er rast, er fliegt,
Und Stumpf und Stiel sind sehr vergnügt.



8. Zuleht, wie immer, gibt es Reile
Auf ein paar wen'ger edle Teile.

Der Mann, der sich auf eine Kanone

Ein waghalsiges Zirkuskunststück.

Das ist ein alter Zirkustrick. Schon Dein Vater hat ihn als kleiner Junge im Zirkus bewundert. Da steht ein Rohr, das einem Kanonenrohr ähnelt, auf einem Eisengerüst mit zwei Rädern. Vom Zuschauerplatz sieht es wirklich wie eine richtige Kanone aus. Jetzt springt der Artist aus dem Hintergrund hervor; er ist ein ganz kräftiger Geselle. Zwei Freunde packen ihn an den Füßen und am Kopf und stecken ihn vorn in die Öffnung der Kanonenröhre. Nun rutscht er mit den Beinen und dem Körper so weit in das Rohr hinein, bis nur noch sein Kopf aus der Vorfunkung heraussteht. Mit den Füßen steht er auf einer Platte, die sich am Abschluß des

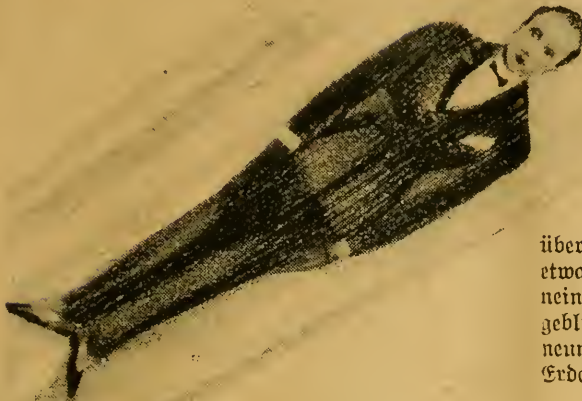
Rohrs befindet. Die Musik spielt einen Tusch. Gleich darauf bricht sie jäh mit einem Kesselpaukenschlag ab. Höchste Spannung! Einer der Helfer zieht an dem unteren Ende unserer Kanone. Damit bringt er eine ganz ungefährlche Pulvermasse zur ohrenbetäubenden Explosion. Dichter Rauch dringt in die Höhe. Gleichzeitig ist eine bisher zusammengepreßte Spiralfeder, auf der der Zirkusheld stand, zum Auseinanderdehnen gebracht worden. Die



Ein waghalsiges Zirkus-Kunststück: Ein Artist läßt sich aus einer Kanone schießen.

Feder sßt auf und schleudert somit den Mann aus dem Kanonenrohr in einer Richtung, die von den Schwerkraftsgesetzen bestimmt wird, nach oben. An einer vorher genau abgemessenen Stelle unter der hohen Zirkuskuppel ist ein Trapez befestigt. Dieses Trapez ist das Ziel des hochgeschleuderten Mannes. Schnell streckt er

Kanonu pfinßm läßt



meist, so daß sich der „Beherrscher der Lustkanone“ öfters in dem Schutznetz überschlug als oben am Trapez. Ein etwas besorgter Knabe, der ihn einmal, nein achtmal das gleiche Kunststück vergeblich ausführen sah, rief ihm beim neunten Absturz zu: „Bleib auf der Erde und nähre Dich redlich!“

beide Hände dem Trapez zu — und schon klammert er sich an der Eisenstange fest, um zwischen den neu ansehenden Klängen der Musik die aller schönste Musik für einen Artisten zu vernehmen: den Applaus . . .

Wie oft jedoch kommt es vor, daß der Artist in der Erregung das Trapez nicht glücklich erfassen kann, daß er nun abstürzt — in die Tiefe? Nein, da hat der Mutige sich natürlich unten nahe dem Boden ein Schnurnetz ausgebreitet, so daß er verhältnismäßig leicht fällt, wenn er Pech gehabt hat.

Ein anderer „Kanonenkönig“ hat erst vor wenigen Jahren in allen deutschen Zirkusgebäuden das größte Aufsehen erregt. Er war noch wegener als seine Vorgänger. Er ließ sich in eine große Kugel einschließen und mit dieser Kugel in die Luft unter die Kuppel schießen. Auf halbem Wege öffnete sich dann die Kugel und der lebende Inhalt sprang weiter in die Höhe, bis an das Trapez unter der Kuppel. Dieser wagemutige Scherz mißglückte jedoch



Ein ähnliches Zirkuskunststück, bei dem sich der Mann, in einer Kugel eingeschlossen, hochschießen läßt und auf halbem Wege aus ihr heraus auf ein Trapez springt.



Als die ersten Kartoffeln in Europa geessen wurden.

Aus einem alten Lesebuche
von 1835.

Die Kartoffeln kamen erst vor etlichen 100 Jahren aus Amerika nach Europa. Der berühmte Seefahrer Franz Drake schickte sie mit einem Brief an seinen Freund und schrieb: „Die Frucht dieses Gewächses ist so trefflich und nahrhaft, daß ich ihren Anbau für Europa sehr nützlich halte.“ Aber fast hätte sie der Freund des Seefahrers Drake aus seinem Garten wieder ausreißen und wegwerfen lassen. Denn er dachte, Franz Drake habe mit den Worten „Frucht“ die Samenknollen gemeint, die oben am Kraute hängen. Da es nun Herbst war, und die Samenknollen gelb waren, lud er eine Menge vornehmer Herren zu einem Gastmahle ein, wobei es hoch herging. Am Ende kam auch eine zugedeckte Schüssel, und der Hausherr stand auf und hielt eine

schöne Rede an die Gäste, worin er sagte: er habe hier die Ehre, ihnen eine Frucht mitzutheilen, wozu er den Samen von seinem Freunde, dem berühmten Drake, mit der Versicherung erhalten habe, daß ihr Anbau für England höchst wichtig werden könnte. Die Herren aus dem Parlamente kosteten nun die Frucht, die in Butter gebacken und mit Zucker und Zimt bestreut war, aber sie schmeckte abscheulich. Darauf urteilten sie alle, die Frucht könne wohl für Amerika gut sein, aber in England werde sie nicht reif. Da ließ denn der Guts herr die Kartoffelsträucher herausreißen und wegwerfen.

Aber eines Morgens im Herbst ging er auch durch seinen Garten und sah in der Asche eines Feuers, das sich der Gärtner angemacht hatte, schwarze, runde Knollen liegen. Er zertrat eine, und siehe, sie duftete so lieblich wie eine gebratene Kartoffel. Er fragte den Gärtner, was das für Knollen wären, und dieser sagte ihm, daß sie unten an der Wurzel des fremden, amerikanischen Gewächses gehangen hätten. Nun ging dem Herrn erst das rechte Licht auf. Er ließ die Knollen sammeln, zubereiten und lud die Parlamentsherren wieder zu Gaste, wobei er wohl wieder eine Rede gehalten haben mag, von der der Inhalt gewesen sein wird: daß der Mensch, wenn er bloß nach dem urteilt, was oben an der Oberfläche ist, manchmal gar sehr irren könnte.

Onkel Toldis Zitatenpreisrätsel

Eine neue Preisaufgabe des Heiteren Fridolin.

Liebe Freunde! Ihr wißt ja wohl alle, was ein Zitat ist. Ich hatte in meiner Jugend einen Freund, der sprach nur in Zitaten. Gingen wir spazieren, und wir kamen an einer Bank vorbei, auf der wir uns etwas ausruhen wollten, zitierte er die Stelle aus Wilhelm Tell's Monolog: „Auf diese Bank von Stein will ich mich setzen.“ Na, und dann saß er und kam sich sehr gebildet vor. Oder wenn die Schulklocke zu Ende war und die Schulklocke läutete, flüsterte er: „Leise zieht durch mein Gemüt liebliches Geläute.“ Ein andern Mal, als ich bei ihm zu Besuch war und mich mit ihm gezannt hatte, wollte ich gehen. Da lies er die Stelle aus „Wallenstein“: „Mag, bleibe bei mir! — Geh' nicht von mir, Mag!“ und da

mußte ich lachen, obwohl ich gar nicht Mag heiße, und blieb. Es war eben ein komischer Mensch, dem das Zitieren zur Gewohnheit geworden war. Neulich auf einer Reise gehe ich abends in ein Theater. Wer steht im Vorraum? Mein Zitatenfreund. Er erblickt mich, erkennt mich und ruft: „Wie kommt mir dieser Glanz in meine Hüttel“ Die Hütte war nämlich das Theater, in dem er Direktor war, und mit dem Glanz meinte er natürlich meine rote Nase. Na, wir feierten Wiedersehen, und bei dieser Gelegenheit fiel es mir ein, Euch solche komisch verdrehten Zitate als Preisrätsel vorzusetzen. Ihr seht hier drei Bilder, die drei Zitate aus bekannten Dichtungen komisch verdreht darstellen. Ich möchte Euch sogar verraten, daß alle drei



Onkel Toldis Zitatpreisrätsel:

Zitat Nr. 1: Welche Textstelle aus einer Dichtung von Schiller illustriert dieses Bild?



Zitat Nr. 2: Welche Textstelle aus einer Dichtung von Schiller illustriert dieses Bild?

Bilder Zitate aus Dichtungen von Schiller illustrieren. Ihr müßt nun nachdenken, was die Bilder bedeuten, und welche Textstelle aus Schillers Dichtungen zu dem betreffenden Bilde paßt, damit ein komischer Sinn entsteht.

Meine Preisfrage lautet nun: Wie heißen die drei Zitate? Als Hauptpreis für die richtige Nennung der drei Zitate setze ich diesmal wieder ein schönes Buch nach eigener Wahl im Werte von 80,— M. aus und außerdem zehn Trostpreise, nämlich je ein schönes Buch nach eigener Wahl im Werte von 50,— M. Wer die drei Zitate gefunden hat, schreibe sie auf eine Postkarte und sende sie frankiert und adressiert an folgende Adresse:



Onkel Toldis Zitatpreisrätsel:

Zitat Nr. 3: Welche Textstelle aus einer Dichtung von Schiller illustriert dieses Bild?

An die Preisrätselstube des Heiteren Fridolin, Berlin SW, Kochstr. 23.

Es darf aber außer dem Namen des Absenders und der drei gefundenen Zitate nichts anderes auf der Postkarte stehen. Wer sonst noch etwas mitzuteilen hat, schreibe es in einem besonderen Brief.

Die Lösungen müssen bis 15. April 1922 im Besitz des Heiteren Fridolin sein. Wer eine Lösung einschickt, unterwirft sich der Entscheidung der Preisrichter. Gehen nämlich mehr als elf richtige Lösungen ein, so muß unter den richtigen Einsendungen das Los entscheiden.

Also viel Vergnügen!

Onkel Toldi.

Nachricht von Laatsch und Bommel

Ein Brief der beiden Schlingel an den Heiteren Fridolin

Lebender Fridolin! Lammman ist auf schon
 schon. wir haben es in bald in Strafe für unsere
 losen Heimlich drückt. Aber schon jetzt schon bald
 haben wir. In neu Klause geht in der goldene
 Freiheit! Unser Lammman ist Klause/trauen
 Zeitfrist und kommt in ganze Galtfrucht, die
 die die Strafbauern mochten. Er geht, man kann
 und kann. Galtfrucht!! Die Galtfrucht an alle
 die Galtfrucht Lammman und wir!!
 Bommel



Königin Elisabeth von England war so sparsam, daß sie nur selbstgefertigte Kleider trug. Während sie am Tage die Regierungsgeschäfte erledigte, brachte sie halbe Nächte an der Nähmaschine zu.

Als Schillers Schauspiel „Der Sturm auf die Düppeler Schanzen“ in Metz zum erstenmal aufgeführt wurde, telephonierte Schiller mit Molière, um ihm zu gestehen, er habe nicht einmal so viel Geld, um vierter Klasse nach Metz zu fahren.

Das wertvollste Stück in der berühmten Briefmarkensammlung des bekannten Millionärs Rothschild ist die Marke von dem ersten Briefe des Apostels Paulus an die Epheser.

Von Goethes japanischer Reise erscheint demnächst eine neue Ausgabe, geschmückt mit

photographischen Aufnahmen, die Goethe damals selbst von den schönsten Stätten Japans gemacht hat.

*

April! April! liebe Freunde. Königin Elisabeth konnte gar nicht Nähmaschine nähen, denn die Nähmaschine wurde erst 1850, also 247 Jahre nach ihrem Tode, erfunden. Und Schiller hat schwerlich eine Verbindung mit Molière gesucht, denn der starb bereits 1673 und wußte ebenjowenig etwas von Telephon, Eisenbahn und dem Sturm auf die Düppeler Schanzen, wie Schiller. Auch Apostel Paulus hat nichts von der Briefmarke gewußt, ebensowenig wie Goethe einen photographischen Apparat kannte. Seine Reise nach Japan ist frei erfunden von Fridolin.

Rätsel-Ecke

Verstetkräftel.

Bewerbung — Wandel — Ferne — Feind — Begriff — Rubens — Agram — Lebtag — Rafael — Molltonart — Geselle — Abstieg — China — Leine.

Aus jedem der 14 Wörter sind je drei aufeinanderfolgende Buchstaben zu nehmen, die aneinandergereiht ein Sprichwort ergeben.

Druckfehler.

Die beiden ersten picken,
Die beiden letzten blicken.
Das Ganze kommt vom Drücken,
Tut Schmerzen sehr und zwicken.

Schlagfertig.

„Gewiel“ schrieb Frißchen statt „Gewühl“.
Der Lehrer hatte kein Gefühl
Für neue Schreibart, sondern sprach:
„Für diesen Fehler bleibst Du nach!“
„Der ist“, brummt Friß, „nicht allzu groß,
Ein Millimeter fehlt ja bloß,
Schieb' den ich meinem Worte ein,
Wird's richtiges Gewühl gleich sein.“

Eisbärenrätsel.

Aus den Eisbären:

hi — dot — a — fa — fal — ge — gott —
ke — hi — hi — muk — ne — o — o — po
— ra — ro — staff — to — trecht — um —
um — u — van — re

sind 9 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein bekanntes Sprichwort ergeben. Die Wörter bedeuten: 1. Stadt in Holland. 2. Böhmischen Schutzpatron. 3. Einspruch. 4. Teil der Bibel. 5. Metall. 6. Griechischen Schriftsteller. 7. Staat in Nordamerika. 8. Eine Shakespearesche Figur. 9. Holzblasinstrument.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 11:

Eisbärenrätsel.

Ich und du, Müllers Kuh,
Müllers Esel, das bist Du!

1. Ilmenau. 2. Celle. 3. Hobel. 4. Urteil.
5. Rette. 6. Dreier. 7. Demosthenes. 8. Unke.
9. Markus. 10. Ulme. 11. Eichel. 12. Lapp-
- land. 13. Lama. 14. Ehrenpreis. 15. Reiseforb.
16. Simili. 17. Kaukasus. 18. Universität.
19. Helgoland. 20. Marabu.

Scherzrätsel: Hufe—a.

Fridolins Lachkabinett



„Karlschen, kannst Du mir eine Eigenschaft des Wassers sagen?“

„Wenn man sich damit wäscht, wird es schwarz.“

*

„Warum bist Du nicht zur Schule gekommen?“

„Auf unserer Straße waren Pflasterarbeiter. Und als ich vorbeigehen wollte, rief einer: Paß auf! — Da habe ich den ganzen Vormittag aufgewacht.“

*

Bei Tisch steht auf einmal der kleine Peter auf und schlägt mehrere Purzelbäume. Die ganze Familie ist entsetzt, doch Peterchen erklärt: „Ich habe nämlich vergessen, meine Medizin in der Flasche zu schütteln, ehe ich sie eingenommen habe, nun tue ich's eben nachher!“

Der kleine Max ging mit seinem Vater einmal auf das Land. Es war im Herbst, und sie kamen an einem Stoppelfeld vorüber. Als Mädchen dies sah, brach er in ein Freudenheulen aus. Sein Vater war darüber sehr erstaunt und fragte Max, was der Grund seines Entzückens sei, worauf Mädchen begeistert antwortete: „Ach, Vater! Guck' doch nur einmal! Jetzt weiß ich doch endlich, wo die Streichhölzchen wachsen!“

*



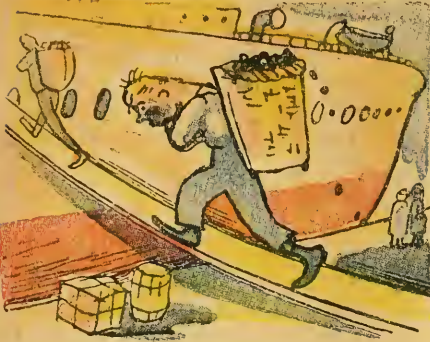
Der Vater hat etwas geschlafen, die Kinder machen Lärm. Während reißt der Vater die Tür auf: „Was macht Ihr denn für Lärm? — Wer hat denn jetzt eben am lautesten geschrien?“ — Peter: „Du, Papa!“

*

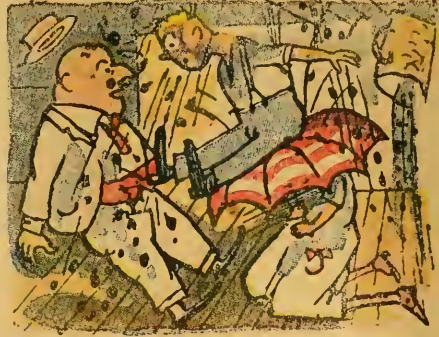
Lieschen: „Mutter, gib mir doch ein Stückchen Kuchen, ich bring' den Kaffee so trocken nicht runter.“

Benjamin Pampe, der alle 14 Tage einen neuen Beruf sucht!

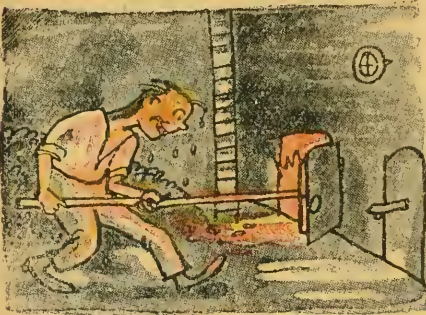
Pampe versucht's als Heizer auf einem Amerikadampfer. Zeichnungen von Ast.



1. Solange ihn die Sohlen tragen,
Sieht man den Pampe Kohlen tragen.



2. Jedoch auf schmalem Weg — zu dumm,
Plagt er hinein ins Publikum.



3. Drauf sieht man ihn das Feuer schüren
Bis zu den höchsten Reaumuren.



4. Der Kessel glüht, und nicht zu knapp,
Im Wasser kühlt der Kopf sich ab.



5. Der Kessel plagt, er hielt's nicht aus,
Das Schiff geht in die Luft — o Graus!

6. Freund Pampe glückt es, zu entflieh'n.
Auch dies war nichts für Benjamin.
Fortsetzung in 14 Tagen.

Der seitere Fridolin



Auf Seite 13 eine
Preisauflage
**„Das verrückte
Gedicht“**

1000 PREISE!

Jeder darf mitraten!

HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPOL

TEUER



DEPATHE

Unheimlich rauschte der Fluß . . . Manuco suchte den Esel zu packen.
(Zu der Erzählung auf der nächsten Seite: „Manuco und seine Esel.“)



MANUCO UND SEINE ESEL

Eine wahre Geschichte aus Bolivien von Colin Ross.

Manuco trieb seine Esel vom Sonntagsmarkt in La Paz heim. Sie waren den ganzen Tag unterwegs, aber die Gantiere trabten unermüdlich; sie wußten ganz genau, wenn sie sich eilten, kamen sie früher daheim an und hatten dann einen ganzen Tag Rast, ehe sie wieder die schweren Fruchtlasten in die Hauptstadt schleppen mußten.

Manuco trottete hinter seinen Tieren. Auch dem Indianerjungen lag daran heimzukommen. Noch aus einem anderen Grunde. Immer wieder sah er sorgenvoll zum Himmel hinauf. Der hing voller Wolken. Es war schon spät im Jahr. Die Regenzeit mußte jeden Tag losbrechen.

„Geh nicht mehr,“ hatte ihm der alte Ciso gesagt. „Das Wasser wird vom Himmel fallen, und der Fluß wird Dich fressen.“ — Aber Manuco war doch gegangen. Es kamen nicht mehr viele Apfelsinen und Zitronen auf den Markt, und die Preise dafür waren hoch. Verkaufte er noch diesmal seine Früchte gut, so hatte er so viel, daß er sich einen dritten Esel kaufen konnte, vielleicht sogar ein Maultier.

Im Laufen überzählte er immer wieder seinen Schatz, den er sorgfältig im Halstuch gefnotet trug. Zu einem Maultier würde es doch nicht ganz langen; vielleicht wenn er einen seiner beiden Esel in Tausch gab; aber sofort verwarf er diesen Gedanken wieder. Von

Quilco und Zama konnte er sich nicht trennen; mit ihnen war er aufgewachsen. Er liebte sie beide, besonders aber Quilco, das Leittier.

„Se, Quilco!“ rief er. Man mußte einmal wieder durch den Fluß, den der Weg immer wieder kreuzte. Ein Stückchen weiter abwärts war die Furt. Aber er hätte gar nicht zu rufen brauchen. Quilco fand ganz allein den richtigen Einstieg ins Wasser; so klug war er.

Es wurde Abend. Die Eisspitze des Illimani, die ab und zu in blendendem Weiß über den braunen Felswänden des engen Tales aufleuchtete, wurde rosenrot, verblaßte und ging in ein tiefes, nachtkaltes Violett über. Manuco und seine Tiere trabten noch immer. Der Indianerknabe wollte heute noch durch die Klamm. Kam er hindurch, ehe der Regen einsetzte, war er gerettet.

Als sie die Schlucht erreichten, wo sich der Felsen so zusammenzwängt, daß kein noch so schmaler Uferrand bleibt, und der Weg mitten im reißenden Wasser läuft, brach der Regen los. Einen Augenblick zögerte Manuco, dann trieb er die stehenden Tiere an. Es war der erste Regen im Jahr, er konnte nicht lange anhalten.

Bis über den Gürtel ging ihm das Wasser. Es war eiskalt. Nach fünf Minuten waren sie alle drei durch die Klamm hindurch, pudelnass, aber unversehrt. Sie eilten längs des Flusses weiter. Sein Wasser schwoh an, bekam

weiße Köpfe und begann unheimlich zu gurgeln.

Manuco lief und lief. Der Schweiß rann ihm vom Leib, aber trotzdem war er eiskalt. Der Regen wollte nicht aufhören, und Manuco mußte noch durch eine zweite Klamm. Stiegen die Wässer zu hoch, so war er im Talfessel zwischen den beiden wassergefüllten Schluchten eingeschlossen.

Sie liefen. Manuco brauchte seine Tiere nicht anzutreiben. Sie liefen einen kurzen, armseligen Galopp. Es regnete und regnete, ohne aufzuhören.

Schon ehe sie vor der zweiten Klamm aufkamen, hörte Manuco die Wasser toben. Er wußte, es war unmöglich hindurchzukommen. Sie waren verloren. Hielt der Regen an, so war binnen 24 Stunden der ganze Talfessel mit Wasser gefüllt.

Nur eine Rettung gab es noch. Die Felswände hinauf führte ein schmaler Kletterpfad. Aber bestenfalls würde er sich allein da hinaufschwingen können. Die Tiere mußte er in jedem Falle zurücklassen. Es gab keine Zeit zu überlegen. So schwer es ihm wurde. Er umarmte Zama und Quileo, drückte jedem einen langen Kuß auf die rosige, feuchte Schnauze und stieg an, den Felsen hochzuklettern, aber Quileo und Zama liefen ihm nach. Und als sie nicht weiter konnten, sangen sie kläglich zu schreien an.

Manuco hielt im Klettern inne und sah sich um. „S-a,“ klagte Quileo, „warum verlässest Du

uns?“ Manuco sah Quileos traurige Augen. — Nein, er konnte ihn nicht verlassen. Er glitt den Felsen wieder hinunter.

Quileo rieb die Schnauze an seiner Schulter. „Los, los, Quileo, wir müssen laufen! Vielleicht kommen wir noch durch.“

Das Wasser ging ihm über die Brust. Es wurde stockdunkel zwischen den engen Felswänden. Unheimlich rauschte der reißende Fluß. Manuco suchte Quileo. Er fühlte, wie das Tier keinen Grund mehr unter den Füßen hatte und zu schwimmen begann. Jetzt hoben auch ihn die Wasser hoch. Er hörte ein jämmerliches Schreien: Zama trieb an ihm vorbei. Manuco umklammerte Quileos Hals. Mit dem anderen Arm ruderte er aus Leibeskräften. „Tata, Tata, hilf uns,“ betete er. „Rette wenigstens Quileo und mich!“

Tapfer kämpfte der Esel. Glücklich fühlte er seine Schnauze an der Wange des Knaben. Da riß sie beide der Strudel mit sich fort.

Eine Woche lang ging der alte Cisco an die Ufer des Flusses, den der Regen in einen Strom verwandelt, und schaute nach seinem Enkelklaus. Am achten Tag trieben zwei

Leichen an: Es waren Manuco und Quileo. Der Arm des Jungen war um den Hals des Esels verkrampft.

Cisco begrub sie in einem Grab. Aus Wachs knetete er zwei Figuren, einen Mann und einen Esel, und stellte sie auf den Hügel, damit die bösen Geister die Seelen der Toten in Frieden lassen möchten.



Das Grabmal Manucos.

An meine Leser!

Euer „Fridolin“ kostet von heute ab 50 Pf. mehr! Das ist traurig, aber leider nicht zu ändern, weil Papier und Druck so teuer geworden sind. Und dann die Benzinpreise für meinen Delphin-oweh! Fridoline!

Was sind lebenswichtige Betriebe?

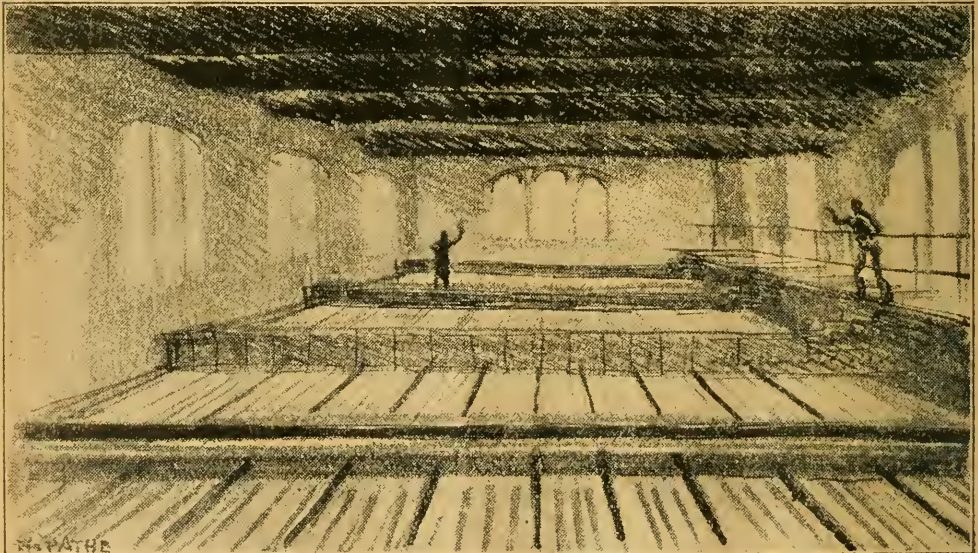
1. DAS WASSER

Sein Weg durch die Wasserwerke bis zum Küchenschahn.

Von Arthur Fürst.

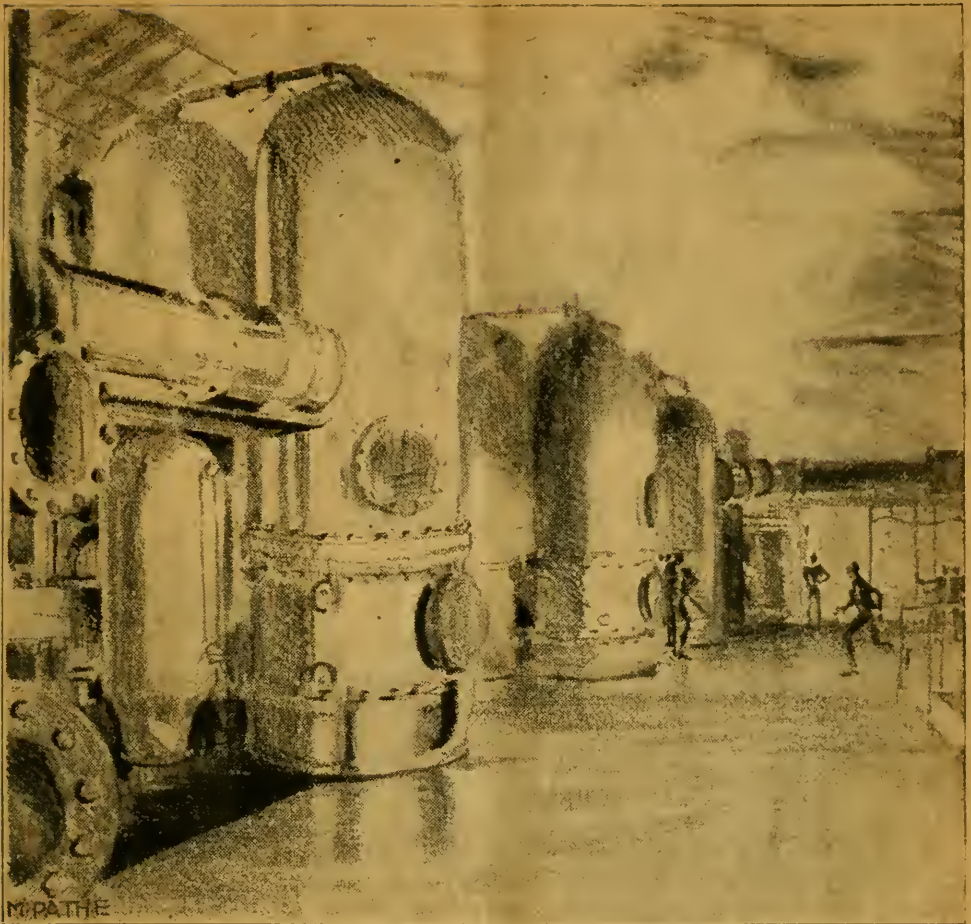
Wenn man tüchtigen Durst hat, gibt es nichts Besseres, als einen Trunk klaren Wassers. Das mundet, obgleich es doch eigentlich nach gar nichts schmeckt, besser als der herrlichste Leckerbissen von der Tafel eines indischen Maharadschas. Und nichts ist einfacher, als sich mit dieser Köstlichkeit zu versorgen. Man braucht nur an die Wasserleitung zu gehen und den Hahn aufzudrehen. Daß man alsdann das untergehaltene Gefäß mit der kristallinen und gesundheitlich völlig unschädlichen Flüssigkeit füllen kann, ist so selbstverständlich wie das Aufgehen der Sonne am Morgen. Man hat das Gefühl, die Natur selbst lasse den reinen Quell aus der Wand hervorsprudeln. Nur wenn einmal großer Streik ist, wie vor kurzer Zeit in Berlin, dann wird am Versiegen der Hähne plötzlich bemerkbar, daß es sich hier doch um Menschenwerk handelt. Die Wasserwerkerarbeiter feiern — und da geht das sprudelnde Raß plötzlich aus!

Das Wasserwerk! Das ist irgendein großes Gebäude am Ende der Stadt mit hohem Schornstein, um das man gewöhnlich herumgeht, ohne es irgend zu beachten. Was klimmert es uns, was die Leute da drinnen schaffen! Und doch sind die Arbeiten im Wasserwerk für jeden einzelnen in hohem Maße wichtig. Umschließen die Mauern dieser Anlage doch eine Art Fabrik, die sozusagen für die Gesundheit der Stadt sorgt. Denn nichts vermag leichter die Ausbreitung verheerender Krankheiten zu bewirken, als ungenügende Pflege des Trinkwassers, das der menschliche Körper für seine Erhaltung gerade so wenig entbehren kann wie die Atemluft. Ungereinigtes Wasser zu trinken, ist immer gefährlich. In Ländern, wo eine wenig gebildete Bevölkerung das Trinkwasser unmittelbar aus den Flüssen oder Seen zu entnehmen pflegt, bricht immer wieder eine Typhus- oder Cholera-Epidemie aus.



Im Wasserwerk einer großen Stadt:

Der Raum, in dem das gewonnene Grundwasser durch eine kunstvolle Röhrenanlage von seinem Eisengehalt befreit wird (Enteisungsraum).



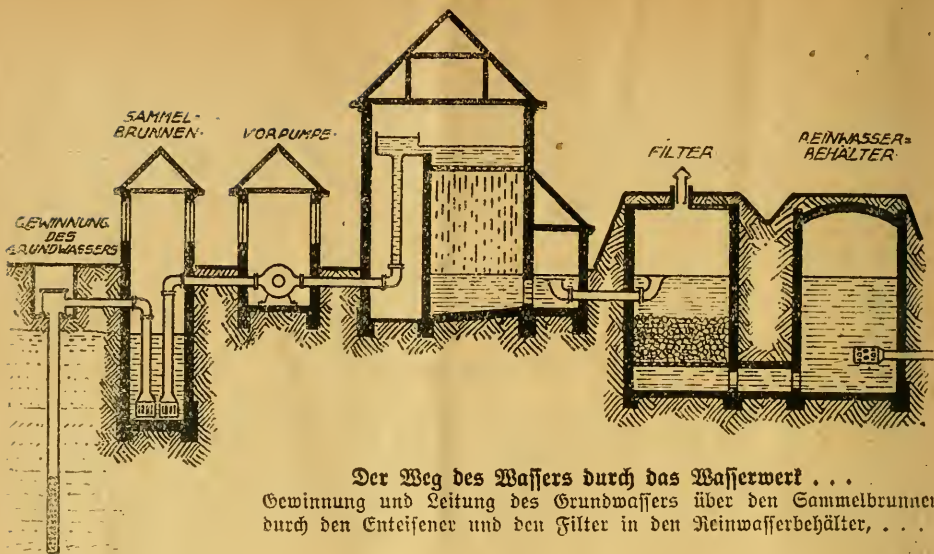
Im Maschinenaal des Wasserwerks:

Die hohen Behälter, in die das gereinigte Wasser hineingepumpt wird, damit ein gleichmäßiger Druck in den Wasserrohren erzeugt wird.

Solch ein städtisches Wasserwerk schöpft zunächst Rohwasser auf, wie die Natur es darbietet. Aber nicht die zutage liegenden Bäche, Flüsse oder Seen bilden die Quelle, weil sie meist zu stark verschmutzt sind. An geeigneter Stelle, meist in der Nähe eines Gewässerrandes, sind viele eiserne Rohre tief in den Boden eingesenkt. Sie durchstechen zahlreiche Erdschichten, bis sie das Grundwasser erreicht haben, das, mit feinem Sand durchmischt, einen ungeheuren unterirdischen See bildet. So wie die Darstellung auf Seite 6 ganz links es zeigt, läuft aus einem solchen Rohrbrunnen das Grundwasser ganz von selbst in den großen Sammelbrunnen, denn das zweimal rechtwinklig gekrümmte

Rohr stellt einen Heber dar, der, wenn er einmal angesaugt worden ist, ständig Wasser emporzieht.

Hierauf beginnt die Arbeit der Vorpumpe, die mittels eines durch Dampfkraft getriebenen, hin und her gehenden Kolbens das Rohwasser aus dem Sammelbrunnen saugt und es in das höher liegende Becken des Enteisenerers drückt. Dieser besteht, wie es das Bild auf Seite 4 zeigt, aus vielen wagenrecht liegenden Röhren, die reichlich durchlöchert sind. Wie aus einer Brause regnet das Wasser fein verteilt in den darunter liegenden Raum. Diese Zerstäubung ist notwendig, weil das natürliche Wasser, so erstaunlich das klingen mag, stets eine Menge



Der Weg des Wassers durch das Wasserwerk . . .

Gewinnung und Leitung des Grundwassers über den Sammelbrunnen durch den Enteisener und den Filter in den Reinwasserbehälter, . . .

Eisen enthält. Kommt nun das Wasser, wie es in der Traufe des Enteiseners geschieht, gründlich mit Luft in Berührung, dann wandelt der in ihr enthaltene Sauerstoff das gelöste Eisen in einen festen Stoff, der ausfällt und auf den Boden des Beckens niedersinkt. Das in dem Raum rechts neben dem Enteisener stehende Wasser ist alsdann ausreichend eisenfrei. Es läuft von selbst durch ein Verbindungsrohr zum Filterraum hinüber. Hier liegt auf einem Rost von riefiger Ausdehnung eine hohe Schicht sorgfältig gereinigten Sandes. Das Wasser muß, um auf den Boden des Filterraumes zu gelangen, durch diese Schicht hindurchdringen. Die scharfkantigen Sandkörner lassen zwischen einander nur äußerst feine Kanälchen frei, die noch viel dünner sind als ein Frauenhaar. Jegliche Beimengung, die das Wasser enthält, es mögen Schwemmstoffe oder auch Bakterien sein, bleiben in diesen Kanälen hängen. Nur die völlig reine, von allen unerwünschten Beimengungen befreite Flüssigkeit gelangt hindurch. In den Reinwasserbehälter kommt daher völlig einwandfreies, zum Gebrauch fertiges Trinkwasser.

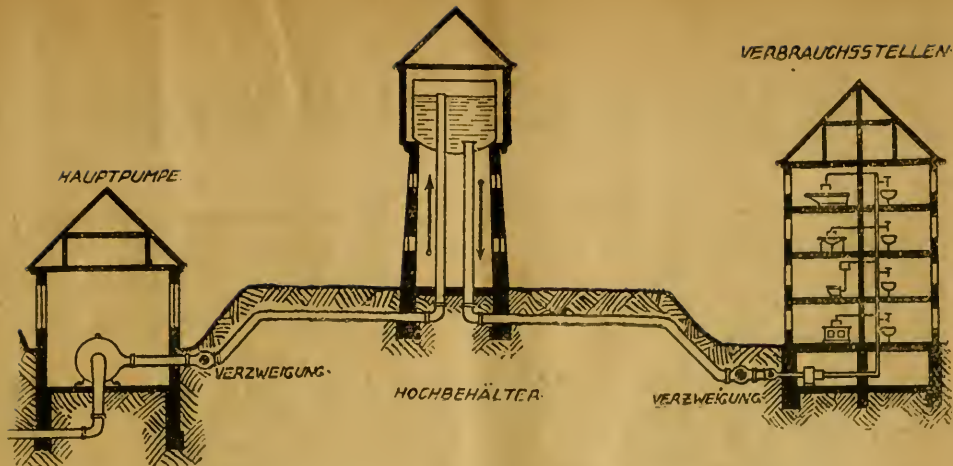
Nur ihm fangen die Hauptpumpen, gewaltige Maschinen, die viele tausend Pferdestärken für ihren Antrieb brauchen, und von denen jede einzelne so groß ist, daß sie in einem gewöhnlichen Zimmer nicht Platz fände. Große zylindrische Gefäße sind hinter den eigentlichen Pumpen angebracht, in

denen das geförderte Wasser sich zunächst sammelt. (Bild Seite 5.) Durch diese Zwischenvorrichtung wird bewirkt, daß der Druck im anschließenden Rohrnetz immer gleich ist, daß also das Wasser aus den Hähnen stets mit der gleichen Geschwindigkeit fließt.

Die Rohre der Wasserleitung, die sich in der Stadt verzweigen, sind zunächst Röhren von solcher Größe, daß ein Mann noch hineinkriechen könnte; dann werden die Querschnitte immer kleiner, bis sie als Zuflüsse, nicht dicker als ein Arm, in die einzelnen Häuser hineingehen. Das ganze Netz ist streng geschlossen, damit keine Verunreinigung hineinkommen kann.

Nur an einer Stelle muß eine Durchbrechung vorhanden sein. Denn es ist ja klar, daß der Wasserverbrauch in einer Stadt von Stunde zu Stunde stark wechselt. Des Morgens, wenn Tausende und aber Tausende sich waschen, wird viel gezapft, desgleichen gegen die Mittagszeit, wenn in den Küchen das Essen aufgesetzt, und auch nachher, wenn das gebrauchte Geschirr gewaschen wird. Dazwischen liegen Stunden geringen Bedarfs. Der Maschinenmeister im Wasserwerk weiß das natürlich, und er läßt die Pumpen in Zeiten, die nach seiner Erfahrung starken Wasserverbrauch bringen, schnell arbeiten, zu anderen Stunden langsamer. Auf diese Art werden große Schwankungen ausgeglichen.

An einer hochliegenden Stelle der Stadt ist auf der Höhe eines Turms, des Wasserturms, ein großes Becken angebracht. Es wird



... bis in die Wohnung zum Küchenhahn:

... vom Reinwasserbehälter in die Hauptpumpe, von der das gereinigte Wasser in das Wasserrohr-
netz der Großstadt gelangt. Der Hochbehälter (Wasserturm) sorgt für den Ausgleich bei mehr oder
minder starkem Wasserverbrauch.

aus dem senkrecht aufsteigenden Zuleitungs-
rohr gefüllt, wenn der Druck im Netz so hoch
gestiegen ist, daß er das Wasser bis auf die
Turmhöhe schaffen kann. Setzt plötzlich ein

Großbedarf ein, dann läßt zunächst der Zu-
halt des Hochbehälters in die Rohre und sorgt
für Aufrechterhaltung des Drucks, bis die
Pumpen nachkommen.

Ein neuer Mitarbeiter ist da!!

Der berühmte Erfinder Professor Pechmann, das neue Redaktionsmitglied des „Seiteren
Fridolin“, dessen hochinteressante Erfindungen hier veröffentlicht werden sollen.

Liebe Freunde! Ich stelle Euch
heute ein neues Redaktions-
mitglied, Herrn Professor Pech-
mann vor, dessen vielfache Er-
findungen Euch sicherlich viel
Spaß machen werden. Sein Eifer
und sein Fleiß, mit denen er
über alle möglichen Neuerungen
nachdenkt, ist staunenswert. In
seinen Koffern befinden sich die
seltsamsten Entwürfe und Pläne,
die er beabsichtigt, auszuführen.
Er ist erst kürzlich aus Amerika,
wo er sich durch seine Erfindun-
gen einen großen Namen ge-
macht hat, zurückgekehrt. Von
Gestalt zwar klein, an Verstand



jedoch oho, zeigt er stets ein
freundliches und liebenswürdi-
ges Wesen und ist durch nichts
aus seiner Ruhe zu bringen.
Unbeirrt führt er jeden einmal
gefaßten Gedanken durch, selbst
wenn dabei sein Leben in
Gefahr gerät. Bald wird ihn in
Deutschland jedes Kind kennen.
Wir werden von Fall zu Fall,
nämlich immer, wenn Professor
Pechmann eine neue Erfindung
gemacht hat, diese im „Seiteren
Fridolin“ veröffentlichen. Die
erste Erfindung folgt auf der
nächsten Seite.

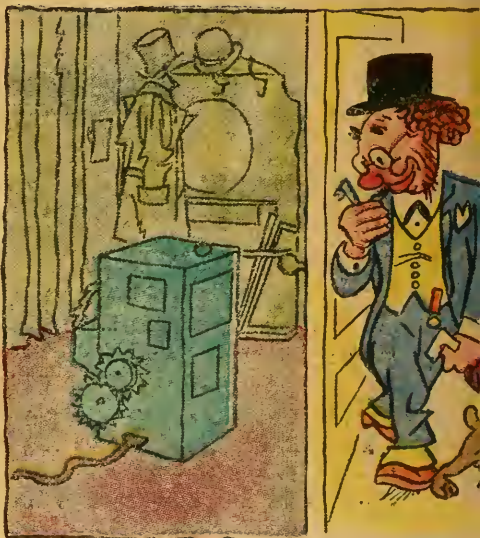
Euer Fridolin.

DIE ERFINDUNGEN DES

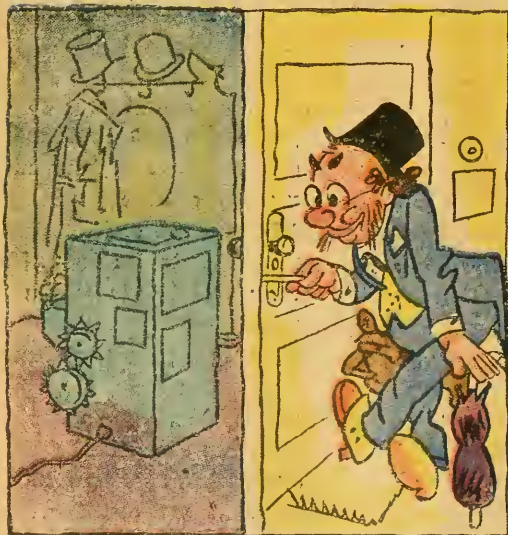
I. Die



1. Endlich ist das Werk gelungen!
Nun wird jeder Dieb bezwungen.



2. Ruhig kann man bummeln gehn,
Denn zuhause kann nichts geschehn.



5. Mühsam öffnet er . . . Indessen
Hat er sein Patent vergessen.



6. Plötzlich, ach! Was für ein Stoß?
Fechmanns Apparat geht los.

PROFESSOR PECHMANN

besfalle.



3. Froh die Freunde ihn begrüßen,
Um sein Werk nun zu „begießen“.



4. Drauf der Heimweg wird ihm schwer ...
Mond und Sterne wackeln sehr.



7. Ritsche — ratsch — pardaus und bumm
Fliegt er selbst im Kreis herum.



8. Beinah' wär' er umgebrungen,
Weil sein Werk 'so schön gelungen.

Fortsetzung in 14 Tagen.

Schlangenbeschwörer

Ein unheimlicher Beruf

Von allem Anbeginn an herrscht uralte, geheimnisvolle Feindschaft zwischen der Schlange und dem Menschen. In den Mythen und Sagen aller Völker kommt dieses Empfinden deutlich zum Ausdruck. Man fürchtet die Schlange, haßt und tötet sie; oder verehrt sie, um sie freundlich zu stimmen. Man bringt ihr Opfer dar und hält sie wie eine Gottheit. Und wie sie tötet, so glaubt man vielfach, versteht sie sich auch aufs

Heilen. Askulap, der griechische Gott der Heilkunst, hat als Abzeichen einen Stab, um den sich die Schlange windet, und dieser „Askulapstab“ ist ja bis heute noch das Symbol der Ärzte geblieben. Im alten Aegypten war die Schlange das Sinnbild der Herrscherwürde, und wir finden sie deshalb als Stirnschmuck fast aller Gottheiten und Könige des Pharaonenlandes. Das Volk aber hielt Nattern als glückbringend



Ein unheimlicher Beruf: Schlangenbeschwörer.

Ein Hindu leckt mit leisem Pfeifen eine Kobra aus ihrem Erdloch hervor.

im Hause und verstand sie zu zählen, so daß die Schlangen auf ein Schmalzen mit den Fingern herbeigetrochen kamen und sich vom Tische Lederbissen holten. Auch im alten Rom wurden „heilkräftige“ Schlangen vielfach in den Häusern und Schlafräumen gehegt. In den Sagen unserer Vorfahren begegnen wir der Schlange gleichsam auf Schritt und Tritt. „Wintwürmer“ — und die altdeutschen Wörter „Mint“ und „Wurm“ bedeuten beide „Schlange“ — speien Feuer, hüten Schätze oder bewachen geraubte



Indischer Schlangenbeschwörer, der die Kobra nach den Tönen seiner Flöte tanzen läßt.

Jungfrauen. Der Ottertönig des Märchens trägt eine Krone auf dem Haupte, die Sieg verleiht. Der Alte Fritz, erzählt das Volk in Ostpreußen, hat eine solche Krone besessen, die ihm ein mutiger Dragoner verschafft hatte. Bei den Hopi- und Moki-Indianern in Arizona werden alljährlich große Schlangenfeste gefeiert, bei denen die tanzenden Medizinmänner lebende Klapperschlangen

zwischen den Zähnen halten; freilich hat man der gefürchteten Schlange vorher die gefährlichen Giftzähne sorgfältig ausgebrochen. Nirgends aber steht heute der Kultus der Schlange so in Blüte wie in dem alten Wunderlande Indien, wo die Schlangenbeschwörer denn auch wie Priester verehrt werden. Die gefürchtete Brillenschlange oder Kobra gilt hier als ein hochheiliges

Tier. Der Beschwörer weiß das Tier in seinem Schlupfwinkel aufzuspüren und geschickt zu fangen. Er packt dabei die Schlange mit blitzschnellem Griff am Schwanz und schleudert sie, aufspringend, mit kräftigem Schwunge über dem Kopf im Kreise herum, so daß sie nicht zubeißen kann. Im rechten Augenblick faßt er dann die von dem Herumwirbeln betäubte Kobra am Hals, drückt zu, so daß die Schlange den Rachen öffnet, und bricht ihr nun mit einer kleinen Zange die Giftzähne aus. Den zur Schau gestellten Kobras sind wohl regelmäßig die Giftzähne ausgebrochen, häufig auch die Giftdrüsen ausgebrannt; das grünlich gelbe Schlangengift schäumt übrigens, auf der Haut verrieben, wie Seife. Schlangenbeschwörer gehören geradezu zum Alltagsbilde des indischen Vorlebens. Es sind meist auffällig gekleidete, langbärtige Leute in schmierigem Turban. In flachen, geflochtenen Körben führen sie die Schlangen mit sich; daneben tragen sie die zum „Beschwören“ nötigen Instrumente: eine kleine, sanduhrförmige Handtrommel, in der durch Schnur befestigte Steinchen zum Klappern gebracht werden, und die merkwürdige Rohrflöte, die ganz seltsam näselnde und quäkende Töne von sich gibt. Im Dorfe angelangt, macht der Schlangenbeschwörer vor irgendeiner der Behmhütten halt, ein Genosse beginnt zu klappern, ein dritter bläst die Flöte. Sofort sammeln sich Jung und Alt zum Schauspiel um die Gesellen. Jetzt öffnet der Korbtäger seine Behälter, und die zusammengekrüppelten Schlangenleiber werden sichtbar. Mit einem Stäbchen berührt er eine der Kobras, und wie nun die Flöte immer aufreizender ihre einförmige Melodie näselnd und gellend, richtet sich die Schlange auf, hebt den Kopf, biegt ihn vor, züngelt und bläht den Hals zur Scheibe, daß die weißliche Brillenzeichnung deutlich hervortritt. Hin und her wiegt sie den Kopf, stößt ihn in jähem Angriffe vor, zieht ihn zurück, duckt sich, stößt ihn züngelnd und zischend mit erneuter Wut gegen den Beschwörer. „Die Kobra tanzt,“ rufen die staunenden Zuschauer freudig. Auch eine zweite, eine dritte Schlange beginnt sich zu wiegen, kriecht auch wohl aus dem Korbe heraus, auf den Flötenbläser zu; ein Schlag mit dem Stabe läßt sie zurückweichen, sie bäumt sich und spreizt die Brillenschilder vom Hals. Die Melodie wird ruhiger, die gellenden Töne werden leiser und leiser, ersterben, die Schlangen sinken gleichsam in sich zusammen,

kriechen in die Körbe und ringeln sich schläfrig zusammen. Im August wird überall in Indien als wahres Volksfest, eine „Schlangenfeier“, veranstaltet. Alles pukt sich, legt Festtagskleider an und zieht hinaus in den Busch, vor Erdhöhlen, wo man Schlangen hausend vermutet und stellt dort Schalen mit Milch als Opfergabe nieder.

Dr. Adolf Heilborn.



Was Excellenz Goethe alles auf die Reise mitnahm

Wenn man heute von Weimar in die Schweiz reisen will, ist das gar nichts. Man legt sich im Schlafwagen zur Ruhe. Am andern Morgen ist man in Basel.

Goethe brauchte allein vier Tage, als er im August 1797 von Weimar nach Frankfurt reiste. Mit der Post natürlich. Was er damals als Reisegepäck mit sich führte, hat er getreulich aufnotiert. Und zwar:

„An Wäsche: 8 Tagehemden, 4 Nachthemden, 4 Paar Unterhosen, 12 Paar Unterstrümpfe, 10 Taschentücher, 8 Halsbinden, 6 Handtücher, 3 Servietten, 3 Mützen, 2 Leinwandwestchen, 1 Pudermantel, 1 Puderschürze, 2 Paar schwarze Strümpfe, 3 Paar graue, 2 Paar wollene.

An Kleidern: Frack, Sommerüberzieher, 4 weiße Westchen, 1 Paar schwarzseidne Beinkleider, 1 wollenes Nachtwestchen, große Reithosen, Strumpfbänder, Manchesterhosen, graue Zeughosen.

Schuh: 1 Paar Bänderschuh, 1 Paar Schnallenschuh, Schnallen, 2 Paar Stiefel, warme Pantoffel, Fußzeug.

Schreibmaterialien, Rasierzeug, Frisierzeug, Schokolade, Gefäß, wollne Decke.

Von diesen kommt im Mantelfack: 2 Tagehemden, 1 Nachthemd, 4 Paar Strümpfe, 1 Taschentuch, 1 Serviette im Wagen, 1 Mütze, 1 Nachtwestchen, ein weißes Westchen, Pantoffel, Rasierzeug, Frisierzeug, Schokoladenkanne.“

Allerhand für die kleine Reise, die man heute in ein paar Stunden zurücklegt.

EINE NEUE PREISAUFGABE

Das verrückte Gedicht

Onkel Toldi hat ein ultiges Frühlingsgedicht gemacht, für dessen richtige Zusammenfügung 1000 Preise ausgesetzt sind. Wer fügt das Gedicht richtig zusammen?

Liebe Freunde!

Ihr werdet Euch sehr wundern, schon wieder eine neue Preisaufgabe im „Seiteren Fridolin“ zu finden. Onkel Toldi hatte eben inzwischen wieder mal einen spaßigen Einfall, den er Euch hier als Preisaufgabe vorsetzt. Er hat nämlich kürzlich entdeckt, daß er auch dichten kann, und das kam so: Draußen zwitscherten die Schwalben, und auch Toldis Schnupfen, der sich jedes Jahr zur bestimmten Zeit bei ihm einstellt, war wieder da. Daran erkannte er, daß es Frühlings war. Er griff zur Feder und verfertigte ein Gedicht, worin er in selten schönen Worten den Frühling pries. Raum war er aber mit seinem Werke fertig, als ihm der spaßige Einfall kam, zu sehen, ob er nicht die einzelnen Zeilen des Gedichtes miteinander verwechseln könne. Gedacht, getan! Und tatsächlich entstand ein Gedicht, das wohl zu den drolligsten Gedanken gehört, die Onkel Toldi jemals ausgedacht hat. Ihr findet hier das verrückte Gedicht abgedruckt, das Euch sicher viel Spaß, aber auch viel Kopfzerbrechen machen wird.

Onkel Toldi bittet Euch nun, die durcheinander geschüttelten Zeilen an ihren richtigen Platz zu setzen, so daß das Gedicht wieder Sinn und Verstand bekommt.

Für die ausgesetzten Preise hat der Seiteren Fridolin diesmal ganz besondere Spenden gestiftet. Es tut ihm jedesmal sehr leid, wenn er auf die vielen richtigen Lösungen immer nur wenige Preise verteilen kann und viele seiner Freunde leer ausgehen müssen. Fridolin setzt deshalb diesmal

1000 Preise

aus, und zwar:

10 Hauptpreise: Je ein schönes Buch nach eigener Wahl im Werte von 60 M.,

50 zweite Preise: Je einen „Kleinen“-Malkasten aus Aluminium mit Farben von besonderer Reinheit, Leuchtkraft und Ausgiebigkeit,

940 dritte Preise: Je einen Stempel Eures eigenen Namens in Blei gegossen, den Ihr zum Stempeln Eurer Briefschaften und Papiere benutzen könnt.

Gehen weniger als 1000 richtige Lösungen ein, werden die nicht verteilten Preise für ein späteres Preisrätsel verwendet. Gehen mehr als 1000 richtige Lösungen ein, entscheidet das Los, das auch über die Verteilung und Reihenfolge der Preise bestimmt.

Wer die richtige Lösung gefunden hat, schreibe sie auf eine Postkarte und sende sie frankiert an folgende Adresse:

An die Rätseltube
des Seiteren Fridolin,
Berlin SW,
Rochstraße 22/26.

Es darf aber außer dem Namen des Absenders und der Lösung nichts anderes auf der Postkarte stehen. Wer sonst noch etwas mitzuteilen hat, tue es in einem besonderen Schreiben. Die Lösungen müssen bis zum 2. Mai im Besitz des Seiteren Fridolin sein. Also viel Vergnügen! Onkel Toldi.

Nachschrift: Vergesst nicht, daß die Zeit für die Einsendung der Lösungen zu meinem Zitatenpreisrätsel aus voriger Nummer am 15. April, abends 8 Uhr, abläuft! Also, wer mitraten will, spüte sich!

Das verrückte Gedicht

*Horch, schon zwitschern in den Lüften
Zarte Primeln rings im Kreis;
Und ein erster bunter Falter
Singt und jodelt laut und leis.*

*Und es sprießen, blühen, duften
Ein paar Küh', die machen Muh,
Auf dem Berg der junge Senner
Schmilzt und fließt dem Tale zu.*

*Und nun brüllen in der Nähe
Schwalben, die der Lenz geschickt,
Ein Lawinchen aus der Höhe
Uns mit seinem Gruß beglückt.*

Scherz- fragen von...



Warum hat Herr Krause eine Glage?
"obazq dñ spymvovq naqoh wovq sajnovq"

Wer liegt im gewöhnlichen Zustand immer
im Bett und steigt erst heraus, wenn er
stark geschwollen ist?

"gnz zcg"

Warum sind die Bäume auf den hohen
Bergen oft so klein?

"nošpva jwumq naq m xpu ol mwog"

Was hatten die alten Ägypter in ihren
Fleischtopfen?

"nagog naugj"

Wann ehrt man den Ofen mehr, im Som-
mer oder im Winter?

"ne woppg naq"

uchi wov qhaq zepigg m naq "wumog m"

Was ist das: Hat man es, ist man nicht
zufrieden, hat man es nicht, ist man auch
nicht zufrieden?

"adunq zcg"

Plaudereien mit meinen Lesern

Weltstädte im Altertum.

Ein angehender junger Historiker
schreibt mir zu dem Artikel in voriger
Nummer:

Lieber Fridolin!

Die Weltstädte des Altertums in voriger
Nummer haben mich sehr interessiert. Ich er-
innere aber noch an eine andere, längst ver-
sunkene Stadt, die in Deiner Aufzählung
fehlte: an Ekbatana, die Hauptstadt Me-
diens, die Stadt mit den sieben Außenmauern,
die an Umfang Babylon, Ninive und Susa
weit übertrage. Ekbatana, von der Hero-

dot erzählt, daß sein Königspalast ganz aus
Zedern- und Zypressenholz erbaut war und
mit Gold und Silber besetzte Säulen und
Decken besaß. Silberplatten schmückten seine
Dächer und würden vielleicht noch heute
Zeugen alter Pracht und Herrlichkeit sein,
wenn unsere Archäologen sie ausgraben könn-
ten. Aber auf den Trümmern Ekbatanas
baut sich eine neue, sicherlich kümmerliche,
ärmliche Stadt wieder auf, deren Vorhanden-
sein die Erschließung jener alten Wunder des
Orients hindert. Vor 2500 Jahren war Ek-
batana die blühendste Großstadt, bis die
neuen Hauptstädte des alles überflutenden
persischen Weltreiches, Susa und Perse-
polis, der Herrlichkeit von Babylon und
Ekbatana ein Ende machten. Ob auch unseren
deutschen Städten in 1000 Jahren ein ähn-
liches Schicksal beschieden sein wird? Ob auch
unsere Ströme, Rhein und Elbe, einmal
versandet sein werden, wie heute Euphrat und
Tigris, zwischen denen einst fruchtbares
Land lag? Und ob dann ebenfalls ein frem-
des Volk, vielleicht ein mongolisches oder japa-
nisches, versuchen wird, unsere Flüsse wieder
wasserreich zu machen, wie es heute England
in jenen Gegenden des Orients tut? Es
würde sich lohnen, im „Fridolin“ das Wer-
den und Vergehen auch an europäischen
Städten zu zeigen, die heute nur noch Schat-
ten einstiger Größe sind: An Venedig,
das einst die Meere beherrschte und mit den
mächtigen Türken Krieg führte, an Athen,
das die Perser besiegte, und Sparta, das
heute kaum noch ein Städtchen zu nennen ist.
Ich bitte um einen zweiten, ebenso inter-
essanten Artikel.

Otto R.

Rätsel-Ecke

Versteckrätsel.

„Schrecklich, wie die Mäuse mir am islän-
dischen Moos nagen,“ sagte der Drogist.

In diesem Satz ist der Name einer sagen-
haften Königin enthalten.

Verstellrätsel.

Vogel Trug. Bund Lager. Bor Gulden.
Lager Degen. Rad Sammet. Paul As.

Aus zwei nebeneinander stehenden Wörtern
ist durch Verstellen der Zeichen je ein Städte-
name zu bilden. Die Anfangsbuchstaben der
sechs Städte bilden wieder einen Städtenamen

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

a — an — bal — be — burg — chel — ei
 — di — dur — e — ei — ga — ga —
 gau — hi — in — ka — kefi — köpp —
 lauf — le — mei — mi — nach — nat —
 nan — nam — ra — ret — ri — rük — se —
 — sel — sent — si — spi — sto — ta —
 , te — thur — tus — wi — zi

sind 17 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben; ch ist als ein Buchstabe verwendet. Die Wörter bedeuten: 1. Rinderart. 2. Baumfrucht. 3. Vogel. 4. Italienischen Nationalhelden. 5. Stadt in Thüringen. 6 Deutschen Dichter. 7. Figur

aus der Odyssee. 8. Kanton. 9. Turnerischen Ausdruck. 10. Stadt an der Saale. 11. Rauchzeug. 12. Lateinischen Historiker. 13. Automobilfabrik. 14. Sonntag. 15. Längenmaß. 16. Geographische Bezeichnung. 17. Gemüse.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 12.

Silberrätsel.

„Unverhofft kommt oft.“

1. Utrecht. 2. Nepomuk. 3. Veto. 4. Evangelium. 5. Nadium. 6. Herodot. 7. Ohio. 8. Falstaff. 9. Fagott.

Bersterätsel.

Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

Druckfehler. Hühneraugen.

Schlagfertig. Gewi(mm)el.

Fridolins Lachkabinett



„Lieschen, warum kommst Du nicht gleich, wenn ich rufe?“

„Mama, als Du mich zum drittenmal riefst, habe ich es zum erstenmal gehört.“

*

Herr: „Sinkt das Barometer?“

Diener: „Ich höre nichts.“

*

„Herr Wörter, ist das Riesenflußpferd nicht sehr böseartig?“

„Aber nein, es ist so folgsam, daß man es um den Finger wickeln kann.“

*



Erich kommt zu spät in die Schule. „Wo warst Du?“ fragt ihn der Lehrer.

„Mein Vater hat mich gebraucht,“ antwortet Erich.

„Sätte er da keinen andern nehmen können?“

„Nein, er hat mich verprügelt!“

Ein Mann fragt in einer Zeitung an. „Können Sie mir sagen, wie lange Aale leben?“ Und er erhielt die Auskunft: „Vange Aale leben meist so wie kurze.“

*

„Schau mal, Elschen, das ist der Strauß, der gibt uns die Straußensfedern, das ist der Reiher, der gibt uns die Reiherfedern, das ist die Gans, die gibt uns die Gänsefedern...“

„Und wo ist der Sprung, Onkel?“

*



Das kleine Mariechen hat den Auftrag von der Lehrerin bekommen, den Sündenfall im Paradiese aufzusagen. Es geht soweit ganz gut, bis zu der Stelle, wo Adam den Apfel ißt. Da sagt sie: „— und Adam eßte den Apfel —“ „Aber Mariechen!“ ruft die Lehrerin, „das heißt doch: aß!“ — Mariechen stutzt und beginnt von neuem: „— und Adam aßte den Apfel —“ — „Aber Mariechen!“ ruft die Lehrerin wieder, „ich sagte Dir doch eben, es heißt: aß, nur aß!“ — Da beginnt Mariechen nochmals und erzählt nun ängstlich und weinerlich: „— und — und — und Adam, das Aas, eßte den Apfel!“

Benjamin Pampe, der alle 14 Tage einen neuen Beruf sucht!

Pampe wird Stierkämpfer.

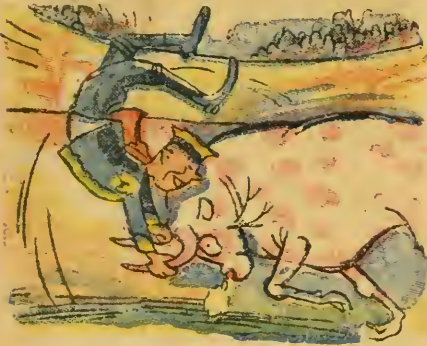
Zeichnungen von Ast.



1. Der Pampe plötzlich ist in Spanien,
Das konnte keiner von ihm ahnen.



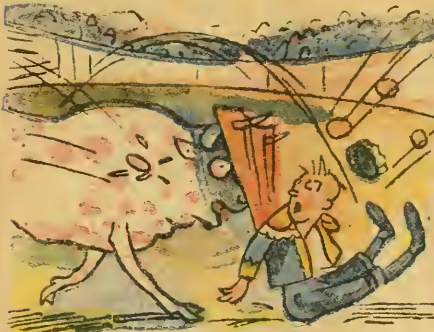
2. Hier habt Ihr unsern wackern Heros
In dem Gewande des Toreros.



3. Das ist ein Weg, besät mit Hörnern.
Den Stier ergreift man bei den Hörnern.



4. Von Beifall dröhnet die Arena,
So kühn wie Benjamin ist keena.



5. Bis daß der Stier es satt bekommt
Und ihn auf seine Hörner nimmt.



6. Beschädigt muß er weiterzieh'n.
Auch dies war nichts für Benjamin.
Fortsetzung in 14 Tagen.



HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORT UND SPASS UND ABENTEUER



Glaubendrusch schwigt Kaffeebohnen.
(Zu der Geschichte auf der nächsten Seite.)

Flausendrusch schwitzt Kaffeebohnen



Wenn Herr Flausendrusch Sonntags über die Straße ging, konnte man ihn noch so freundlich grüßen, er nahm niemals den Zylinder ab.

Eines Sonntags war er, wie alle Sonntage, wieder über die Grenze nach dem benachbarten Schweizer Rheinfelden gegangen, um dort die Kirche zu besuchen. Sein Sonntagsanzug war sicherlich nicht nach der neuesten Mode. Ein feierlicher, schwarzer Bratenrock, — dazu bunte, karierte Hosen, — und erst sein Zylinder! Er maß mindestens ein Drittel von einem Meter und verdiente mit vollem Recht den Namen einer Angsttröhre.

Jedesmal nun, wenn er vom Kirchgang zurückkehrte, blickte er weder nach links noch nach rechts und schien gar nicht zu bemerken, daß er von diesem und jenem ehrfürchtig begrüßt wurde. Jedenfalls behielt er, die Augen zum Himmel gewandt, den Hut auf dem Kopf.

Als es Abend wurde, kehrte er im „Geßten Bliß“ ein, um sich bei einem Gläschen Wein zu erfrischen. Aber, wie das nun so einmal ist, aus einem Gläschen wurden zwei, aus zweien — drei, und ehe eine Stunde um war, hatte unser guter Flausendrusch sechs Viertel hinter die Binde gegossen, und das war zu viel des Guten.

So geschah es, daß Flausendrusch, vom Weintausel besessen, ausplauderte, was er besser hätte verschweigen sollen.

„Wißt Ihr,“ so erzählte er am Stammtisch den aufhorchenden Gästen, „wißt Ihr, wo ich heute morgen gewesen bin?“

Fritz Flausendrusch war ein eigentümlicher Kauz. Er war ein kleiner Beamter in Badisch-Rheinfelden, einem Städtchen, das hart an der Schweizer Grenze liegt, und verlebte ruhig und beschaulich seine Tage. Flausendrusch war verschwiegen, und nur selten, wenn er eins über den Durst getrunken hatte, wurde er gesprächig. Das sollte ihm einmal zum Verhängnis werden.

„Wo denn sonst, als in der Kirche, — drüben im Schweizerischen,“ sagten die andern.

„Ja,“ meinte der Flausendrusch, „in der Kirche, wie alle Sonntage. . . . Nur, daß es keine gewöhnliche Kirche ist, — wißt Ihr! — Die Kanzel ist ein Ladentisch und dahinter steht statt des Pastors ein Kaufmann, und an den Wänden sind statt der Leuchter Gefäße mit allerhand nützlichen Dingen, wie Zucker, Tee und Kaffee. Aus dieser „Kirche“ hole ich mir jeden Sonntag fünf Pfund Kaffee. — Aber das Ulligste dabei ist, daß ich den Grenzwachtern eine Nase drehe. Ich stecke die Kaffeebohnen unter meinen Hut und schmuggle sie so jedesmal ungehindert über die Grenze.“

Jetzt wurde es manchem klar, warum Flausendrusch zuweilen den Zylinder nicht abnahm, aber er behielt diesen Gedanken für sich.

Am Nebentisch aber saß ein junger Zollbeamter aus dem benachbarten Säckingen, und der spitzte natürlich die Ohren, als er etwas vom Schmuggeln hörte. Auch er machte sich seine Gedanken, behielt sie aber nicht für sich, sondern teilte sie dem Zollamte mit.

Als nun Flausendrusch am nächsten Sonntag wieder nach Schweizer-Rheinfelden pilgerte und nach ein paar Stunden den Rückzug antrat, um mit seinen fünf Pfund Kaffee unter dem Hut die Grenze zu überschreiten, fragte ihn der Beamte mit der unschuldigsten Miene, ob er nichts zu verzollen hätte.

„Nein,“ log Flausendrusch.

„Schön,“ sagte darauf höflich lächelnd der Beamte, „aber Sie müssen im Zollhäuschen noch etwas unterschreiben“, und damit nötigte er ihn, durch die niedrige Thür einzutreten. Vergeblich machte Flausendrusch Ausflüchte.

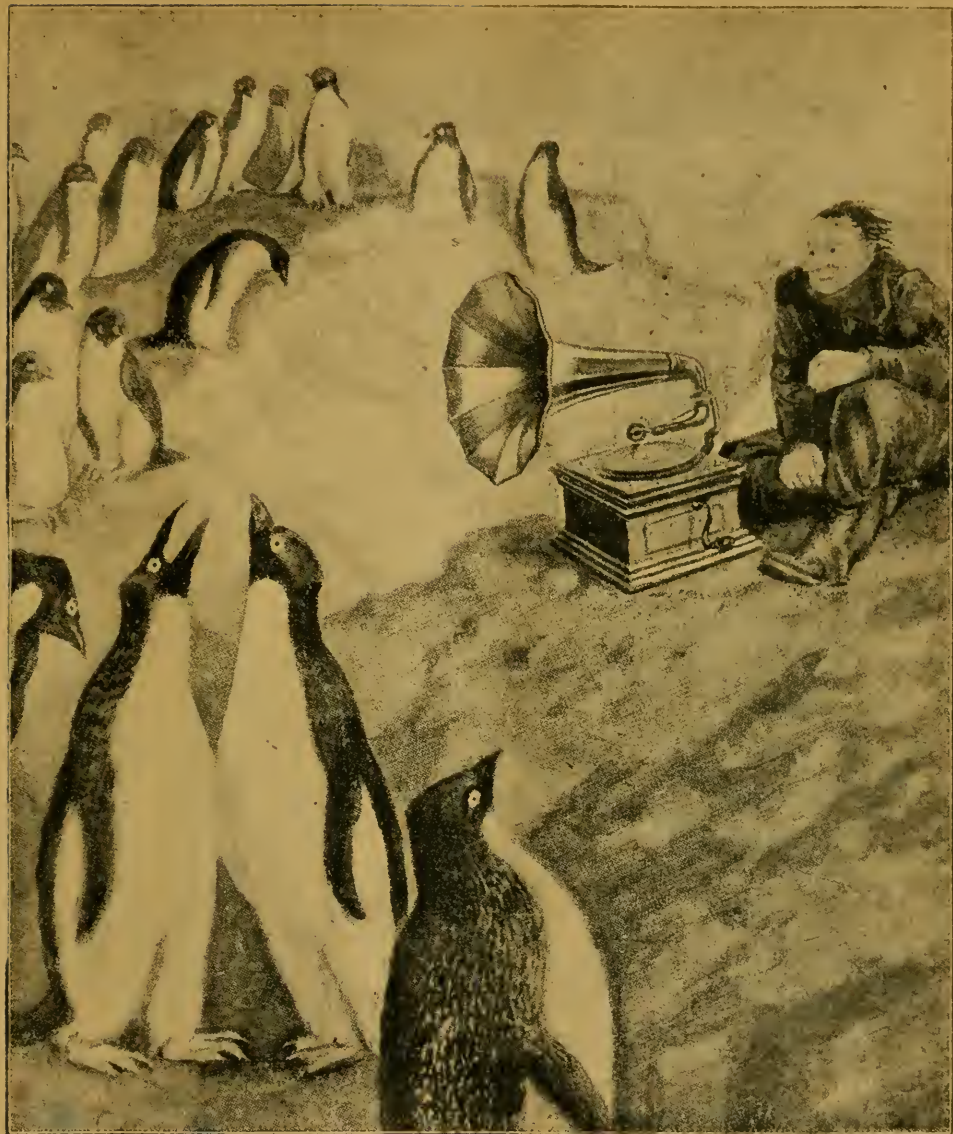
„Machen Sie keine Flausen, Herr Flausendrusch,“ entgegnete der Beamte.

Flausendrusch konnte mit seinem Zylinder nicht durch die Thür, der Hut stieß an und kam ins Wackeln. Da rollten dem guten Flausendrusch, der vor Angst schwitzte, die geschmuggelten Kaffeebohnen übers Gesicht.

Die Folge war, daß er außer dem Spott, den er erntete, noch eine empfindliche Geldstrafe erhielt.

Ja, ja, so geht's!

Suchst Du Kaffee, kauf' ihn ehrlich, Schmugglerkünste sind gefährlich. Leicht auch schwebte dann in Angsten, Merk' Dir: Ehrlich währt am längsten.



In den Polargegenden erprobte Fridolin mit Hilfe eines Grammophons die Wirkung der Musik auf Pinguine.

Die Pinguine

benahmen sich sehr komisch. Langsam und gravitatisch watschelten sie herbei und steckten wichtigtuend die sehr beweglichen Köpfe zusammen, als ob sie sich unterhielten. Einige zeigten sich besonders angeregt: sechs oder sieben stellten sich in Reih und Glied, und der Vorderste schritt wie ein General die Front entlang. Andere wieder schüttelten die Köpfe und stießen den Nachbar mit dem Bauche an. Ein Walzer von Strauß schien ihnen am besten zu gefallen.





Buff Brady, der Meister im Lasso-
werfen, der bei einem Wettspiel
in Burbank den ersten Preis
von tausend Dollar davontrug.



Der schnellste Mann von
Deutschland:
Meisterläufer Houben-Krefeld,
der 100 Meter in 10,5 Sekunden
läuft, also zehn Meter in der
Sekunde

Sport

Das Lasso-
werfen ist der Lieblingsport der Cowboys in
Nordamerika und der kühnen Reiter der Pampas in
Südamerika. Sie beherrschen diese Kunst, die sie zum Be-
wachen ihrer wilden Pferde- und Rinderherden gebrauchen,
bis zur Vollendung. Ein 10—15 Meter langer Lederriemen,
an einem Ende
zu einer losen
Schlinge gebun-
den, wird zusam-
mengerollt, um
den Kopf ge-
schwungen und
dem aus der
Herde ausbrechen-
den Tier in vollem
Galopp geschickt
um ein Bein oder
um die Hörner
geschleudert. Auch
Büffel werden mit
diesen Wurfschlin-
gen herdenweise
eingefangen. Bei
den großen Wett-
bewerben im Lasso-
werfen, die einmal
im Jahr in Ame-
rika stattfinden,
erhielt Buff Brady
als geschicktester
Lasso-
werfer den
ersten Preis von
tausend Dollar.



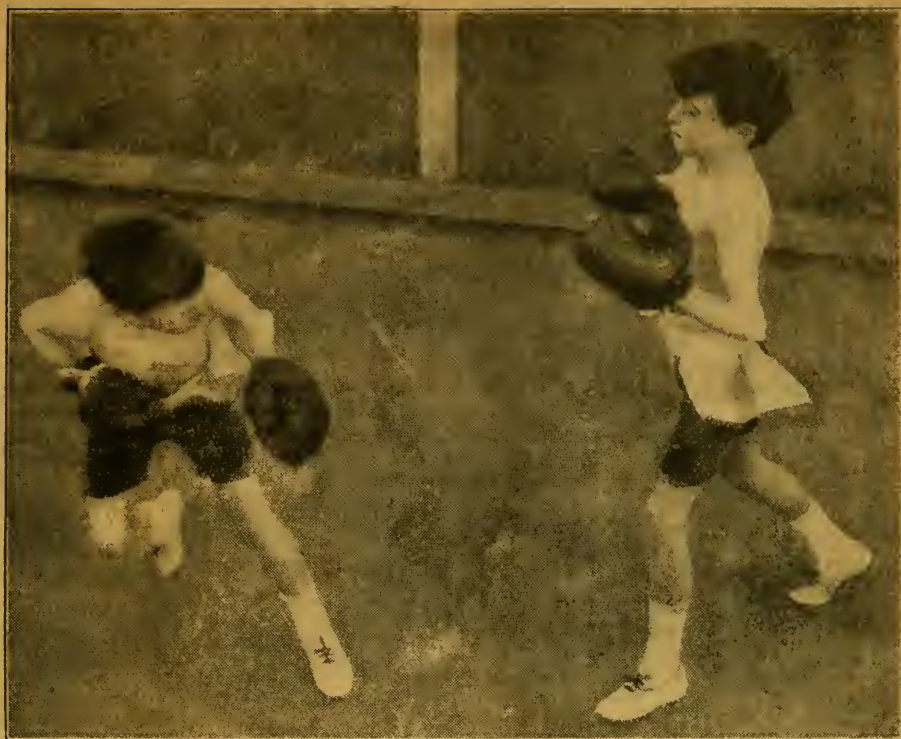
Die fünfjährige Grete Pestel, die bei
einem Langstreckenschwimmen 500 Meter
in 9 Minuten 42 Sekunden durchschwamm.

Der schnellste Mann von Deutschland

Der schnellste Mann von Deutschland ist in diesem Jahre
Houben-Krefeld. Er besiegte den berühmten Läufer Richard
Rau, der seit 1911 unbesrittener Meister im Kurzstreckenlauf
sowohl im Inland wie im Ausland war. Houbens Höchst-
leistungen im Durchlaufen einer Strecke von 100 Metern
schwanken zwischen 10,5 und 10,8 Sekunden.

Kleine Vögel

In Amerika ist Vögel ein Nationalsport. Alle Streitig-
keiten werden nicht durch Prügeleien, sondern durch
Vögel ausgetragen, das ganz besondere Regeln hat, die
jeder einhält. Die Jungen lernen oft schon in der Schule



Aus der Jugendabteilung eines amerikanischen Boxklubs:
Die kleinen Boxer sind sehr schnell und geschickt

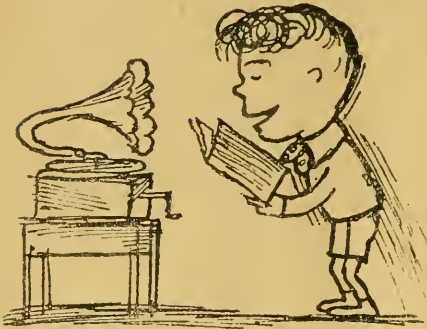
während des Turnunterrichts die Kunst des Bogens. Es kämpfen immer nur solche Gegner miteinander, die ungefähr das gleiche Gewicht haben. Das Bogen erfordert nicht nur Geschicklichkeit und Kraft in den Armen. Der flinkere Boxer ist immer der bessere. Durch Ducken, zur Seite springen weicht man den Stößen des Gegners aus und sucht ihn in Verwirrung zu bringen. Auf unserem Bild sieht man deutlich, wie einer der kleinen Boxer um den andern herumtanzt, der nicht recht weiß, wohin er schlagen soll. „Beinarbeit“, wie man es nennt, ist also für den Boxer sehr wichtig. Wird Bogen genau nach den Regeln ausgeführt, so ist es kein roher Sport, sondern eine Kampfsportart, die die kleinen Jungen zu Mut, Geschicklichkeit und Gradheit erzieht. Nebenbei kann man beim Bogen auch sehr viel Geld verdienen, natürlich erst, wenn man es zum Meister gebracht hat. Der Weltmeister-Boxer Dempsey, der den Boxer Carpentier besiegte, erhielt 60 Millionen Mark für den Kampf.



Die Meisterspieler.

Die Gurke lebt von Haferkörnern

Eine lustige Geschichte zum Aufführen
von Stefan Szekely.



Hänschen diktirt in das Grammophon: „Sie ist ein kleines Tier von kaum acht Zentimeter Länge. Sie nährt sich von Haferkörnern — —“

Hänschen: Schrecklich! Diese entsetzliche Naturgeschichte werde ich nie kapieren! Ich weiß auch gar nicht, wozu man mich damit plagt. Was habe ich schon davon, wenn ich weiß, wann die Gurken reifen. Das ist bloß was für die Marie, die kocht doch das Essen. . . Allerdings wird der Herr Lehrer gleich kommen und die Aufgaben abfragen. . . Und wenn ich sie nicht kann, sagt er es Papa, und dann ist es vorbei mit dem Sonntagsausflug. . . Ja, ja. . . Ich müßte etwas tun. . . (Sieht prüfend umher) Hoppla. . . Ein famoßer Gedanke! . . . Ich werde die Aufgaben in das Grammophon diktieren; es wird sie dann für mich hersagen. . . Papa hat gerade leere Platten gekauft. . . (Nimmt das Grammophon vom Schrank herunter, stellt es auf den Tisch und legt eine Platte ein.) Was hatte ich aufbekommen? . . . Ach ja, in Pflanzenkunde die Gurke, in Tierkunde die Maus. Zuerst werde ich also die Gurke diktieren. . . (Zieht den Apparat auf. Liest aus dem Buche.) Sie ist eine Gartenpflanze, wird in unreifem Zustande geerntet und so, noch grün, gegessen. Man bereitet sie mit Essig oder Senf zu, oder auch in seine Scheiben geschnitten als Salat. . . (Stellt den Apparat ab.) Das wäre genug über die Gurke. Man merkt doch gleich, daß ich geliebt habe. . . Zweite Frage ist die Maus. (Zieht den Apparat auf. Liest:) Ein kleines Tier von kaum acht Zentimeter Länge. Länglicher Kopf, graues Fell, großer Schnurrbart. Nährt sich von Haferkörnern, wäscht sich häufig.

Die Laute, die sie von sich gibt, nennt man Piepslaute. . . (Von außen her vernimmt man ein Klingelzeichen.) O je. . . der Herr Lehrer kommt! Was soll ich nun machen? Nur schnell fort mit der Maschine. . . (Stellt sie beiseite.) Wohin nur das Grammophon verstecken? Halt! Hier unter den Tisch. . . Der Herr Lehrer ist sowieso kurzfristig. . . (Versteckt das Grammophon unter dem Tisch.)

Der Lehrer (kommt): Nun, mein Sohn, hast Du Deine Aufgaben auch brav gelernt? Hänschen: Jawohl, Herr Lehrer.

Der Lehrer (setzt sich): Na, das werden wir ja sehen. Was hast Du aufgehabt?

Hänschen: Die Gurke und die Maus.

Der Lehrer: Na, schön. Sage mir mal, was Du von der Maus weißt.

Hänschen: Von der Maus? . . . Von der Maus? . . . Das erste war doch die Gurke. . .

Der Lehrer: Ist denn das nicht gleich? Sprich nur über die Maus.

Hänschen: Jawohl. . . jawohl. . . (Sehr erschrocken, beiseite:) O je, das ist Pech. . . Aber vielleicht merkt er nichts. . . (zieht heimlich den Apparat auf.)

Grammophon (knarrt ein wenig, dann beginnt es): Sie ist eine Gartenpflanze, wird in unreifem Zustande geerntet. . .



Marie, Du unnützer Bengel, so wolltest Du also Deinen Lehrer betrügen?

Lehrer: Was?

Grammophon: . . . und so, noch grün, gegessen. Man bereitet sie mit Essig oder Senf.

Lehrer: Was schwachst Du da?

Grammophon: . . . oder auch in seine Scheiben geschnitten . . .

Lehrer: Die Maus in seine Scheiben . . .

Grammophon: . . . als Salat . . .

Lehrer: Du bist wohl etwas verwirrt, mein Kind? Na, sage nur die Gurke auf.

Hänschen: Die Gurke? . . .

Grammophon (knarrt, dann redet es): Ein kleines Tier von kaum acht Zentimeter Länge

Lehrer: Was? . . . Was? . . .

Grammophon: . . . großer Schnurrbart . . .

Lehrer: Schnurrb . . .

Grammophon: . . . nährt sich von Haferkörnern . . .

Lehrer: Die Gurke nährt sich?!

Grammophon: . . . die Laute, die sie von sich gibt, nennt man Piepslaute . . .

Lehrer: Was?! Die Gurke gibt Laute von sich? . . . Na warte, Du Galgenstrick! (Steht auf und entdeckt das Grammophon.)

Grammophon (knarrt ein wenig, dann fährt es fort): O je . . . der Herr Lehrer kommt! Was soll ich nun machen? Nur schnell fort mit der Maschine . . .

(Der Vorhang fällt eiligst.)



Der Südpolarforscher Shackleton vor und nach einer Forschungsreise.



Shackletons neue Reise zum Südpol.

Der berühmte Polarforscher Shackleton hat eine neue Reise nach dem Südpol angetreten. Sein Schiff „Quest“ ist mit den modernsten Hilfsmitteln und Instrumenten ausgerüstet. Auf seiner letzten Südpolar-Reise war der kühne Mann vom Mißgeschick verfolgt; sein schönes Schiff „Endurance“ wurde vom Packeis zerdrückt und ging unter, und Shackleton mußte mit seinen Getreuen schreckliche Zeiten in grimziger Kälte, Eis und Schneesturm verbringen. Die kleine Schaar wäre elend umgekommen, wenn nicht im letzten Augenblick ein Walfischfänger ihr Hilfe gebracht hätte.

Shackletons Schiff „Endurance“ (Ausdauer), das vom Packeis im südlichen Polarmeer zerdrückt wurde und unterging.

DIE VERTAUSCHTEN KÖPFE

Eine höchst abenteuerliche Geschichte von Karl Escher

Professor Ukazamo Tschitakawa, der Leiter des kaiserlichen psychiatrischen Instituts in Kaitenq, ging eines Nachmittags am Ufer des Gelben Flusses spazieren, als sich auf einmal lautes Geschrei erhob: Zwei Männer, von Frauen und Kindern umringt, drängten sich an ihm vorbei. Der Professor sah, daß die Männer trogige Gesichter machten; hörte, daß die Frauen und Kinder voller Verzweiflung auf die Männer einredeten. Einer der Männer rannte den Professor fast über den Haufen. „Du Grobian,“ rief der Professor und packte den Mann am Arme, „kannst Du nicht sehen, daß ich hier stehe?“ „Loslassen,“ brummte der Mann.

Aber schon hatten ihn ein paar Frauen gepackt, und vier Kinder hingen sich an seine Beine.

Und genau so ging es dem anderen Mann, der einen Augenblick stehen geblieben war. „Was soll denn das eigentlich?“ fragte der Professor.

Eine der Frauen stammelte unter Schluchzen, daß sich diese zwei Männer im Gelben Fluß ertränken wollten.

Der Professor richtete sich auf. Das war etwas für ihn. Zwei höchst interessante Fälle auf einmal, die der psychiatrischen Forschung nicht vorenthalten werden durften. Herrlich! Im Nu bogte er Frauen und Kinder mit harten Puffen von den Männern herunter, jagte die Verblüfften fort und nahm je einen der Lebensmüden untern Arm, links und rechts.

„Meine Lieben,“ sagte er zu ihnen, „von mir aus könnt Ihr Euch soviel, solange und sooft ersäufen, wie Ihr nur Lust habt. Aber ehe Ihr ins Wasser hüpfet, kommt mal mit in mein Haus. Ich werde Euch jedem eine Portion Gemüse geben lassen und eine große Pulle Reisbranntwein, und dann wollen wir uns mal gemütlich unterhalten.“

Die beiden konnten keine Einwendungen machen, wie Schraubstöcke umspannten des Professors lange Arme ihre Schultern! Sie

mußten mit, ob sie wollten oder nicht.

Professor Ukazamo Tschitakawa geleitete sie in sein Laboratorium und lächelte über das Erstaunen der beiden Männer, die verwirrt die vielen Flaschen, Retorten, Phiole, die elektrischen Apparate und die blitzenden Instrumente ansahen, mit denen der große weiße Raum angefüllt war.

„Wie heißt Ihr, und was für ein Geschäft treibt Ihr?“ fragte er seine Gäste.

„Ich bin Ming, der Fährmann.“

„Und ich Kong, der Töpfer.“

„Sehr schön. Und nun, mein lieber Ming, erzähle mir mal, warum Du ins Wasser gehen wolltest.“

„Herr,“ stotterte der Fährmann, „meine Arbeit ist mir zum Ueberdruß. Die Fährre geht schwer in der starken Strömung, und das Fahrgeld bezahlt höchstens jeder Neunzehnte. Und dann habe ich eine böse Frau, die mich schlägt. Ja, wenn ich Töpfer wäre wie Kong, immer hübsch still vor der Drehscheibe sitzen könnte und eine sanfte Frau hätte wie Kong

„Du bist wohl ganz und gar übergeschnappt,“ unterbrach ihn der Töpfer Kong, „vor der Drehscheibe sitzen:

das soll ein Leben sein? Und meine Frau sanft? Eine alte Tränensuse ist sie. Fährmann hätte ich werden sollen, das ist ein lustiges Geschäft, und Deine Frau müßte ich haben, Ming, die mal ein kräftiges Wörtlein sagt!“

„Ich weiß schon, was Euch fehlt,“ rief der Professor, „Ihr seid mit Gott und der Welt nicht zufrieden. Der Fährmann möchte Töpfer sein und der Töpfer — Fährmann. Das ist doch furchtbar einfach. Eure Wünsche kann ich Euch sofort erfüllen. Soll ich?“

Die beiden wußten nichts zu sagen.

Professor Tschitakawa rieb sich die Hände. Ein wundervoller Versuch schwebte ihm vor.

„Da setzt Euch mal nebeneinander auf die Matte,“ sagte er streng, „und rißet Euch nicht.“

Dann nahm er zwei große Wattebausche, tränkte sie mit Chloroform, und ehe der Fährmann und der Töpfer noch „piep“ lagen



.. eines Tages ging der Professor am Gelben Fluß spazieren.



„Ich habe Dir,“ sagte Professor Tschitawa, „jetzt Deinen Kopf mit dem Deines Freundes Ming verkauft.“

konnten, preßte er den beiden die starkriechenden, weichen Ballen vor Mund und Nase.

Plumps, wie Mehlsäcke fielen sie um. Blieben eine Zeitlang bewußtlos und machten mordsdumme Gesichter. Als sie wieder zu sich gekommen waren, hatten sie nicht die geringste Ahnung, was mit ihnen geschehen war.

„Meine guten Freunde,“ sagte der Professor Ukazamo Tschitawa feierlich zu ihnen, „faßt Euch mal an den Kopf, kommt der Euch nicht sonderbar vor?“ Sie taten es und mein-

ten, daß es ihnen in den Köpfen summt.

Der Professor holte einen Spiegel und ließ sie hineingucken. „Was seht Ihr?“ fragte er.

„Wir haben beide einen dünnen, roten Strich um den Hals,“ sagte Kong, der Töpfer.

„Sehr richtig,“ bestätigte der Professor, „und ich will Euch sagen, woher das kommt. Ich habe Euch ganz einfach die Köpfe abgeschnitten und wieder aufgesetzt. Du, lieber Ming, hast jetzt Kongs Kopf, und Du, lieber Kona —

Mings Kopf. Ihr werdet das kaum verstehen, daß in jedem Kopf eine weiche Masse ist, das Gehirn, damit denken und fühlen wir. Kong denkt und fühlt jetzt mit Mings Gehirn und Ming mit Kongs. Jeder ist also der andere geworden. Eure Wünsche sind erfüllt. Kongs Kopf wird jetzt in Mings Wohnung, Mings Kopf in Kongs Wohnung gehen. Der Töpfer wird Fährmann, der Fährmann Töpfer! Was sagt Ihr nun?"

Aber die beiden sagten gar nichts, sie wackelten nur mit den vertauschten Köpfen und gingen ein bißchen schwankend fort.

Das war mal eine Freude in Mings und in Kongs Hause, als der Fährmann und der Töpfer wohlbehalten und schwankend wieder einliefen. Ihre Frauen packten sie sofort aufs Lager, deckten sie zu, und meinten, daß ihre lieben Ehegatten in der Wirtschaft zum rot-gesprenkelten Lampion ein paar Flaschen Reisbranntwein zu viel getrunken hätten.

Am andern Tag saß der Kopf Mings, ehemals Fährmann, vergnügt an der Töpferdrehscheibe und formte wunderschöne Vasen, erzählte der Töpferfrau lustige Geschichten und war froh und guter Dinge. Und der Kopf Kongs, sonst dem Töpfer gehörend, stemmte vergnügt die Fähre über den Gelben Fluß, sang dazu ohne Aufhören und brachte der Fährmannsrau und den Kindern von der Stadt am anderen Ufer Zuckerrohrsaftschlangen mit. So etwas hatte Ming nie getan, dafür war aber auch Kong nie so fröhlich an der Drehscheibe gewesen.

Nach zwei Tagen trat Professor Ukazamo Titchisawa in die Töpferwerkstätte. Der Töpfer sprang erfreut auf. „Retter, Wohltäter," rief er aus, „wie kann ich Dir danken?"

„Schon aut," sagte der Professor, „erzähle!"

„Herrlich ist alles, Wohltäter. Der neue Kopf ist ein vernünftiger und lustiger Kopf! Er macht lauter munteren Schnack, da muß meine Frau lachen, und wenn die Frau lacht, lachen auch die Kinder, das ganze Haus lacht, und da flutscht die Arbeit nur so! Mein alter Kopf, das war ein ganz einfältiger Kopf! Out, daß ich ihn los bin."

„Na, siehst Du," sagte der Professor hochbefriedigt, „wenn einer nur den rechten Kopf hat, dann geht schon alles herrlich vor sich."

Nun ging der Professor zum Fährmann. Der riß vor Freude den Mund so auf, daß ihm die Tabakseife aus den Zähnen fiel.

„Na, Dir geht's augenscheinlich gut," sagte der Professor.

„Das will ich meinen," antwortete der Fährmann mit dröhnender Stimme; „früher war

ich ein Schafskopf oder hatte vielmehr einen! Meine Frau ist die sanfteste Person von der Welt — die und prügeln! Das hat sie nur getan, weil ich so mächtig faul war und grob, jawoll. Früher mochte ich die Fähre gar nicht gern über den Fluß stoßen, aber jetzt! Wenn man froh ist, dann geht's ganz leicht. Und die Wellen, die hüpfen mit und helfen der Fähre vorwärts. Sei, das ist jetzt ein Leben! Ach, was war ich für ein trauriger Hammel."

„Na, wenn Du's nur einsiehst," sagte der Professor. „Und noch eins möchte ich: Du und der Töpfer, Ihr sollt in einem Vierteljahre wieder zu mir kommen, am Feste der vierzehn Chrysanthemen. Aber daß Ihr auch kommt!"

Der Fährmann versprach's unter hundert- und zwei Verbeugungen.

Und richtig, am Chrysanthemenfesttag standen die beiden, der Fährmann und der Töpfer, wieder in des Professors Laboratorium.

„Ich sehe es Euch an," sagte der Professor, „Ihr seid mit Euren Köpfen zufrieden?"

„Wohltäter, Wohltäter!" riefen die beiden.

„Das freut mich," brummte der Professor, „erlaubt, daß ich noch einen ganz kleinen Versuch mit Euch mache. Es tut kein bißchen weh. Ich nehme hier ein wollenes Läppchen, darauf gieße ich ein paar Tropfen aus dieser Flasche. Nicht mal dran! Nicht wahr, es ist nichts als Serpentinöl? So, Ming, steck mal den Kopf vor, und nun Du, Kong. Danke, sehr schön."

In aller Eile hatte der Professor den beiden mit dem Läppchen um den Hals gewischt. Dann ging er hin, holte wieder den Spiegel.

Die beiden sahen verwundert hinein: Der seine rote Strich, die Stelle, wo ihnen der vertauschte Kopf aufgesetzt war, war . . . weg!

„Da staunt Ihr," rief der Professor aus und zupfte vergnügt an seinem Bart. „Jetzt hat jeder seinen eigenen Kopf wieder! Oder vielmehr: — hat ihn immer gehabt. Ich hatte Euch nur mit roter Oelfarbe einen Kreis um den Hals gemalt! Ich bin ja kein Arzt für den Körper, ich bin ein Seelendoktor. Ich habe Euch gezwungen, anders zu empfinden. Das ist alles. Eure Köpfe habt Ihr behalten, aber sie sind klüger geworden! Seht zu, daß sie nicht wieder die alten Schafsköpfe werden. Noch einmal rücke ich sie Euch nicht zurecht."

Wieder schwankten Ming und Kong wie im Traume wandelnd die Straßen entlang. Schüttelten ihre Köpfe und sagten gar nichts.

Schließlich fragte der Fährmann den Töpfer:

„Versteht Du das, Kong?"

„Ne," antwortete der Töpfer, „das kann ich nicht verstehen, da hätte mir der Professor noch einen dritten Kopf aufsetzen müssen!"

Polizeihunde bei der Arbeit

In der Verfolgung und Aufdeckung von Verbrecherspuren leistet besonders der deutsche Schäferhund Erstaunliches. Vor kurzem wurde ein Feldhüter erschossen aufgefunden. Ein Polizeihund wird 15 Stunden später an den Tatort gebracht, nimmt Witterung an den Fußspuren und führt den Polizeibeamten in schnellem Tempo über einen gepflügten Acker, durch mehrere Straßen, steht zögernd vor einem Hause still, durchquert in mächtigen Sätzen Flur und Hof, springt eine steile Treppe hinauf und macht laut bellend vor einer Tür Halt. Der Bewohner des Zimmers war der Täter. — Ein anderer Hund sollte eine auf der Landstraße verlorene Brieftasche mit 186 000 Mark aufspüren. Er stellte mitten im Wald einen Holzsammler, bei dem auch richtig das Geld gefunden wurde.



Ein Polizeihund auf der Spur des Diebes.
Der Dieb war über das Dach geflüchtet.



Was man sammelt

Neuerdings sammelt man auch Lebensmittelfarten — nicht etwa die einzelnen Abschnitte, sondern die ganzen Karten. Interessant ist eine Sammlung solcher Karten aus den Städten Elsaß-Lothringens, darunter alle Karten, die Straßburg von der ersten Brotkarte an und weiterhin ausgegeben hat für Eier, Butter, Käse, Pferdefleisch (!), Kartoffeln und andere Lebensmittel mit deutschem und französischem Text. Diese Karten wurden in den ersten Wochen nach dem Einzug der Franzosen ausgegeben. Fast jede Karte trägt eine andere Ansicht von Straßburg.

Da Lebensmittelfarten nicht nur eine Erinnerung bilden an die Zeit des Krieges und nach dem Kriege, sondern bald von Jahr zu Jahr an Wert gewinnen, dürfte sich das Sammlerinteresse auch diesem Zweig zuwenden.

Neue Briefmarken

Ausgabe von Dante-Marken.

Das italienische Postministerium hat besondere Marken zur Dante-Feier herausgegeben. Es sind 3 Serien, zu 15, 25 und 40 Centesimi. Die erste zeigt einen Adler, der die „Göttliche Komödie“ in den Fängen

hält, die zweite stellt die auf dem Thron sitzende Italia dar, die dritte bringt das Bild des dozierenden Dante.

*

Holland hat neuerdings Luftpostmarken herausgegeben mit Werten von 10 Cents aufwärts. Auch in Brasilien sind neue Marken erschienen, die mit ihrer Zeichnung wie Fliegermarken aussehen und auch merkwürdigerweise den Aufdruck „Aviação“ (Luftwesen) tragen. Sie werden jedoch für die gewöhnliche Post verwendet.

Plaudereien mit meinen Lesern

Man bittet, den „Fridolin“ nicht zu reizen. Er kann auch grob werden, wenn man ihn allzu viel fragt. Aber jeder darf es versuchen.

Berliner: Mein Autoschal soll nicht vornehm sein? Nur Stehtragenjünglinge können solche dummen Behauptungen aufstellen.

Freund in Ikehoe: Nein, danke. Der duftige Käseschuppen in Ikehoe ist kein Aufenthalt für meinen Delphin. Er pennt lieber im Freien.

Lenchen L.: So, so. Dein kleiner Bruder soll, wenn er ankommt, Fridolin getauft werden? Das finde ich heiter. Besten Dank!

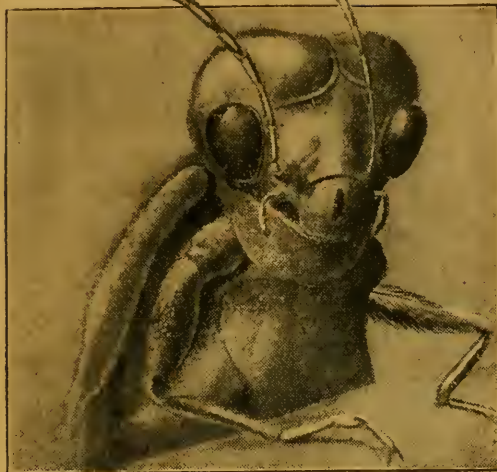
Heinrich: Heinrich, mir graut vor Dir! Wie kann man Wampe mit Wampe verwechseln. Mein Benjamin säuft nicht.

Ungebuldiger: Die Beschwerde bei dem Buchhändler hat keinen Zweck, da ich ja am 1. Oktober noch gar nicht da war. Aber von jetzt ab pünktlich jeden zweiten und vierten Dienstag im Monat.



Wie Paulchen zum erstenmal ein

Die Welt unter dem Mikroskop



springender Lindwurm die Maulwurfsgrille. Mit einem ungeheuren Satz stürzt sie auf ihre Opfer. Ein Mensch mit der Sprungkraft der Grille könnte leicht einen Kirchturm überspringen. Das seltsame Käfer-Ungeheuer mit dem langen Rüssel ist der Rüsselbohrer, ein arger Schädling für den Menschen. Für fast alle schlechten, hohlen Nüsse ist er verantwortlich. Der Käfer legt seine Eier in die frische Nuss, die Larven fressen das Fleisch auf und entwickeln sich zum Käfer, der sich seinen Weg nach außen bohrt.

Die Welt unter dem Mikroskop:

Der harmlose Ohrwurm, ein schreckenerregendes Ungeheuer für seine kleine Mitwelt.

In unserer nächsten Umgebung leben Tiere, die uns mit Furcht erfüllen müßten, könnten wir sie so sehen, wie ihre winzige Umwelt: wahre Ungeheuer, die an Urzeiten erinnern. Schauerlich und komisch zugleich sieht der Ohrwurm aus, der für seine kleineren Mitinsekten furchterregende Fresswerkzeuge hat, ihnen aber nichts antut, denn er nährt sich von Blütenblättern und zarten Wurzeln. Es ist auch nicht wahr, daß er Kindern ins Ohr kriecht. Viel bösartiger ist unser beliebtes Heimchen, das über gewaltige Rinnladen verfügt; schrecklich wie ein



Der Rüsselbohrer, ein in Wirklichkeit 5 mm großes Insekt, unter dem Vergrößerungsglas.



Hindernisrennen mit machte.

Fridolins Preis spiele

Das Erste:

Wieviel Hauptwörter lassen sich aus den Buchstaben meines Namens „Der heitere Fridolin“ zusammenstellen?



Einsendungsstermin:

Bis 5. November 1921.

Wenn ich am Abend von meinen Reisen, Entdeckungen, Abenteuern und Späßen ausruhe, greife ich manchmal zum Bleistift und vergnüge mich damit, festzustellen, was für Wörter in anderen Wörtern versteckt sind. Das ist nicht so müßig, wie man vielleicht denkt, denn, wenn man so etwas mit andern spielt, lernt man immer noch neue Wörter kennen, neue Städte, neue Männer und so weiter. Also möchte ich heute dieses Spiel mit meinem Namen einmal versuchen. Um ein Beispiel zu geben, nehme ich irgendein beliebiges Wort, sagen wir „Weihnachten“. Auf den ersten Blick purzeln ein ganzes Duzend neuer Wörter aus diesem einen Wort heraus, die sich aus seinen einzelnen Buchstaben zusammenstellen lassen. Zum Beispiel: Weihe, Wein, Tanne, Hahn, Ente, Nachen und so fort.

Meine Preisfrage lautet nun: Wer weiß die meisten Hauptwörter, die sich aus den Buchstaben meines Namens „Der heitere Fridolin“ zusammenstellen lassen?

Gelten sollen nur reine Hauptwörter in der Einzahl. Also um bei dem Beispiel „Weihnachten“ zu bleiben: „Ente“ ist richtig, aber die Mehrzahl „Enten“ würde nicht gelten.

Es gelten auch nur deutsche Wörter! Denn wenn jemand ein englisches oder gar lateinisches Wörterbuch durchblättert, ist das Spiel kein Kunststück mehr!

Deutsche Vornamen sind natürlich erlaubt, aber keine Zärtlichkeitsabwandlungen, also

nicht „Friedel“. Erlaubt sind auch Nachnamen, aber nur von allgemein bekannten Persönlichkeiten, hier natürlich aller Länder! Erlaubt sind auch geographische Namen, aber nur solche, deren Kenntnis man vernünftigerweise jedem Wettbewerber um den Preis zumuten darf. Es versteht sich natürlich von selber, daß jeder Buchstabe meines Namens nur so oft in jedem Wort gebraucht werden darf, wie er eben in meinem Namen vorhanden ist. Also nicht 4 „N“ in einem Wort, da mein Name ja nur 3 „N“ enthält.

Ich setze 30 schöne Bücher für die 30 besten Lösungen aus, das heißt für die 30 Einsender, die die meisten Wörter gefunden haben. Jeder von diesen 30 Siegern darf sich das Buch, das er haben möchte, selber auswählen! Ein Buch im Werte bis zu 60 Mark!

Los, Freunde! Ich werde Euch oft mit neuen Aufgaben plagen. Aber immer winken auch schöne Preise, und wer sich Mühe gibt, kann sicherlich einen gewinnen. Die Veröffentlichung der Auflösung erfolgt in einer der nächsten Nummern.

Euer heiterer Fridolin.

Beachtet!

Bis Sonnabend, den 5. November, muß ich die Lösung haben! Sendet sie „An die Preisrätsel-Stube des Heiteren Fridolin“, Berlin SW, Kochstr. 23. Wer eine Lösung schickt, unterwirft sich Fridolins Entscheidung!



Doppelsinn.

Ich bin auf dem Land und im Meer zu Haus,
Für viele bin ich ein leckerer Schmaus,
So mancher meinent mich verläßt,
Hält treu an mir durchs Leben fest.
Sinkst Du zur letzten Ruh hinab,
Dann folg' ich treu Dir nach ins Grab.

Zusammengesetzt.

Die ersten Beiden lärmen,
Die Dritte kann uns wärmen,
Das Ganze zittert,
Von jedem Wort erschüttert.

Denkübung.

Ein Ballspiel, überall beliebt,
Von rückwärts Euch zu denken gibt.

Geographie.

Zwei Buchstaben brauchst Du nur zu ver-
binden —

Aber Du mußt die richtigen finden —,
So hast Du Inseln, groß und heiß,
Von denen schon jeder Quintaner weiß.

Warnung.

Gerät auf der Straße man in „U“,
Dann ist die „tt“ zerrissen gar schnell.

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

a — ap — bel — bel — do — e — e — er
— sel — ge — ger — has — heb — i —
la — li — lin — lust — naph — ne — ni
— o — re — rich — rock — ros — ruh —
sä — sal — sau — ste — steu — ta — tha
the — ver

sind 15 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und

Endbuchstaben, letztere von unten nach oben
gelesen, eine Belobigung des Lesers ergeben;
ch ist als ein Buchstabe verwendet. Die Wörter
bedeuten: 1. Dramendichter. 2. Sagengestalt.
3. Handwerkzeug. 4. Kartenspiel. 5. Schiffs-
teil. 6. Getreide. 7. Biblischen Namen. 8. Ort
in Thüringen. 9. Frucht. 10. Gotenkönig.
11. Griechischen Gott. 12. MottenSchutzmittel.
13. Opernkomponisten. 14. Frauennamen.
15. Römischen Schriftsteller.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 13:

Silbenrätsel.

Wer gern tanzt, dem ist leicht aufgespielt.

1. Wisent. 2. Eichel. 3. Nabe. 4. Gari-
baldi. 5. Eisenach. 6. Rüdert. 7. Naufitaa.
8. Thurgau. 9. Anlauf. 10. Raumburg.
11. Zigarette. 12. Tacitus. 13. Dürkopp.
14. Estomihi. 15. Meile. 16. Insel. 17. Spinat.

Versteckrätsel: Semiramis.

Versteckrätsel.

Gotenburg, Ladenburg, Oldenburg, Garde-
legen, Amsterdam, Upsala. — Glogau.

Fridolins Lachkabinett



„Na, Hänschen, wie war's denn gestern
im Konzert?“

„Ach, erst wurde ein bißchen gegeigt und
getutet, dann aber kam eine Dame herein,
die schrie, weil man ihr die Ärmel abge-
schnitten hatte, und ein Kellner spielte Kla-
vier dazu.“

*



Lehrer: „An welchen Spruch denkt der
Mensch, wenn er in der tiefsten Not ist,
Hänschen?“

Hänschen: „In der Not frißt der Teufel
Fliegen.“

Aus Hänschens Schulaufsatz:
„Wie wir ins Aquarium traten, sprang uns
zuerst der große afrikanische Ochsenfrosch in
die Augen...“

*



„Mutter, ist es wahr, daß die Menschen
aus Staub gemacht sind?“

„Ja, mein Junge.“

„Dann sind wohl die Neger aus Kohlen-
staub gemacht, Mutter?“

*

Karlchen soll mit seiner Mutter fortgehen
und darf, bis sie fertig ist, schon auf die
Straße. Als seine Mutter nach einer Weile
aus dem Fenster schaut, sieht sie, daß der
Junge sich ganz schmutzig gemacht hat.
Vergerlich ruft sie ihn herauf; mißtrauisch
erkundigt er sich aber erst:

„Haupte mich oder — wäschste mich?“

Benjamin Pampe, der alle 14 Tage einen neuen Beruf sucht!

Benjamin wird Hirt.

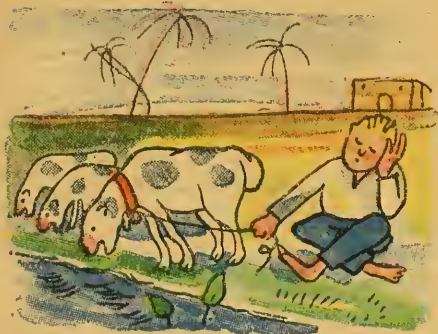
Zeichnungen von Ast.



1. Es hielt ihn nicht im Spanierland,
Sein Schwarm ist jetzt der Wüstenand.



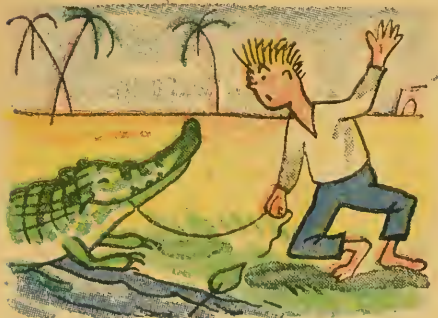
2. Wie schön ist's doch, die Lämmlein hüten
Und dabei in der Sonne brüten.



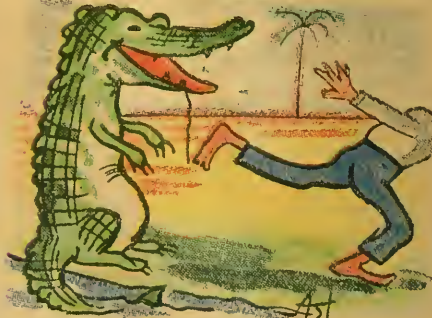
3. Die Lämmlein nehen ihre Lippe,
Der Pampe hält sie an der Strippe.



4. Die Sonne brennt, er sinkt in Schlaf,
Ein Krokodil denkt: Welch ein Schaf!



5. Jetzt sieht er mit gesträubten Haaren,
Was seinen Lämmern widerfahren.



6. So muß er Kroko-dalli fliehn,
Rein, das ist nichts für Benjamin.

Fortsetzung in 14 Tagen.



HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORT, SPIEL, SPASS UND ABENTEUER



Der Mulatte trat in das Dickicht zurück und war bald Don Alfonso's Augen entchwunden.
(Zu der Erzählung auf der nächsten Seite: „Maca Tembo“.)

MACA TEMBO

EINE MEXIKANISCHE GESCHICHTE



Von Traugott Schaller.

Hinter dem Blockhaus, etwas abseits, lag eine alte, verfallene Hütte. Dort war Josés Lieblingsaufenthalt. Zwar hatte ihm seine Mutter streng verboten, bei der Hütte zu spielen. Aber José spielte schon deshalb mit Vorliebe an dem Ort, weil er von den andern gemieden wurde. Hier war es, wo José eines Tages aus dem Gebüsch vor der Hütte einen tiefen Seufzer vernahm. José näherte sich leise und vorsichtig und sah am Boden einen Mulatten liegen, der ihn voll Todesangst anstarrte.

„Fehlt dir etwas?“ fragte José teilnehmend.

„Bieber Knabe,“ erwiderte der Mulatte, „verrate mich nicht. Man würde mich töten. Ich bin angeschossen. Ich habe Durst. Bring Wasser! Aber verrate mich nicht!“

„Oh,“ sagte José, „bin ich etwa ein Verräter? Warte, ich hole Wasser!“ Bald erschien der Knabe wieder mit einer Flasche voll Wasser. Der Mulatte trank gierig.

„Wer hat dich denn angeschossen? Warum will man dich töten?“

„Still,“ flüsterte der Mulatte.

José versorgte den Verwundeten zwei Tage hindurch mit Speise und Trank. Am dritten Tage war der Mulatte verschwunden. Bald nachher hatte José von den Baqueros (den Kuhhirten) erfahren, daß der Mulatte von ihnen beim Viebstehlen angeschossen worden war.

*

Ungefähr ein halbes Jahr später war es, als Don Alonso de Hernandez y Luesca sich

eines Morgens auf seinen besten Hengst schwang und davonsprengte. Sein Sohn José war diese Nacht plötzlich schwer krank geworden. Don Alonso ritt zum Arzt. Da, wo die Straße scharf abbiegt nach San Sebastian, trat aus dem Walde ein riesenhafter Mulatte. Das Pferd scheute und war mit einem wilden Satz am Straßenrand. Don Alonso sprang aus dem Sattel, riß sein Gewehr von der Schulter, legte an und rief: „Bleib stehn, du Hund, und sage schnell, was du willst!“

Der Mulatte erwiderte, ohne Bedung zu suchen: „Der Doktor Don Pedro Perez kann Eurem Sohn nicht helfen. Euer Ritt ist umsonst. Kehret um!“

Don Alonso ließ sein Gewehr sinken. Er war erstaunt, daß der Mulatte, den er nie gesehen hatte, ihn kannte und wußte, daß er einen Sohn hatte und außerdem, daß dieser erkrankt war. Don Alonso fragte deshalb in etwas milderem Ton:

„Was weißt du, schwarzer Halunke, von meinem Sohn?“

Ueber das Gesicht des Mulatten zuckte wie ein Blitz ein Grinsen.

„Maca Tembo weiß alles“, antwortete er selbstbewußt. Als er diese Worte gesprochen hatte, trat er in das Dickicht des Waldes zurück und war den Blicken Don Alonso's entchwunden.

Schnell führte Don Alonso seinen Hengst auf die Straße zurück. Dann schwang er sich wieder auf ihn und setzte seinen Weg fort. Am späten Nachmittag hatte er sein Ziel erreicht. Er schilderte dem Doktor in kurzen

Worten seines Sohnes Krankheit und bat Don Pedro, unermüdlich mitzukommen. Ohne Zwischenfall langten sie in dunkler Nacht an. Der Arzt wurde sofort zu dem Kranken geführt. Don Pedro fühlte ihm den Puls, machte ein besorgtes Gesicht und ließ sich von der verzweifelter Mutter Bericht erstatten, wie sich die Krankheit im Verlauf des Tages geäußert hatte. Dann schob er einen Stuhl an das Bett des Knaben und begann in seinem Doktorbuch nachzuschauen, was José wohl fehlen könnte. Er las und las . . . Die Buchstaben begannen zu tanzen, purzelten durcheinander und wurden größer und größer. Don Pedro war eingeschlafen und träumte. Als er des Morgens aufwachte, hörte er einen furchtbaren Schrei. Die Mutter stand vor dem Bett des kranken Sohnes, und das Bett war leer. Don Pedro fuhr auf, taumelte, rieb sich die Augen und sah sich, vom Schlaf noch halb benommen, um. Wo war er? Richtig — bei Don Alonso. Dieser trat gerade ins Zimmer. Mit einem Blick überfah er die Lage.

„Wo ist mein Sohn?“ fragte er tonlos.

Die Mutter war am Bette zusammengebrochen.

Don Pedro zitterte. Es war die schwerste Stunde seines Lebens. Der kalte Schweiß rann ihm von der Stirn. Während Don Alonso sich über seine Gattin beugt, seinen eigenen Schmerz unterdrückend, um ihr Trost zuzusprechen, stahl sich der Arzt wie ein Dieb hinaus, bestieg sein Pferd und ritt davon.

Eine Woche war seit dem Unglückstage verstrichen. Die angestrengten Nachforschungen Don Alonsos nach seinem Sohne waren erfolglos geblieben. Wie ein Schatten ritt der sonst so stolze Hidalgo auf seinen Besitzungen

umher. Einen Rinderhirten, der ihm unter Zittern und Zagen mitteilte, daß in der vergangenen Nacht zwei schöne Kinder und ein stattliches Pferd gestohlen worden seien, hörte Don Alonso teilnahmslos an. Auch Don Alonsos Frau war durch das Verschwinden ihres Sohnes niedergeschmettert. Sie saß Tag für Tag am Fenster und sah auf die Prärie hinaus. So saß sie auch, als sie eines Morgens aus der Ferne einen Reiter auf das Haus zusprengen sah. Er kam näher und näher. Er ritt auf einem Pferde, und dieser Reiter war — ein Knabe.

Wenn es José wäre! Sie fixierte die Augen an. Der Reiter kam immer näher. Und wahrhaftig — er war es. Ihr Sohn José, lebend und gesund!

Die Mutter wurde fast wahnsinnig vor Freude, rannte ihn entgegen, hob ihn vom Pferde, drückte, herzte und küßte ihn, bis beide ganz atemlos waren. Wie ein Lausfeuer verbreitete sich die Freude. Nachricht. Don Alonso kam auf seinem Renner angejagt und umarmte seinen wiedergefundenen und genesenen Sohn unter Freudentränen. José mußte erzählen.

„Als ich zu mir kam, befand ich mich in einer elenden Baracke. An meinem Lager aus Stroh und Decken kauert ein Missethäter. Ich erkannte ihn gleich wieder, es war der Mann, den ich damals gepflegt hatte.“

„Den du gepflegt hattest?“ fragten Alonso und seine Frau gleichzeitig.

Jetzt mußte José sein bisher gehütetes Geheimnis preisgeben. Er erzählte dann weiter, wie der Missethäter ihn geraubt hatte, weil er erkannte, daß bei der schweren Krankheit, von der er befallen war, sofortige Hilfe not täte.



Eines Tages sprengte ein Reiter auf das Haus zu. — Es war José.

„Heute morgen hat er mich vor Tagesanbruch geweckt, setzte mich auf dieses Pferd und sagte: „Nun reite immer geradeaus, und du wirst nach dem Hause deiner Eltern kommen.“ — Dann gab er mir noch diesen Brief für dich, Vater, und nahm Abschied von mir. Er ist mein Freund.“

Don Alonso nahm den Zettel, auf dem etwas zu lesen stand, das man in deutscher Sprache vielleicht am besten so übersetzt:

„An don allonzo id haben dein sohn ge-

funft gemacht. Don pedro perez ist dümer als eine Holzeiman von Puebla und als ein neugeborn Kalbb. Er hätt deine kind gemortet. Id haben mühe gehabt und velle arbeitet mit dein krankes sohn. Id haben dafür zwei Rinder und ein Ferk an mich genommen.“

Maca Tembo Dokktor und Fiehändler.“

Als Don Alonso den Brief gelesen hatte, reichte er ihn lachend seiner Frau und sagte: „Viehändler nennt sich der Halunkel!“

Jagd auf Eisbären

von Dr. Adolf Heilborn

Wer das gewaltigste Raubtier der Polargebiete, den Eisbären, nur vom Zoologischen Garten oder aus dem Zirkus her kennt, der vermag sich von der Kraft und Mordgier dieses „Tigers der Arktik“, wie ihn der ameri-

kaniische Polarforscher Kane einmal treffend genannt hat, nicht die rechte Vorstellung zu machen. Hinter den Gitterstäben, auf den Käfigbohlen spielt der Tyrann der Polarwelt eine klägliche Rolle; im ewigen Schnee und



Jagd auf Eisbären: Zwei Eisbären beim Spiel.



Jagd auf Eisbären: Ein Eisbär verläßt sein kaltes Pad.

Eis seiner nordischen Heimat ist er ein völlig anderer. Da ist nichts mehr von der plumphen, lächerlich wirkenden Zutunlichkeit der Landbären wahrzunehmen: dieser 2½ Meter lange, weißhaarige Geselle mit dem gereckten Hals und dem spitzen Kopfe ist ein reizvoller Anblick. Die runden Säulen der Beine enden in breite, platte, glatte Tagen, die wie zu lautlosem Schleichen geschaffen scheinen. Schauen wir genauer zu, so sehen wir, daß die scharfbefrallten Zehen durch derbe

Schwimmhäute verbunden sind, und wissen nun, daß der Eisbär mit seinem langgestreckten Leibe auch ein guter Schwimmer sein muß. Das Schwimmen erleichtert ihm eine dicke Speckschicht unter der Haut. Ein Tier von dieser Größe hat natürlich ein großes Nahrungsbedürfnis, und seinen gewaltigen Hunger sucht der Eisbär mit allem zu füllen, was im Norden lebt und wächst. Wale, Seehunde, Polarsüchse, Vögel und ihre Eier, aber auch Flechten, Moos, Gras und

Beeren sind ihm willkommenere Beute. Schlau und verschlagen wie ein Tiger geht er beim Beschleichen der Beute zu Werke. Vermag er sich den Robben, die auf dem Eise neben ihrem Luftloche liegen, nicht unbemerkt zu nähern, so schwimmt er geräuschlos unterm Eise auf sie zu, taucht plötzlich aus dem Luftloche auf und stürzt sich auf die vor Schreck Ueberraschten. Seines prächtig weiß glänzenden Felles wegen hat der Mensch dem Eisbären schon seit Jahrhunderten nachgestellt. Für gewöhnlich geht der Eisbär dem Menschen, dessen Ueberlegenheit er allgemach kennen gelernt hat, aus dem Wege, ja er flieht selbst vor ihm; in die Enge getrieben

und gestellt aber ist er ein sehr gefährlicher Gegner, und den fliehenden Menschen verfolgt er fast regelmäßig. Mit unsern modernen Feuerwaffen ist die Eisbärenjagd längst nicht mehr so gefährlich wie ehemals, da man dem Tiere mit Lanze und Messer zu Leibe ging, wobei mehr als ein tollkühner Jäger das Leben einbüßte. Die Eingeborenen in Sibirien greifen jedoch noch heute den Eisbären nur mit Lanze und Pfeil an.

Der amerikanische Polarforscher Kane, den ich bereits erwähnte, hat uns solche Eskimojagd mit Lanze und Hunden einmal beschrieben. Die Hunde sind so abgerichtet, daß sie sich mit dem Bären in keinen Kampf einlassen, sondern nur seine Flucht aufhalten. Während der eine von vorne her die Aufmerksamkeit des Bären auf sich zieht, fällt ihn der andere von hinten an, und sie halten den Bären so lange auf, bis der Jäger herangekommen ist. Sind zwei Jäger auf die Jagd gegangen, so wird der Bär mit Leichtigkeit erlegt. Der eine tut so, als wollte er dem Tier den Speer in die rechte Seite stoßen; der Bär wendet seine Taten nach der bedrohten Flanke, läßt dadurch die linke ungedeckt und empfängt hier die Todeswunde. Nimmt ein einzelner Jäger den Kampf mit dem Bären auf, so reizt er das Tier zur Verfolgung, indem er sich stellt, als ob er fliehe. Kaum hat der Bär sich herumgedreht, so springt der Eskimo in die frühere Stellung zurück und jagt ihm, während der Bär sich ebenfalls wenden will, die Lanze unterhalb der linken Schulter in die Seite.

Während der männliche Eisbär kein Raften kennt, scharrt sich das Weibchen gegen Ende des Jahres unter schützendem Felsen eine Grube und läßt sich einschneien. In dieser Zelle bleibt es bis zum März, und hier werden auch die Jungen geboren. Das Atmen und die Körperwärme erweitern allmählich die Schneehütte und schaffen nach oben hin eine Art schmalen Kamins. Durch diesen kleinen, häufig vereisten Schornstein verrät sich das Tier dem Jäger.



Jagd auf Eisbären:
Ein gefangener Eisbär wird verladen.

Als der erste Phonograph in Europa vorgeführt wurde



Es war im Anfang des Jahres 1878, als in den Kreisen der Pariser Gelehrten ein wunderliches Gerücht die Runde machte. Der berühmte Physiker Du Moncel, ein Freund des amerikanischen „Zauberers“ Edison, wollte der Akademie der Wissenschaften eine neue Erfindung des Meisters vor-

Als der erste Phonograph in Europa vorgeführt wurde: Professor Bouillaud stürzte wütend auf die Rednertribüne.

führen, die angeblich darin bestand, daß eine Walze, die sich um sich selbst drehte, wie ein Mensch reden konnte. Die Gelehrten lächelten und hielten die ganze Sache für einen Scherz.

Aber — wer hätte das gedacht? — In einer Sitzung der Akademie am 11. März 1878 erbat der berühmte Du Moncel das Wort, ging auf den erhöhten Rednersitz und stellte tatsächlich einen kleinen Apparat vor sich auf den Tisch! Ueberrascht und erstaunt, der seltsamen Dinge harrend, die jetzt kommen mußten, sahen sich die gelehrten Herren mit vielfachem Lächeln an.

Professor Du Moncel beachtete die halb ernsthafte, halb ironische Verwunderung seiner gelehrten Zuhörer nicht und begann, die wunderbare Erfindung zu erklären. Mit Hilfe einer gleitenden Nadel, die ein Mikro-

phon mit einer Staniolwalze verbindet, sagte er, werden deutlich Worte hörbar, die auf die Walze geritzt waren! Das also war das Wunder, das redende Metall . . . Wieder lächelten die Gelehrten und schüttelten die Köpfe. Da kann man viel in Staniol einrizen! Hahaha, amerikanischer Schwindel!

Jetzt aber ließ Du Moncel seinen Worten die Tat folgen. Totenstille herrschte in der großen Halle. Ein leiser, scharrender Ton flog durch den Saal. Aber nun — was war das? Eine merkwürdige, sanft trächzende Stimme erhob sich. Sagte schlicht und deutlich: „Guten Tag, meine Herren, kennen Sie mich nicht? Ich bin Edisons Phonograph!“

Im gleichen Augenblick stellte Professor Du Moncel die Feder ab, das Sprechen und

(Fortsetzung auf Seite 10.)

Ein Abenteuer der freu und ehrlich ge



Frei fühlt der Mensch sich und erheitert,
Rehrt er ins Leben heim, geläutert.
Nuch Laatsch und Bommel, voller Streben,
Entsagen nun dem Bommelleben.



Doch stürzen beide Jugendmuster.
In eine Grube, tief und duster.
Schon denken sie, ihr End' ist nah',
Da, welch ein Glück, was sehn sie da?



Das viele Geld, zur Freude beider,
Schafft ihnen nagelneue Kleider,
Das erste Magazin des Orts
Verleiht das Aussehn eines Lords.



Was nun beginnen mit dem Abend?
Da naht — das Geld gewittert habend —
Ein Taschendieb, dem Mitleid fremd,
Der flink den Nest des Mammons klemmt.

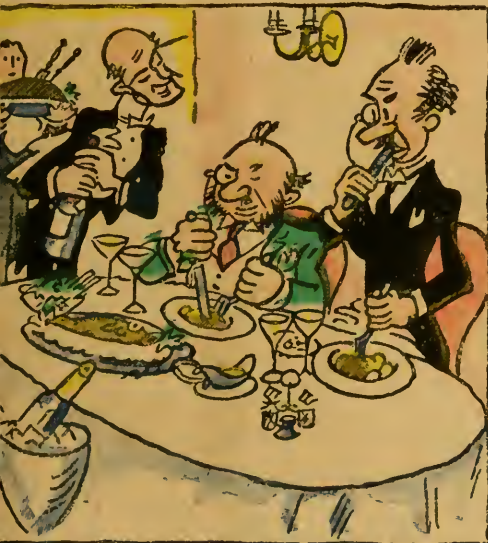
nden Freunde Laatsch und Bommel



Da liegt aus längst vergang'nen Zeiten
Ein Goldschatz voller Kostbarkeiten,
Zwar fremdes Gut lockt beide schwerlich,
Weil jezt sie ja so furchtbar ehrlich.



Doch bringen sie, was sie gefunden,
Dem Institut für Völkertunden.
Man lohnt sie reich und hoch erfreut.
Seht, so belohnt sich Ehrlichkeit!



In ihrer Freude Ueberschwang
Gehn sie ins feinste Restaurant.
Und ahnen nicht, daß sie kein Geld,
Werauf der Kellner leider hält.



Er sezt aufs Pflaster sie ergrimmt,
Weil er Bezahlung nicht bekommt.
So ging's den beiden — ei verflucht —
Als sie es ehrlich mal versucht.

Schnarren hörte auf. Der Professor machte eine leichte Verbeugung, sein Vortrag war zu Ende.

Noch herrschte Stille im Saal, nur wenige Sekunden lang. Dann brach der Sturm los. Kein Sturm, ein Taifun! Was fiel dem Kollegen Du Moucel ein? Wollte er sich über die Anwesenden lustig machen?! Unerhört! Das war doch aufgelegter Schwindel; Taschenspielererei war das! Schmährufe wurden laut, und als erster sprang der temperamentvolle Professor Bourilaud auf, stürzte auf die Rednertribüne, packte in ungezügelterm Zorn den Professor Du Moucel an der Gurgel und schrie: „Sie Schuft, glauben Sie, wir lassen uns von einem Bau ch r e d n e r zum besten halten?“ — Der Physikprofessor hatte alle Mühe, seinen entrüsteten Kollegen abzuschütteln und

seinen geheimnisvollen Apparat sicher in dem Ledertoffer zu verstauben.

Nie hat es einen größeren Krach in der ernsthaften Académie des Sciences in Paris gegeben, als an diesem Tage. Die Anwesenden verließen unter Protest den Saal und formten sogar ihren Protest dergestalt, „daß vernunftbegabte Menschen niemals annehmen könnten, daß ein schäbiges Metall den edlen Klang der menschlichen Stimme wiederzugeben imstande sei...“

Um ein Haar wäre der Physiker Du Moucel aus der Liste der Akademiker gestrichen worden.

Edisons Phonograph war bekanntlich kein Schwindel; es wurde noch viel von ihm gesprochen, auch in den Kreisen der Akademiker. Dagegen von der Sitzung am 11. März 1878 — davon redeten sie nicht gern! K. E.

Targa Florio

Das große Automobil-Kennen in den Bergen Siziliens

Unter den Automobilwettbewerben sind neben denen, die zur Leistungsfähigkeit der Wagen ausgetragen werden, die am interessantesten und wichtigsten, bei denen die Schnelligkeit erprobt wird. Solche Veranstaltungen haben wir z. B. auf der Berliner Automobilstraße im Grunewald bei Berlin, wo im vorigen Jahre der schnellste Wagen in 1 Stunde ungefähr 130 km zurücklegte, also viel, viel schneller als ein Eisenbahnzug fuhr. Auf amerikanischen Automobilbahnen werden noch größere Geschwindigkeiten erzielt. Ehe man solche Automobilstraßen oder -bahnen hatte, wurden die Rennen auf den Landstraßen abgehalten. Davon ist man aber fast gänzlich abgekommen. Zu den wenigen Rennen, die noch immer auf diese Weise ausgefahren werden, gehört jener Wettbewerb, den alljährlich ein italienischer Edelmann namens Vincenzo Florio auf der Insel Sizilien in abgelegener, verkehrsarmer Gegend

veranstaltet. Er hat für dieses Rennen als ersten Preis einen silbernen Schild (der auf italienisch „Targa“ heißt) gestiftet, und davon hat die Veranstaltung den Namen „Targa Florio“ erhalten.

Dieses sizilianische Rennen ist von ganz besonderer Bedeutung; schon deshalb, weil die Fahrt, auf steilen Gebirgsstraßen verlaufend, an Fahrer und Wagen große Anforderungen stellt. Diese Gebirgsstraßen bilden auf der Landkarte ein großes Dreieck von 108 km Länge. Zuerst geht es 54 km weit immer bergauf, dann 40 km bergab, und nur da, wo die Straße am Meere entlangläuft, bleibt sie 14 km lang ziemlich eben. Solche starke Steigung ist für Kraftwagen eine harte Aufgabe; noch größere Schwierigkeit bietet aber die Beschaffenheit der Straßen. Während man bei anderen Rennen darauf bedacht ist, möglichst geradlinig verlaufende, breite, glatte Straßen zu wählen und diese noch verbessert, wird die



Graf Masetti, Sieger des diesjährigen Targa - Florio - Autorennens-



Targa Florio: Der Weg führt in saufender Fahrt an Giehbächen und Abgründen entlang.

Targa Florio auf schmalen, schlecht erhaltenen, trummlinigen Straßen gefahren. Die Strecke schlängelt sich fortwährend hin und her, durch Felder und Wälder, durch tiefe Schluchten der Gebirgsbäche und über hohe Bergpässe.

Nicht oft gibt es Stellen, an denen der Fahrer den Wagen 100 Meter geradeaus laufen lassen kann. Auf der 108 km langen Dreieckstrecke sind 1500 Biegungen, Kurven und Kehren zu zählen, und das bedeutet — da die Konkurrenten die Strecke viermal ab-

fahren müssen —, daß in dem Rennen sechstausendmal der Wagen abgebremst, die Zahnradertuppelung umgeschaltet werden und der Motor dann schnell wieder losziehen muß. Alles in allem, dieses Rennen ist ein vollständiges Prüfungsprogramm für einen Wagen, der alles zeigen soll, was er leisten kann.

42 Wagen nahmen an dem diesjährigen Rennen teil, darunter befanden sich neben vielen italienischen auch einige deutsche, österreichische und französische. Die Wagen

traten das Rennen an der Küste bei Cerda in kurzen Abständen einzeln an. Es war eine wilde Jagd auf Leben und Tod. Auf den abschüssigen Straßen wird nicht gebremst und der Motor nicht abgestellt. Hier wird der Sieg erkämpft, der dem Tollkühnsten zufällt. Hinab geht es in saufender Fahrt, an Gießbächen und Abgründen entlang. In den engen Schluchten wird das Knattern der Motoren zum Dröhnen, das die Felswände empordonnert und aus ihren Horsten die Raubvögel aufscheucht, die dann ängstlich hoch oben am blauen Himmel durcheinander kreuzen. Mit wahnwitziger Geschwindigkeit geht es durch die Kurven. In jeder Ecke lauert der Tod. Wehe dem Fahrer, der hier seine Kaltblütigkeit verliert. Ein Zaudern, nur den Bruchteil einer Sekunde lang, ein falsches Einschägen, ein zu starker oder zu schwacher Ruck am Steuerrad sind ihm verderblich. Der Wagen kommt schlecht in die Kurve, gerät ins Schleudern, überschlägt sich drei-, viermal und begräbt seine Insassen unter sich, die unrettbar verloren sind, wenn obendrein das ausfließende Benzin an dem heißen Motor Feuer fängt. Oder der Wagen wird aus der Kurve herausgeschleudert und zerschmettert an einer Felswand, oder er zerfällt im Abgrund. — Aber die Fahrer der Targa Florio haben Nerven von Stahl und tragen allen Gefahren. Die Verwegensten verstehen es, hier einen entscheidenden Vorsprung zu gewinnen, den sie dann auf dem am Meer entlangführenden ebenen Teil der Strecke noch erhöhen können. Denn auf dieser Straße ist es möglich, die Geschwindigkeit bis auf 120 km in der Stunde zu steigern. Die Wagen machen aber bei dieser Schnellig-

keit infolge der Unebenheiten des Bodens tolle Sprünge, so daß die Straße kaum breit genug ist und die Insassen durch krampfhaftes Anklammern verhüten müssen, von den Eigen geschleudert zu werden.

Auf der ersten Runde ist der italienische Graf Masetti auf seinem deutschen Mercedes-Wagen mit 1 Stunde 37 Minuten 47 Sekunden der schnellste gewesen.

Am Ziel hatte man große Tribünen errichtet, auf denen viele tausend Zuschauer dem Rennen bewohnten. Telegraphisch wurde dorthin von allen Orten die Durchfahrt der Fahrer gemeldet. So konnte man dort genau den Verlauf des Rennens verfolgen, und die Menge war in großer Erregung, weil sie natürlich lieber ihrem Landsmann, wenn er auch einen deutschen Wagen fuhr, als einem anderen den Sieg gönnte. Dem Grafen gelang es in der letzten Runde, den Abstand zwischen dem vor ihm fahrenden Franzosen Goux von Ort zu Ort zu verkürzen. Der Franzose wurde nervös, und so kam es, daß er eine Kurve schlecht nahm und in den Chauffeegraben fuhr. Der Wagen blieb unbeschädigt, aber der Zeitverlust genügte, daß Masetti die Führung an sich reißen konnte. Als die Nachricht eintraf, daß Masetti den Franzosen überholt habe, brach großer Jubel aus. Die Spannung war aufs höchste gestiegen; denn der geringste Zwischenfall konnte Masetti noch um den Sieg bringen. Als aber dann in der Ferne der rote Wagen des Grafen auftauchte, geriet die Menge in einen Freudentaumel.

So hatte Masetti auf dem deutschen Mercedes-Wagen mit 6 Stunden 50 Minuten 50 Sekunden gesiegt

Die Auflösung des Zitatenspreisträtsels aus Nr. 12

Liebe Freunde! Onkel Toldi hatte seine helle Freude daran, als er sah, wie rege Ihr Euch an seinem Zitatenspreisträtsel beteiligt habt. Mit Stolz sieht er daraus, daß unter seinen Lesern einzelne recht gelehrte Köpfe sind.

Viele der Einsender haben zu dem einen oder dem andern Bilde einen witzigen Text gefunden, konnten aber trotzdem bei der Preisverteilung nicht berücksichtigt werden, weil die Bedingung, für alle drei Bilder Passendes zu finden, nicht erfüllt war

Die meisten Einsender fanden zu den drei Bildern, die wir heute noch einmal, verkleinert, wiedergeben, folgende Zitate:

Zu Bild 1: Durch diese hohle Gasse muß er kommen.

Zu Bild 2: Laßt, Vater, genug sein das grausame Spiel.

Zu Bild 3: Wohl! Nun kann der Guß beginnen.

Viele Einsender schrieben statt: „Laßt, Vater, genug sein das grausame Spiel“ die

andere Form: „Laß, Vater, genug sein des grausamen Spiels,“ doch ließ ich auch diese Form, weil sie sehr gebräuchlich ist, gelten.

Zu Bild 1 haben die meisten Einsender ein passendes Zitat gefunden; schwieriger war das Zitat zu Bild 2, am schwersten das zu Bild 3. — Sehr häufig wurden zu diesem Bilde die Worte: „Doch der Segen kommt von oben“ eingesandt, die drolligerweise auch als Unterschrift zum 2. Bilde herhalten mußten.

Viele Einsender fanden zu Bild 1 die Textstelle: „Dess' freut sich das entmenschte Paar“, die ich gleichfalls ausgezeichnet fand.

Die Zahl der Einsendungen überstieg nun bei weitem die Zahl der ausgesetzten Preise. Deshalb mußte eine Ziehung vorgenommen werden, die sich unter Vorsitz von Onkel Toldi feierlich vollzog. Dabei gelangten folgende Preise zur Verteilung:

Der Haupttreffer, ein schönes Buch nach eigener Wahl im Werte von 80 Mark, fiel auf

Sildegard Hirschberg, Lnd, Ostpr., Luisenpl. 3.

Die zehn Trostpreise, nämlich je ein schönes Buch, gleichfalls nach eigener Wahl, im Werte von 50 Mark erhielten:



1



2



3

Daß zu dem Bildchen in der Mitte die weitaus meisten und launigsten Lösungen einkamen, läßt tief blicken. Sehr viele Einsender fanden dazu die witzigen Worte: „Gekeilt in drangvoll fürchterlicher Enge“. — Nur schade, daß das Zitat in dieser Form falsch ist und richtig heißen muß: „Gekeilt in drangvoll fürchterliche Enge“. Andere gaben ihrem Unmut über die „Prügelsuppe“ Ausdruck mit den Worten: „Wo rohe Kräfte in n u l o s w a l t e n“; auch dieses Zitat habe ich unter die richtigen Lösungen eingereiht. Witzig ist auch der Text: „Hier ist die Stelle, wo ich sterblich bin“, entsprach aber doch nicht ganz dem Sinn des Bildes.

Auch zu Bild 3 kamen außer der oben genannten Lösung noch sehr viele andere; am häufigsten: „Aus der Wolke strömt der Regen“ und „Die schönen Tage von Aranjuez sind nun zu Ende“. Diese Einsendungen konnten ich aber nicht gutheißen, weil sie der Bedingung nicht entsprachen, zusammen mit dem Bilde einen komischen Sinn zu ergeben.

1. Willi Schubert, Berlin, Winsstr. 32;
2. Albert Bayer, Penzig O/L., Adlerhütte 1;
3. Gertrud Kesten, Lauterbach a. N.ügen, Hotel Vittoria.
4. H. Bronke, Charlottenburg, Roscherstr. 5;
5. Kurt Elsholz, Stendal, Frommshagenstr. 32;
6. Robert Gach, Berlin W., Pariser Str. 1;
7. Harry Lehmann, Lichtenberg, Frankfurter Allee 240;
8. Heinrich Silkenfeld, Charlottenburg, Giesebrechtstr. 13;
9. Ingeborg Stobwasser, Berlin, Yorkstr. 87;
10. Heinz Wild, Berlin, Franzstr. 18.

Es war ein schweres Stück Arbeit für Euch! Bald sollt Ihr wieder eine Nuß zu knaden kriegen, und damit mögen sich alle jene trösten, die diesmal leer ausgingen.

In der nächsten Nummer findet Ihr Auflösung und Ergebnis meiner Preisaufgabe „Das verrückte Gedicht“. Herzliche Grüße!

Fridolin.



Fünfzehn Millionen Mark in einer Hand.

Radium

Unser Bild zeigt ein Gramm Radium, das in einer Glasröhre sorgsam verschlossen ist. Diese Sorgfalt ist begreiflich, wenn man bedenkt, daß ein einziges Gramm hiervon mit 15—20 Millionen Mark bezahlt wird. Ursache dieses ungeheueren Preises ist die Tatsache, daß viele tausend Kilogramm des Grundstoffes, aus dem das Radium gewonnen wird, der Pechblende, im schwierigen Verfahren bearbeitet werden müssen, damit man nur $\frac{1}{10}$ Gramm Radium erhält. Es gibt nur wenige Institute auf der Erde, die mehr als $\frac{1}{10}$ Gramm Radium besitzen, aber man braucht auch nicht sehr viel davon, da noch der 50millionste Teil eines 1000stel Gramms dieses höchst seltenen Elements Wirkung übt. Das Radium wird vielfach für physikalische Experimente benutzt. Seine Strahlung dient auch den Ärzten zur Heilung von Krankheiten. Diese Strahlung ist in doppelter Hinsicht wunderbar. Zunächst ist es die ihre innewohnende, heilende Kraft, die uns staunen macht; dann aber auch der Umstand, daß diese Strahlung ununterbrochen vor sich geht.

*

Als es noch keine Taschentücher gab

Könnt Ihr Euch vorstellen, daß es einmal eine Zeit gab, wo das Taschentuch bei uns noch gänzlich unbekannt war? Könnt Ihr Euch das Bild vorstellen: eine vornehme Gesellschaft. Da kommt einem der feinen Herren plötzlich die Lust an, sich die Nase zu schnauben; und was tut er? Er nimmt die Hand dazu. Ihr werdet es kaum glauben, und doch war dieser Brauch einmal allgemein. Sogar

die Lehrer, die ja in den guten Sitten unterwiesen, gestatteten beim Schnutzen den Gebrauch der Hand, nur mußte es immer die linke sein. Kein Mensch fand damals, im Mittelalter, etwas Schlimmes dabei. Allerdings sah man streng darauf, daß zur Reinigung der Nase niemals die rechte Hand gebraucht wurde, weil man mit dieser das Fleisch aß. Erst im 16. Jahrhundert kam nach und nach das Taschentuch auf, aber noch im 17. Jahrhundert war es eine Seltenheit und durchaus nicht als ein selbstverständlicher und alltäglicher Gebrauchsgegenstand anerkannt. Man machte aber, so schreibt ein französischer Schriftsteller (de la Mélangère) im Jahre 1797, eine Kunst daraus, sich zu schnutzen. Der eine ahmte einen Trompetenton nach, der andere das Schnurren einer Kaze. Einer suchte den andern zu übertreffen.

Damit schließe ich diese kleine Plauderei, die zwar nicht ganz stubenrein, aber immerhin wissenschaftlich und recht heiter ist.

*

Umgekehrt ist auch gefahren

Als ich noch zur Schule ging — es ist schon lange her —, machten wir uns ein Vergnügen daraus, alle Wörter, die wir hörten oder lasen, von rückwärts zu lesen und herzusagen. Da war zum Beispiel ein Junge in meiner Klasse, der hieß Lemak. Wir nannten ihn aber nie anders als: Kamel. Seltsam, wie das manchmal paßt, nicht wahr? Noch ulkiger war es natürlich, wenn wir bei manchem Namen vergeblich versuchten, ihn umzudrehen, wie Otto und Anna. Wer aber beschreibt unser aller Erstaunen, als wir in einer Geographiestunde auf der vor uns hängenden Wandkarte Ortsnamen sahen, die, von vorn wie von rückwärts gelesen, gleich lauteten. — Da war „Alga“ in Thüringen, „Alha“ in Baden und „Burggrub“ in Bayern. Das ist doch interessant, nicht wahr? — Versucht doch, ob Ihr nicht noch mehr Ortsnamen solcher Art findet! Onkel Tobi.

Rätsel-Ecke

Oft dagewesen.

Wer kann eine Uhr mir nennen?
Wenn sie mal nicht richtig geht,
Schrecklicher Gestank entsteht
Und ein Staub, davonzurennen.

Guten Appetit!

Ein Riesenbildwerk, das voll Staunen
Nach tausend Jahren man noch preist,
Verlor ein „o“, und mit Behagen
Hab' mittags ich das Wort verspeist.

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

a — al — be — be — bra — chat — chlor
— de — di — dras — el — en — er —
gel — ham — heim — il — il — kalk —
kel — ler — li — lin — lu — ma — ma
— ma — naph — nau — ni — on — re —
run — rum — stra — tau — tha — ti
tri — ver — ze — zel

sind 16 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und
Endbuchstaben, beide von oben nach unten ge-
lesen, je ein Sprichwort ergeben; es ist als ein
Zeichen verwendet. Die Wörter bedeuten:
1. Deutschen Fluß. 2. Berg in Bolivia.

3. Wottenschuhmittel. 4. Deutschen Badeort.
5. Schloß in Spanien. 6. Alterserscheinung.
7. Rechnungsart. 8. Stadt in Ostindien
9. Halbedelstein. 10. Bleichmittel. 11. Vogel.
12. Italienischen Opernkomponisten. 13. Buch-
schmuck. 14. Türkische Stadt. 15. Figur aus
Don Carlos. 16. Verwandten.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 14.

Silbenrätsel.

Hast's geraten — bist ein schlauer Kerll

1. Heibel. 2. Mhasver. 3. Säge. 4. Taroß.
5. Steuer. 6. Gerste. 7. Esau. 8. Kuhla.
9. Apfel. 10. Theodorich. 11. Eros. 12. Naph-
thalin. 13. Bellini. 14. Irene. 15. Callust.

Seltames Ergebnis: (Zwei)fel, elf.

Denkübung: Tennis, sinnet!

Geographie: S und a (Sunda).

Warnung: Krawalle, Krawatte.

Fridolins Lachkabinett



„Mutti, hat der liebe Gott alles ge-
macht?“

„Ja.“

„Auch Onkel Max?“

„Ja, natürlich.“

„Na, Mutti, da hat der liebe Gott wohl
mächtig gelacht, wie er fertig war?“

*

Lehrer: „Die alten Römer waren ein
Volk voll erhabener Tugenden. Welches war
wohl ihre bemerkenswerteste Eigenschaft?“

Schüler: „Sie sprachen fließend Lateinisch.“

*



Unser Dadel reck seine Schnauze hoch
und beschnuppert die Schürze des Dienst-
mädchens. Die kleine Ilse sieht gesparnt zu,
dann sagt sie:

„Sieh mal, der Männe hat eben die Anna
angeschnauzt!“

Der Bauer Hannes war in Berlin und
erzählt nun zu Hause seine Erlebnisse:

„... Ich hab' alles gesehen. Nur den be-
rühmten Tiergarten nicht. Da stand einmal
an einer Tafel: Geh weg! (Gehweg!) Dann,
als ich von einer anderen Seite hineingehen
will, steht da: Fahr weg! (Fahrweg!) Und
gleich nebenan: Reit weg! (Reitweg!) Da bin
ich lieber nicht 'reingegangen.“

*



Der kleine Friz, der zum erstenmal eine
Echse sieht, die sich vorwärtswindet, ruft:
„Komm schnell mal her, Mama! Hier ist
ein Schwanz, der wedelt ohne Hund!“

*

Mutter: „Herr Direktor, mein Junge
arbeitet wirklich immer sehr fleißig, aber
wenn er gefragt wird, ist er verwirrt — er
ist zu schüchtern.“

Direktor: „So, mein Junge, bist du wirk-
lich so schüchtern?“

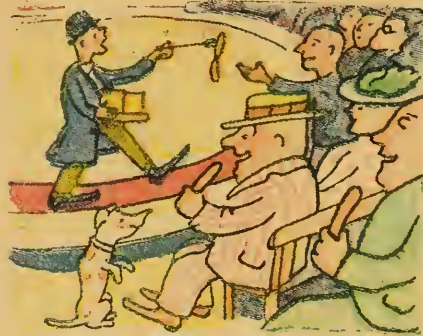
Schüler: „Ja, Herr Direktor, besonders
in Griechisch!“

Benjamin Pampe, der alle 14 Tage einen neuen Beruf sucht!

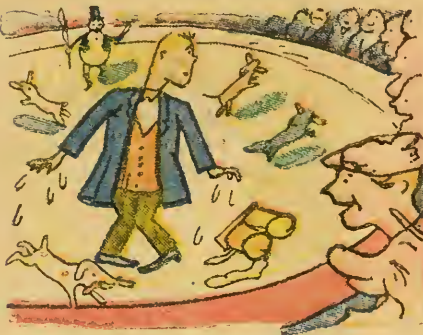
Pampe findet endlich einen passenden Beruf.



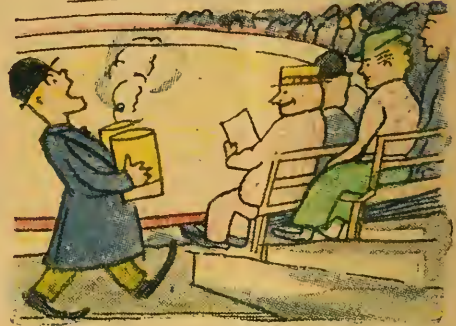
1. In seines Wissensdurstverlauf
Denkt Pampe nun an Wurstverkauf.



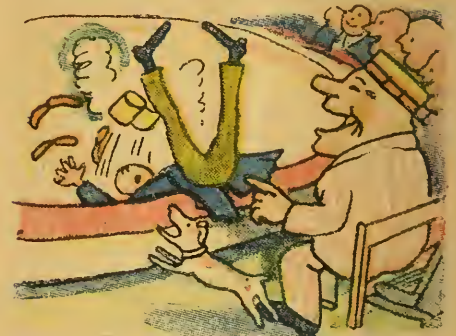
3. Wer ist nicht gern dabei was Gutes!
Der Benjamin ist frohen Mutes.



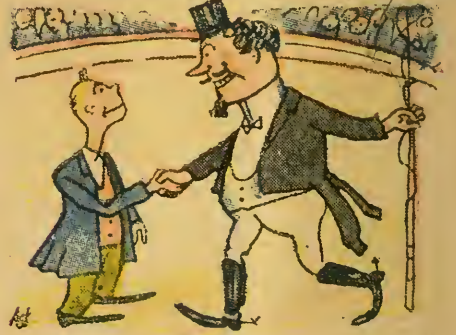
5. Paarweis sie jeder Dadel meistert;
Das Publikum ist ganz begeistert.



2. Und in des Lebens Stufenleiter
Ist er nun Zirkus-Mitarbeiter.



4. Doch ach, ein Fehltritt, welches Pech,
Die Würste gehn alleine wech!



6. „Auf dich,“ so heißt es, „ich vertrau‘ just,
Bleib hier, mein Freund, als dummer
Anjuch!“



HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORT, SPIEL, SPASS UND ABENTEUER



Schwammtaucher bei der Arbeit auf dem Meeresgrunde.
(Zu dem Artikel auf der nächsten Seite: „Auf dem Meeresgrunde.“)

Auf dem Meeresgrunde

Schwammtaucher bei der Arbeit

Von Dr. Adolf Heilborn.

Der Badeschwamm ist gewiß das erste Meerestier, mit dem wir Menschenkinder in nähere Verührung kommen. Er ist das Skelett eines Tieres, ein Skelett aus hornartiger Masse („Spongin“), die weich und rau zugleich ist, nur in geringem Grade sault und sich in den meisten Flüssigkeiten nicht löst. Wenn wir lebende Schwämme in ein Wasser stellen, das mit unlöslichem Farbstaub gefärbt ist, dann kann man an ihnen ständige strudelnde Bewegungen beobachten. Das Wasser wird dabei durch die feinen Oeffnungen der Oberfläche eingesogen und durch die großen Löcher wieder ausgestoßen, nachdem es im Innern des Schwammes seinen Sauerstoff und seine Nährstoffe abgegeben hat. Manche Schwammarten verstärken ihr Hornsubstanzgerüst durch Nadeln aus Kieselsäure oder kohlensaurem Kalk und schaffen so ganz wundervolle Gebilde, die wie die schönsten Spigenstidereien aussehen. Bei unserm Badeschwamm besteht das Gerüst oder Skelett aber nur aus der Sponginmasse, und eben darauf beruht seine Verwendbarkeit.

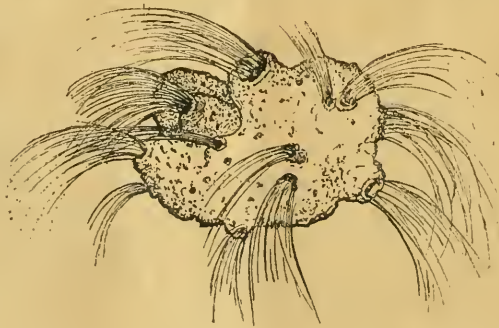
Während viele der schönsten Schwammarten nur in den tiefsten Gründen des Weltmeers leben, kommt der Badeschwamm in geringeren Tiefen vor, so daß man ihn an manchem Ort vom Boote aus sehen und mit Hilfe eigentümlicher Harpunen, die ganz an den Dreizack Neptuns erinnern, vom Meeresboden abreißen kann. Gewöhnlich jedoch wird die Schwammgewinnung durch Taucher betrieben. Im Altertum nahm der Taucher einen Mund voll Olivenöl mit in die Tiefe, spie es, auf dem Grunde angelangt, aus, und das aufsteigende Öl glättete dann in grobem Umkreise die

Wellen und ließ dadurch zugleich mehr Helligkeit in die Tiefe strömen. Heute gehen die Taucher der syrischen und auch anderer Küsten mit einer breiten, flachen, ziemlich schweren Tafel weißen Marmors in die Tiefe. Diese Marmortafel ist an einem Seile befestigt und wird zunächst von dem Taucher mit beiden Händen über den Kopf gehalten. Um die linke Faust hat er ein zweites Seil geschlungen, mit dem er später das Signal zum Aufziehen gibt. Der Marmorbloß dient einmal als Sengewicht und schützt zugleich beim raschen Hinuntergleiten den Kopf vor manchem Anprall. Am Boden dient er dann durch sein weißes Leuchten als eine Art von Laterne. Der Taucher reißt nun mit seinen Händen soviel Schwämme los, wie er in aller Eile erreichen kann und stopft sie in ein mitgenommenes Netz. Ein geschickter Taucher erbeutet in der Regel jedesmal etwa ein Duzend Schwämme. Geübte sollen bis 3½ Minuten in der Tiefe verweilen können; bisweilen treibt der große Druck in der Tiefe dem Taucher das Blut aus Mund und Nase. Gefahr droht ihm nur von Haifischen, die er aber gewöhnlich durch ein paar hastige Bewegungen verschrecken kann.

Da diese Schwammfischer das Tauchen von frühesten Jugend an üben, sind sie außerordentlich abgehärtet und wagemutig. Neuer-

dings sieht man die Schwämme übrigens auch mit besonders dazu konstruierten Schleppnetzen, die wie breite Schaufeln über den Meeresboden schleifen und pflügen.

Wenn der Schwamm aus dem Wasser herausgebracht wird, erscheint er als ein rundlicher oder lappiger Ball von dunkelvioletter bis



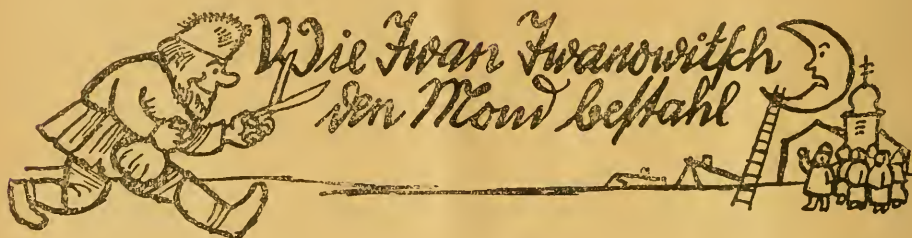
Auf dem Meeresgrunde: Ein lebender Badeschwamm, der das Seewasser durch die Oeffnungen ansaugt und durch die großen Löcher wieder ausstößt.



Ein Taucher, der mit seiner Stahlausrüstung vom Bord des Schiffes
ins Meer hinabgelassen wird.

schwartzlicher Färbung. Im Mittelmeer wäscht man ihn alsbald aus und weicht ihn dann weiter im Meereswasser, wobei die Weichteile des Tieres nach Verlauf von einiger Zeit wegsaulen. Die amerikanischen Schwammfischer sehen dagegen die Schwämme erst tagelang der glühenden Sonne aus und bringen sie hernach zum Ausfaulen in große

Wasserbeden. Dann preßt man die Schwämme in großen Säcken zusammen und bringt sie so in den Handel. Sie werden nach Art und Gewicht verkauft: die feineren Sorten kommen noch immer hauptsächlich aus den östlichen Teilen des Mittelmeeres; die amerikanischen Schwämme eignen sich mehr für technische Zwecke.



Auf der Insel Suchemal, die irgendwo in einem nördlichen Meere liegt, lebten vor unendlichen Zeiten sehr dumme und unwissende Menschen. Sie beschäftigten sich meist mit Fischfang und Jägerzt, die sie schlecht und recht ernährten. Da war aber einer unter ihnen, der aus Rußland gekommen war, der Jäger Iwan Iwanowitsch. Er war ein pflissiger Bursche und kümmerte sich nur wenig um seine Nachbarn. Und sie kümmerten sich ebenso wenig um ihn. Als Fellhändler fuhr er, mit vielen Fellen beladen, oft ans Land, um dann nach einigen Tagen mit dem leeren Boot wieder heimzukehren. Das ging so durch viele Jahre. Keiner beachtete ihn, bis es eines Tages aufstieg, daß er beim Tranhändler ein Goldstück wechselte; ein richtiges Goldstück. Wie ein Sturmwind segte die Nachricht durch die ganze Insel, daß Iwan ein reicher Mann sei. Vergebens zerbrachen sich die Leute den Kopf; es kam ihnen nicht in den Sinn, daß er durch Fleiß, Sparsamkeit und vor allem durch seine Klugheit so viel Geld erworben haben könnte. —

Es war in einer mond hellen Frühlingsnacht. Droben stand die Sichel des Mondes und lächelte auf eine Gruppe von Bauern herab, die wieder einmal über des Fellhändlers Reichtum hin- und herredeten.

Da erhob einer — es war der Dümme — seine Stimme: „Jetzt habe ich's,“ sagte er. „Seht doch mal, — dort oben!“ — Und alle, die um ihn standen, blickten hinauf nach der Mondsichel. „Seht doch,“ nahm der Dumme wieder das Wort, „alle Tage wird der Silbermond kleiner und kleiner; es ist kein

Zweifel, Iwan Iwanowitsch schneidet sich jede Nacht ein Stück ab; daher sein Reichtum.“

„Natürlich! — So ist es!“ riefen die anderen erregt durcheinander, und dann machten sie sich auf, zogen nach dem Hause des armen Iwan, um ihn wegen Diebstahls festzunehmen.

Was nützte es dem armen Iwan, seine Unschuld zu beteuern. Die dummen Bauern blieben dabei, er hätte den Mond bestohlen.

Da kam dem Beschuldigten, der den Schalk im Nacken hatte, ein Gedanke. „Nun denn,“ sagte er, „ich will es Euch gestehen: ich habe tatsächlich den Mond bestohlen — — — Aber ich will den Schaden wieder gut machen. Wartet noch drei Tage, dann sehe ich Euch den Mond wieder so in Stand, daß er wieder seine volle, runde Scheibe zeigt, wie vorher.“

Damit waren die Bauern zufrieden und gingen heim. Nun war es gerade Neumond, und der schlaue Iwan wußte, daß in drei Tagen der Mond wieder anfang, zuzunehmen. Mit Vergnügen sahen denn auch die dummen Inselbewohner, wie der Mond immer größer wurde und glaubten nicht anders, als daß Iwan Iwanowitsch sein vermeintliches Unrecht wieder gut gemacht hätte.

Wie staunten sie daher, als nach kurzer Zeit der Mond wieder abnahm. Empört eilten sie zur Wohnstätte Zwans, um ihn wieder zur Verantwortung zu ziehen! Aber sie fanden das Nest leer. Iwan hatte die erste Gelegenheit benützt, um mit seinem Geld und seinen Sabselegitäten auf einem vorbeifahrenden Dampfer die Insel zu verlassen. Für immer!

Was sind lebenswichtige Betriebe?

2. DIE ELEKTRIZITÄT

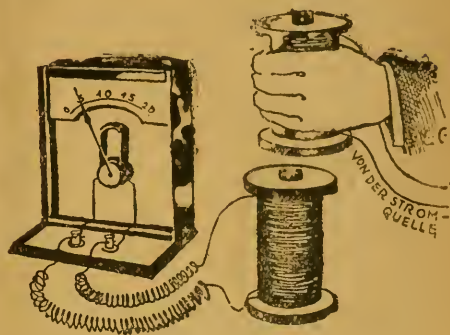
Ihre Erzeugung und Verwendung.

Von Arthur Fürst.

In Nr. 13 beschrieb ich Euch den Weg des Wassers vom Wasserwerk zum Küchhahn. Heute schildere ich die Erzeugung und Verwendung der Elektrizität.

Es gibt noch immer viele Leute, die, wenn von der Elektrizitäts-Erzeugung die Rede ist, an die Elektrifiziermaschine denken. Aber durch Reibung kann man keine so gewaltigen Strommengen erzeugen, wie sie heute allorten zur Versorgung von Lampen und Motoren gebraucht werden. Wenn man richtige Kraftströme erzeugen will muß man sich der elektromagnetischen Induktion bedienen.

Wir stellen einen Elektromagneten, also eine Spule aus isoliertem Draht mit einem Eisernen darin, auf den Tisch und schließen an die Enden der Drahtwicklung ein Instru-



Elektromagnetische Stromerzeugung:

Durch Bewegung eines mit Strom versorgten Elektromagneten gegenüber einem feststehenden, stromlosen Elektromagneten entsteht in letzterem ein Strom, den der Zeiger des Meß-Instruments anzeigt



Wie der elektrische Strom erzeugt wird:

Eine Riesen-Dynamo-Maschine, die von einem Diesel-Motor angetrieben wird.

ment an, dessen Zeiger ausschlägt, wenn Strom hineingelangt. Nun nehmen wir einen zweiten gleichgearteten Elektromagneten in die Hand, durch dessen Wicklung ein von irgendwoher kommender Strom fließt. Wir halten den zweiten Elektromagneten über den ersten, beobachten das Instrument für die Stromanzeige und bemerken, daß der Zeiger auf Null weist. Sobald wir aber mit dem Elektromagneten in unserer Hand eine Bewegung machen, ihn also gegenüber dem Elektromagneten auf dem Tisch verschieben, schlägt der Zeiger aus. Er kehrt sofort nach Null zurück, wenn die Hand wieder still steht.

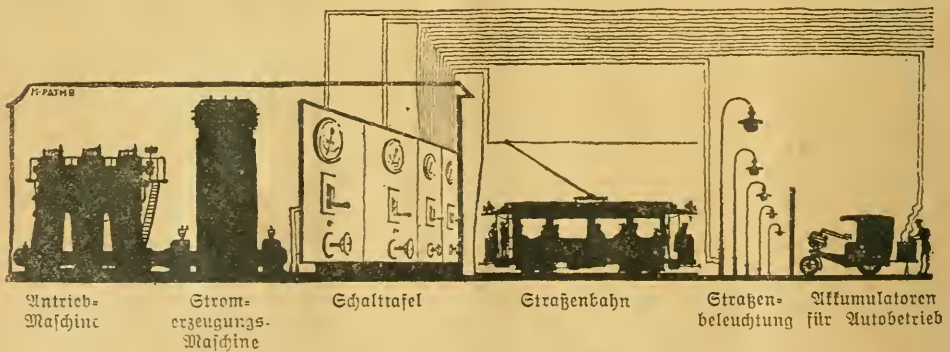
Die Bewegung eines Elektromagneten gegenüber einem anderen ruft einen elektrischen Strom hervor. Diese Wirkung, elektromagnetische Induktion genannt, hat zuerst der geniale englische Physiker Michael Faraday entdeckt, aber erst der große deutsche Ingenieur Werner Siemens erfand im Jahre 1866 eine Maschine, die auf solche Weise Strom von beliebiger Art und Menge zu erzeugen vermag, wenn ihr beweglicher Teil, der Anker, durch eine Kraftmaschine gedreht wird. Solche Vorrichtungen nennt man Dynamo-Maschinen, und sie allein sind die Groß-Stromerzeuger der Gegenwart.

Man kann eine Dynamomaschine durch eine Wasserturbine, durch eine Dampfmaschine, von einem Gasmotor oder einem Dieselmotor antreiben lassen. In der elektrischen Zentrale, deren Einrichtungen unter Fortlassung aller weniger wichtigen Einzelheiten rein schematisch in dem untenstehenden Bilde dargestellt sind, ist eine Diesel-Maschine der Kraftlieferer. Sie wird mit Öl gespeist, das in den Zylindern entzündet wird und verbrennt. Die hierdurch entstehenden heißen

Delgase setzen die Kolben in Bewegung, wodurch sich die große Kurbelwelle dreht. Auf deren Verlängerung sitzt der Anker der riesigen Dynamomaschine, dessen Rücken, wie das Bild auf Seite 5 zeigt, viele Elektromagnete trägt. Sie sind mit Strom versorgt und werden fortwährend an anderen Elektromagneten vorbeigewirbelt, die sich in dem feststehenden Kranz befinden.

Zwei dicke Drähte führen den so erzeugten Strom zu der großen Schalttafel (siehe untenstehende Zeichnung). Hinter ihr spaltet sich die Leitung in acht Doppeldrähte, die einzeln an je eines der senkrechten Schalttafelsterben herangeführt sind. Jedes dieser Felder enthält ein Meß-Instrument, einen Schalthebel und ein Handrad, mit dem eine Regelungseinrichtung bedient werden kann. Der Schalttafelwärter ist hierdurch instandgesetzt, den Strom in jeder Einzellleitung einzeln und auszuschalten, seine Stärke zu bestimmen und durch die Zeigerstellung zu beobachten.

Diese Doppelleitungen verlassen nun ihre Wiege, das Kraftwerk, und treten ins Leben hinaus, wo sie eine erstaunliche und höchst bewundernswerte Menge verschiedenartiger Verrichtungen auszuführen vermögen. Der elektrische Strom kann heute zu so mannigfachen Wirkungen benutzt werden, daß er geradezu der Lebensstrom für das Dasein des Einzelnen und für das Gewerbe genannt werden muß. Er erzeugt Licht, womit die Straßen und die Zimmer beleuchtet werden. Er speist die Bogenlampe, die, hinter dem Film aufgestellt, das bewegliche Bild auf die Leinwand wirft. Die Wärmewirkung wird in Öfen ausgenutzt. Die Elektrizität wird ferner in Stromsammler geleitet, die man Akkumulatoren nennt und mit deren Hilfe Fahr-



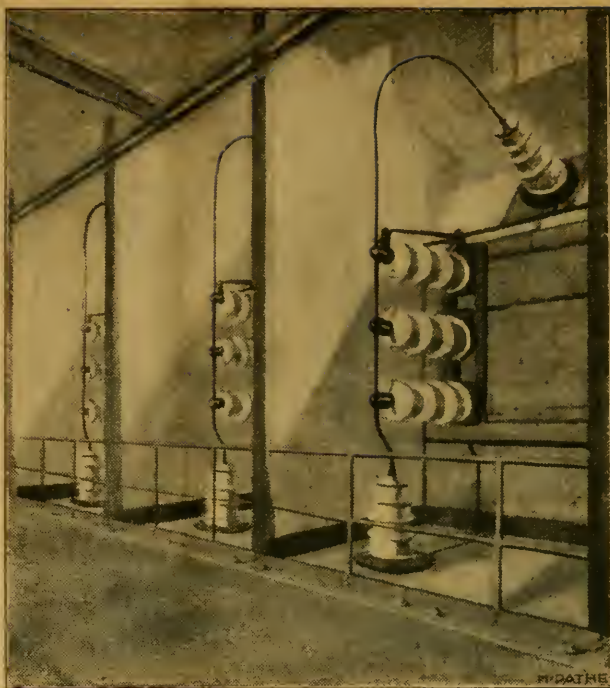
Wie der elektrische Strom erzeugt wird:

Ein Diesel-Motor im Kraftwerk dreht den Anker der Dynamo-Maschine. Der Strom fließt zur Schalttafel, wo er geregelt wird.

zeuge aller Art angetrieben werden können. Vom Kraftwert her gespeiste Motoren treiben die Straßenbahnwagen an, denen der Strom aus der Oberleitung zufließt, worauf er durch die Schienen zur Quelle zurückkehrt; sie setzen die Drehbank und andere Maschinen der Werkstatt in Tätigkeit, drehen das Schleuderrad einer neuzeitlichen Pumpe; die Stromzuführung wirkt überall belebend.

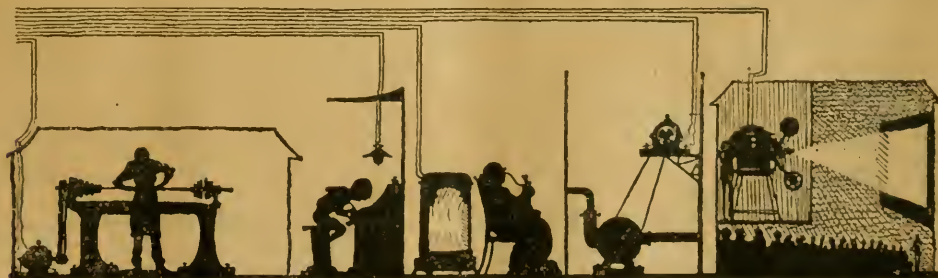
Bei allen Leitungsführungen ist streng darauf zu achten, daß der Strom einen Kreis durchlaufen kann und Gelegenheit hat, von einem Pol der Stromquelle zum anderen zu gelangen. Alsdann fließt der Strom von dem einen Pol durch die eine Leitung zum Versorgungsgegenstand, einer Lampe, einem Motor oder einem Akkumulator, durch diesen hindurch, und die zweite Leitung zum anderen Pol, worauf er sich durch den Anker der Maschine hindurch schließt. Es entsteht eine geschlossene Strombahn, die trotz der vielen scharfen Knicke, die sie macht, ein Stromkreis genannt wird.

Es gibt Kraftwerke, die nur Strom niedriger Spannung erzeugen, mit 110 oder 120 Volt, so wie er auf den Straßen und in den Häusern gebraucht wird. Andere Stromerzeugungs-Anlagen aber, die weite Gebiete versorgen, müssen Hochspannung liefern, weil nur hochgespannte Ströme ohne große Verluste durch lange Leitungen geführt werden können. In solchen Werken gibt es viele



Besonders starke Ströme werden über mächtige Isolatoren geleitet, die den Zweck haben, ein Abfließen der Elektrizität aus der Leitung zu verhindern.

Sonder-Einrichtungen: riesige Transformatoren, in denen die elektrische Spannung gesteigert wird, und große Hochspannungsschalter; jede Leitung ist über mächtige Porzellan-Isolatoren geführt, damit die sehr hoch angespannte Elektrizität nicht verbotene Wege beschreitet. Man muß sich sehr in acht nehmen, einer Hochspannungsleitung auch nur nahe zu kommen, denn schon auf Entfernungen von fünf oder gar zehn Zentimeter schlägt ein Funke heraus, der tödlich wirkt.



Werkstatt

Zimmer-
beleuchtung

Ofen

Schleuder-
pumpe

Projektions-
Apparat

Von der Schalttafel fließt der Strom durch Doppelleitungen zu den verschiedenen Verbrauchsstätten.

Ein Abenteuer der treu und ehrlich ges



Zwei Herr'n aus unserer Bekanntschaft,
Die wandeln friedlich durch die Landschaft
Mit jener Ausgeglichenheit,
Die nur ein rein Gemüt verleiht.



Da plötzlich — ei, was mag das sein? —
Vernehmen sie ein Hilfeschrei'n.
Man horcht besorgt, die Hand am Ohr,
Kein Zweifel — da geht etwas vor.



Das arme Mädchen wird befreit,
Der schwarze Unhold wird verblüht.
Wo man was Gutes wirken kann,
Steh'n Laatsch und Bommel ihren Mann.



Vergebens sucht man zu erklären,
Daß Leute hier beim Filmen wären.
Die beiden aber glauben's nicht —
Und sind auf Rache sehr erpicht.

nden Freünde Laatsch ünd Bommel



Dem frechen Täter auf der Spur,
So rasen sie durch die Natur,
Ein Helfer in der Not zu sein.
Na, der Verbrecher kann sich freu'n.



Ha — eine Maid — gerechter Himmel!
Bedrängt von einem frechen Lummel.
Die Freunde spucken in die Hand
Und kommen spornstreichs angerannt.



'ne Keilerei ist schnell im Schwung,
Man teilt sich mit Begeisterung.
Zulezt weiß, wie es hier zu schau'n,
Kein Mensch, wer wen wofür verha'u



Sie sitzen da verbeult, verrent;
Wie soll man sie, die schwer getränkt,
Nach solchem End', solch blutigen,
Zu neuem Tun ermutigen?

Ein Kampf zwischen Himmel und Erde

Ein Abenteuer aus den Bergen

Von Wolfgang Schade

Die Sonne ließ die Gipfel der Dolomiten bereits in sanftem Rosa erglühen, als sich die Tür der Gennhütte öffnete, in der der bekannte Bergführer Dragomir wohnte, und der 15jährige Prokop, der Sohn Dragomirs, heraustrat. Eilig lief er den schmalen Pfad hinunter, der zum Tale führte.

Dort unten, in dem kleinen Dorfe, wußte er sich von seinen beiden neuen Freunden erwartet. Es waren die Söhne eines Arztes aus der nächsten Kreisstadt, der mit seiner Familie hier die Ferien verlebte. Prokop hatte sich mit den beiden Knaben heute zu einem Ausflug in die Berge verabredet.

In ihrem Uebermut hatten sie beschlossen, so zu tun, als wenn sie sich auf einer Entdeckungs-Expedition befänden, und danach hatte Prokop auch seine Ausrüstung getroffen. Seine beiden Begleiter standen ihm darin wahrlich nicht nach. Sogar einen Felsching hatte einer der Knaben mitgenommen.

Schon beinahe drei Stunden waren die Jungen unterwegs und hatten noch nicht ihr Ziel, das große Kreuz auf der Bergkuppe, erreicht. Mit Absicht hatte Prokop die schwierigsten Pfade gewählt, da sie ja eine „Expedition“ sein wollten; als jetzt aber ein gar zu schmaler Steg kam, über den sie hinüber mußten, schlug Prokop vor, lieber wieder umzukehren und einen anderen, weniger gefährlichen Uebergang zu suchen. Damit waren aber die beiden anderen, die vor Abenteuerlust glühten, nicht einverstanden, und versuchten nun, einzeln hinüberzukommen.

Prokop machte den Anfang, und es gelang ihm, das Plateau auf der anderen Seite unge-

fährdet zu erreichen. Ihm folgte der ältere der beiden Brüder, und nach einigen bangen Minuten stand auch er unverfehrt neben Prokop. Nun war die Reihe an Georg, dem Jüngsten, der sich, ohne zu zögern, auf den gefährvollen Uebergang machte. Kaum drei Schritte fehlten noch, und der Junge war in Sicherheit, als plötzlich Entsetzliches geschah. Ein Stein, auf dem sich Georg befand, bröckelte ab, und vor den Augen des Bruders und des Freundes sauste der Knabe in die Tiefe. Sprachlos vor Grauen sahen die beiden Jungen sich an, bis schließlich Prokop den Mut fand, in die Tiefe zu blicken, wo er den Verunglückten tot glaubte; wer beschreibt aber seine Freude, als er etwa zwanzig Meter tiefer den Knaben erblickte. Dort streckte ein Bäumchen seine kahlen Äste in die Luft, und diese waren Georgs Rettung geworden. Der Körper des Knaben hing in dem Baum, der sich unter der ungewohnten Last bog.

Halb ohnmächtig vor Schreck öffnete Georg jetzt seine Augen. Er durfte sich kaum rühren, denn eine unvorsichtige Bewegung konnte zu seinem Verderben führen.

Inzwischen hatte Prokop seine ganze Kaltblütigkeit wiedergewonnen. Kurz traf er seine Anordnungen, und halb im Traum, vor Angst bebend, befolgte Georgs Bruder seine Befehle. Sie banden ihre beiden Seile zusammen und schlangen das eine Ende dann um den nächsten Felsblock.

„Du aufpassen mußt,“ sagte Prokop in seinem gebrochenen Deutsch, „daß sich Seil nicht scheuert durch!“

Der andere nickte geistesabwesend. Ohne eine Sekunde zu zögern, ließ



... der Knabe sauste in die Tiefe.



In diesem Augenblick stieß der Raubvogel herunter.

sich Protok jetzt an dem Seil in die Tiefe, um seinem Freunde Hilfe zu bringen.

Da durchzuckte den Verunglückten, der hilflos in den Baumästen hing, plötzlich ein heftiger Schreck. Er hatte soeben einen Adlerhorst bemerkt, der sich in der Felswand befand, dicht neben dem Baume, auf dem er hing. Neugierig lugten die Jungen zu ihm herüber. Georg war ein kluger Knabe und wußte wohl, welche Gefahr es für ihn und für seinen Retter bedeutete, wenn die Alte zurückkam.

Der vorausgesehene und von Georg gefürchtete Augenblick trat auch wirklich ein, als Protok, an dem Seile hängend, kaum fünf Meter über ihm schwebte.

„Paß auf, Protok, ein Adler!“ rief Georg, als schon, wie ein schwarzer Schatten, der

Raubvogel auf den kühnen Jungen herunterstieß. Protok hatte im Augenblick begriffen. Während er mit dem linken Arm den Strick umfassen hielt, schlugte er mit der linken Hand seine Augen. Mit der rechten riß er sein Messer hervor und stieß mehrere Male zu. Vergebens. Das Tier wich geschickt jedem Angriff aus, während es selbst versuchte, immer wieder von neuem auf den Knaben loszuhaben. Durch die heftigen Bewegungen des Knaben mußte sich der Strick an den scharfen Felstanten durchschneiden und Protok unschlbar in die Tiefe stürzen, wobei er Georg mitgerissen hätte. Es gab kaum eine Rettung, und die beiden Knaben schienen verloren.

Da — plötzlich krachte ein Schuß, und zu Tode getroffen, fiel der Adler in die Tiefe.

Ohne sich darum zu kümmern, woher ihm die Rettung gekommen war, ließ sich Prokop jetzt weiter hinab, ergriff mit seinen kräftigen Fäusten den Freund und begann mit ihm in die Höhe zu klettern.

Endlich waren sie in Sicherheit, und erschöpft von den überstandenen Anstrengungen, brachen die drei Knaben jetzt zusammen. —

Als sie am späten Nachmittag den Heimweg antraten, kam das Gespräch auf den ge-

heimnisvollen Schützen, der gerade noch zur rechten Zeit kam, und da erst erfuhren sie, daß Georgs Bruder der Retter in der Not gewesen war. Mit seinem Teshing hatte er im letzten Augenblick den Abler getötet.

Prokop, der heute ein sehr gesuchter Bergführer ist, erinnert sich noch mit Schrecken jener aufregenden Stunden, die er mit seinen beiden Freunden zusammen durchgemacht hat.

Das verrückte Gedicht

Ergebnis unseres Preisausschreibens aus Nr. 13

Liebe Freunde!

Mein verrücktes Gedicht hat Euch allen zweifellos sehr viel Spaß gemacht; denn wie eine Sturmflut ergossen sich die Bogen Eurer Einsendungen über mich; so heftig, daß ich zeitweise Gefahr lief, in der Fülle Eurer Lösungen ganz unterzutauchen. Nun ist es geschafft. Wie das Frühlingsgedicht nach Richtigtstellung der „verrückten“ Zeilen lauten muß, habe ich untenstehend abgedruckt. Die meisten Einsender haben diese Lösung gefunden. Andere haben meine letzte Strophe als zweite Strophe angesehen. Trotzdem mir diese Lösung nicht besonders gefällt, habe ich sie gelten lassen.

Da bei weitem mehr Lösungen einkamen als Preise vorgesehen waren, mußte das Los entscheiden. Es kam bei der im Beisein der ganzen Redaktion vorgenommenen Ziehung zu folgendem Ergebnis:

Die 10 Hauptpreise, je ein schönes Buch nach eigener Wahl im Werte von 60 M., erhielt:

Horst Rößberg, Magdeburg, Hindenburgstraße 20. Bernhard Schilling, Wilmersdorf, Hohenzollerndamm 27. Bruno Schlereth, Berlin, Marienburger Str. 8. Georg Schönhof, Berlin, Calvinstr. 27. Lucie Gats, Berlin, Ebertstraße 17. Paul Lippert, Köslin i. Pom., Staatl. Bildungsanstalt 2. Reich. Kurt Bühner, Berlin, Luisenstr. 21. Felix Boldt, Neukölln, Böhmisches Str. 16. Silde-

Das verrückte Gedicht muß richtig folgendermaßen heißen:

*Horch, schon zwitschern in den Lüften
Schwalben, die der Lenz geschickt;
Und ein erster bunter Falter
Uns mit seinem Gruß beglückt.*

*Und es sprießen, blühen, duften
Zarte Primeln rings im Kreis;
Auf dem Berg der junge Sennar
Singt und jodelt laut und leis.*

*Und nun brüllen in der Nähe
Ein paar Küh', die machen Muhi,
Ein Lawinchen aus der Höhe
Schmilzt und fließt dem Tale zu.*

gard Luz, Stettin, Scharnhorststr. 15. Marthe Rukmann, Berlin, Dunderstr. 14.

Die 50 zweiten Preise, je ein „Kleinch“-Malkasten, und die 940 dritten Preise, je ein Stempel mit dem Namen des Preisträgers, habe ich den einzelnen Gewinnern bereits zugesandt.

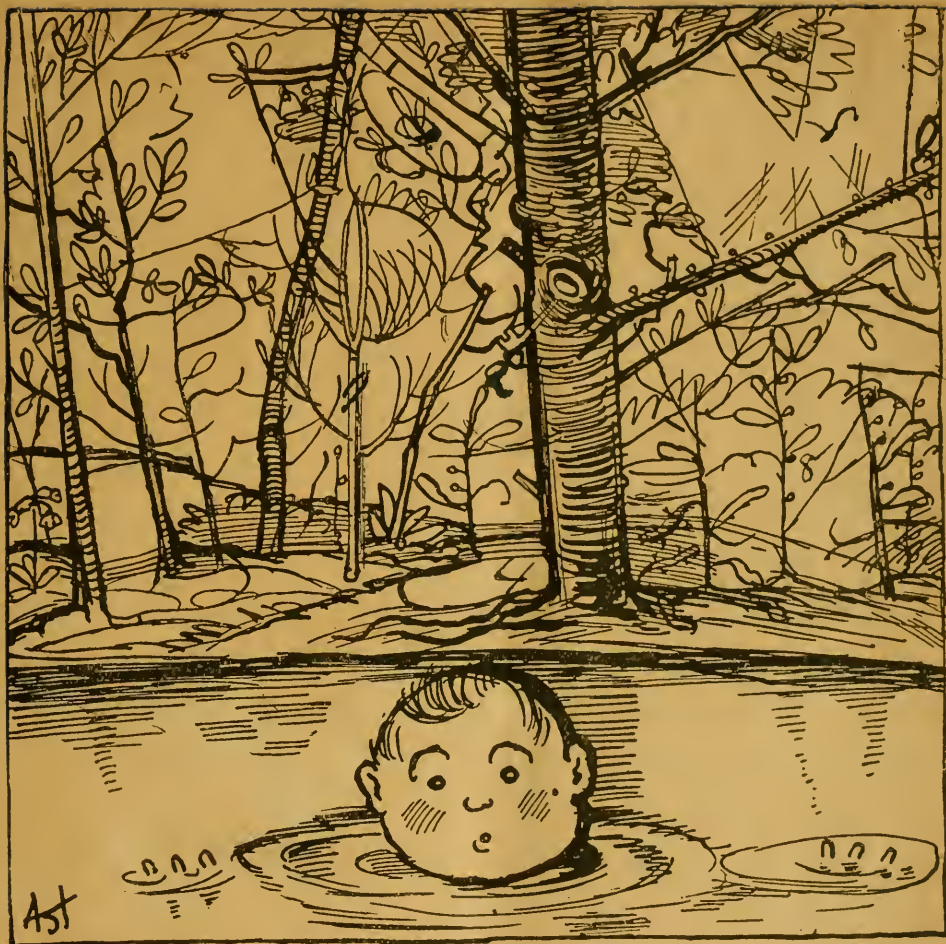
Ihr werdet einsehen, daß ich diese 990 Preisträger hier nicht alle veröffentlichen kann. Ich würde dazu fast sämtliche Seiten des „Heiteren Fridolin“ gebrauchen, und ihr müßtet dann auf manche schöne Geschichte verzichten. Das wollt Ihr doch nicht?

Ich habe aber die Namen aller Preisträger auf ein besonderes Blatt drucken lassen, das jedem Gewinner zugleich mit dem Namensstempel zugesandt wird. Außerdem wird es in allen Städten, wo sich Ulstein-Filialen befinden, ausgehängt.

Wer unsere Liste nicht zugesandt erhält, muß sich selbst sagen, daß er diesmal keinen Preis davongetragen hat und soll sich mit der Hoffnung auf das neue große Preisausschreiben trösten, das ich in dieser Nummer veröffentlichte.

Wem aber die Neugierde keine Ruhe läßt, dem kann auch geholfen werden. Wenn er mir 50 Pf. für Briefporto einsendet, will ich ihm die Liste zuschicken. Damit Schluß für heute.

Daniel Goldi.



Wo sind meine Sachen?

Ein neues Preisausschreiben

Peter Lehmkuigel ging baden. Schnell entledigte er sich seiner Sachen und legte sie — ja, wohl! — Er verbarg sie aus Angst vor Spitzbuben, hatte sie aber so gut versteckt, daß es ihm dann selbst Mühe machte, sie wiederzufinden. So bitte ich Euch, liebe Freunde, ihm beim Suchen zu helfen.

Meine Preisfrage lautet also: Welcher Sa eu hatte Peter Lehmkuigel versteckt? Es sind — das will ich Euch noch verraten — 11 Gegenstände. Auf dem Bilde sind sie zu finden.

Wer sich an diesem Preisausschreiben beteiligen will, muß folgendes genau beachten: 1. Die Lösung muß auf einer Postkarte stehen (also nicht in einem Brief). 2. Auf dem linken Abschnitte der Vorderseite darf nur der Name des Einsenders stehen. 3. Auf der andern Seite muß die Lösung stehen, aber sonst keine andere Mitteilung. 4. Die Postkarten müssen bis zum 6. Juni, 8 Uhr abends, im Besitz des Heiteren Fridolin sein.

Ihr müßt sie

An die Rätseltube des Heiteren Fridolin
Berlin SW, Kochstraße 23.

senden.

Die Auflösung veröffentliche ich in einer der darauf folgenden Nummern.

Für die Einsender richtiger Lösungen sehr ich diesmal folgende Preise aus: Eine Hauptprei, und zwar ein schönes Buch nach eigener Wahl im Werte von M. 80.—;

Drei zweite Preise, und zwar je ein schönes Buch nach eigener Wahl im Werte von M. 60.—

20 Trostpreise, je ein schönes Buch nach eigener Wahl im Werte von M. 30.—

Wenn mehr als 24 richtige Lösungen eintreffen, entscheidet das Los, das über Reihenfolge und Verteilung der Preise bestimmt. Dieser Entscheidung muß sich jeder fügen.

Und nun los! Viel Glück! Fridolin.

Plaudereien mit meinen Lesern

Briefe an den „Heiteren Fridolin“

Neulich hatte ich eine große Freude. Viele von Euch werden wissen, daß ich in Berlin vor jeder Ulstein-Filiale einen bunten, mit meinem Bilde geschmückten Briefkasten habe anbringen lassen, in den man Briefe an mich ohne Marke hineinwerfen darf. Was brachte mir schon der erste Tag? Unter vielen Preisrätsel-Lösungen auch den Brief eines sehr bekannten Schulmannes, der mir folgendes schreibt:

„Lieber Fridolin! Alle meine Schüler sind begeistert von Deinen bisher erschienenen Heften. Darum habe ich Dich mir mal vorgeknöpft, um zu prüfen, ob Du die Begeisterung wert bist, und war erfreut, zu sehen, wie Du neben allem Heiteren, das Du bringst, auch noch bestrebst, die Jugend zu bilden und ihren Horizont zu weiten. Gerade diese Mischung von Scherz und Ernst, die Du der Jugend vorsetzt, ist für sie die beste Kost. Bleibe diesem Geiste treu, und der Erfolg wird Dir gesichert bleiben. Ein Hoch dem Heiteren Fridolin!
Professor K. V.“

Nun müßt Ihr aber nicht denken, daß dies der einzige zustimmende Brief ist, den ich von einer Autorität erhalten habe. Auf meinem Schreibtisch liegen sehr schmeichelhafte Briefe von Schulräten, Direktoren und Lehrern, Schriftstellern und Malern, sowie auch aus dem Ministerium, die alle ihre Freude über den „Heiteren Fridolin“ aussprechen. Was sie mir schrieben, drucke ich in der „Berliner Illustrierten Zeitung“ und in verschiedenen Lehrerzeitungen ab, damit alle sehen, daß ich nicht nur das Herz der Jugend erobert habe, sondern auch bei Eltern und Lehrern willkommen bin.

*

Der sprechende Kasten

Liebe Freunde, stellt Euch vor, eine deutsche Stadt würde urplötzlich von ihren sämtlichen Bewohnern verlassen, und nun rückte mit einem Male eine Schar von wilden Ne-

gern heran. Neugierig würden die Wilden alle unbekannten Dinge untersuchen. Daran mußte ich denken, als ich die Suahelifrau aus Ostafrika auf unserem Bilde am Telephon sah. Man muß den Schreck des Negers selbst gesehen haben, wenn er zum ersten Male aus dem Kasten die menschliche Stimme ertönen hört. Der erste Gedanke ist Flucht, dann wird aus respektvoller Ferne

beobachtet, und wenn sich nichts zeigt, geht der Neger wieder vorsichtig an das Ding heran, faßt endlich gar nach dem Hörer — und staunt, daß nun keiner mehr spricht. In europäischen Niederlassungen haben sich aber die Neger längst an das Telephon gewöhnt; so wirds auch unserer Suahelidame wohl bald ergehen. Drollig ist, daß ihr Baby, nach altem Negerbrauch, hinten aus der Falte des Tuches herausguckt.



Das Telephon in Afrika
Eine Suahelifrau, die über die unerklärliche Stimme im Kasten staunt.

Rätsel-Ecke

Verschieden.

Der Sohn der Wüste ohne Beine,
Was bleibt da übrig? — Du alleine!

Der täppische Sektor.

Mein Jagdhund stößt im täppischen Lauf
Aus einem Busch den kleinen Sängerknirp.
Ob dessen Namen ihr entdeckt?
Der Hund sitzt drin verkehrt versteckt.

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

a — ar — bi — bon — bran — burg
— chi — den — deutsch — en — en —
eu — go — hel — hi — kar — kei — land
— land — land — land — lapp — lis —
ma — mai — me — na — nek — ni — o
— o — pa — ra — ral — ren — ro —
sa — sach — sen — su — tür — u
sind 16 Wörter zu bilden, deren Anfangs-
buchstaben von unten nach oben gelesen die

Namen zweier bekannter Schlingel ergeben. Die Wörter bedeuten: 1. Gebiet im Norden Europas. 2. Erdteil. 3. Stadt in Oberitalien. 4. Ostpreussische Provinz. 5. Staat in Nordamerika. 6. Deutsche Mark. 7. Staat in Europa. 8. Nebenfluß des Rheins. 9. Gebirge in Rußland. 10. Deutsche Insel. 11. Land in Asien. 12. Deutscher Staat. 13. Vasanstaat. 14. Hochland am Kaspiischen Meer. 15. Halbinsel des südwestlichen Asiens. 16. Europäische Hauptstadt.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 15.

Silberrätsel.

Ein Narr macht viele. — Einmal ist keinmal.

1. Elbe. 2. Illimani. 3. Naphthalin.
4. Naheim. 5. Alhambra. 6. Ruzel.
7. Regeldetri. 8. Madras. 9. Achat. 10. Chlorkalk.
11. Taube. 12. Verbi. 13. Illustration.
14. Erzerum. 15. Verma. 16. Enkel.

Oft dagewesen: Müllabfuhr.

Guten Appetit! Koloß, Kloß.

Fridolins Lachkabinett

„Vater, haben Blaubeeren Beine?“

„Nein, weshalb denn?“

„Na, dann hab' ich eben einen Käfer gegessen.“

*

„Kannst Du schwimmen, Emil?“

„Ja.“

„Wo hast Du denn das gelernt?“

„Im Wasser.“

*

Die kleine Elli fängt bei Tisch plötzlich zu weinen an: „Was ist denn geschehen?“ fragt die Mutter besorgt.

„O weh — o weh!“ jammert die Kleine, „ich hab' mir mit meinen Zähnen auf die Zunge getreten!“

*



„Mama“, sagte der kleine Peter, „Du weißt doch alles!“

„Was willst Du denn wissen?“

„Kannst Du mir sagen, wie man Tintenflecke aus dem Tischtuch wegfriegt?“

*

Das kleine Hänschen macht die ersten Gehversuche, und sein Schwesterchen läuft aufgeregt zur Mutter: „Mutti, Mutti, komm schnell, Brüderchen kann auf den Hinterbeinen gehen!“

*

„Mamachen, unser Lehrer weiß doch auch gar nichts ordentlich. Gestern sagte er, zwei und zwei ist vier, und heute sagt er, eins und drei ist vier!“



Die beiden Chinesen Chung und Kung standen in der Küche vor einem Herd, als Chung, der wegen seiner Geschwätzigkeit bekannt war, anhub:

„Mein lieber Kung, ich möchte Dir gern etwas sagen, was ein Ereignis betrifft, das ich mit Schrecken beobachtet habe; aber weil ich Deine Heftigkeit und Streitsucht, die Dir ja leider angeboren ist, kenne, zögere ich immer noch, mich auszusprechen. Kurz und gut, ich habe bei mir beschlossen, Dich um Erlaubnis zu fragen, mit Dir darüber reden zu dürfen.“

„Schön, was bedrückt Dich?“

„Dein Rock, mein lieber Kung, hat Feuer gefangen.“

*

„Lottchen“, sagte die Tante, „wenn Du wieder so unartig bist, sperre ich Dich in den Hühnerstall!“

Lottchen: „— — ja, aber Eier lege ich doch nicht!“

*



Else: „Wenn ich mich wasche, rade ich immer in den Spiegel, ob ich sauber bin!“

Hans: „Ich sehe mir einfach mein Handtuch an!“

Ein kleiner Irrtum



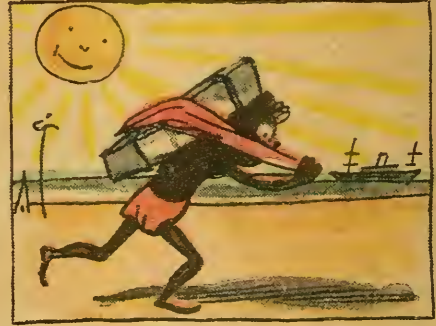
1. Was liegt denn da am Wüstensaum?
Sechs große Eier! 's ist kein Traum.



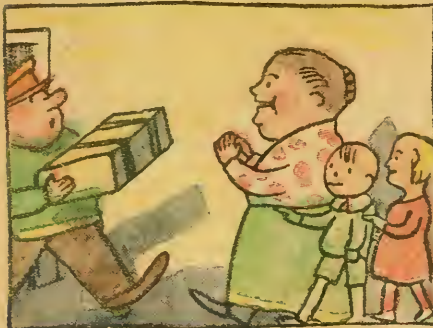
2. Die Riesendinger, die ovalen,
Sind jetzt zu Haus nicht zu bezahlen.



3. Vom Vogel Strauß sind diese Eier.
Das wird zu Haus 'ne Freudenfeier.



4. Der Farbige tragt durch die Wüste
Und bringt die Kiste an die Küste.



5. So reißt sie über's große Meer,
Und die Familie freut sich sehr.



6. O Himmel! Die „Delikatessen“,
Die drin sind — wollen selber fressen.



HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORT, SPIEL, SPASS UND ABENTEUER



Die drei rätselhaften Männer.
Eine neue Preisaufgabe. (Näheres auf Seite 13.)

Negerburgen im Urwald

Von Afrikaforscher Hans Schomburgk.

Genau wie Europa und Asien hat auch Afrika seine Entwicklungsgeschichte. Völkerwanderungen haben stattgefunden, die in allen ihren einzelnen Phasen beinahe parallel mit den großen europäischen und asiatischen Völkerwanderungen gestanden haben. Vom Süden drängten die Sulu nach Norden, vom Norden nach dem Süden zogen die wandernden Fulbe und viele andere Stämme, aus denen sich, gleich den in Europa hin und her wogenden Völkermassen, einzelne Stämme absonderten, um sesshaft zu werden. So bildeten sich auch im dunklen Afrika Negerreiche, die unter mächtigen Häuptlingen zu großer Blüte emporwuchsen. Diese Häuptlinge verstanden es, ihre Untertanen in großen Städten, die natürlich nach afrikanischer Art nur aus Lehmhütten bestanden, anzusiedeln. Eine jede solche Stadt wurde von einem Unterhäuptling verwaltet, der streng darauf zu sehen hatte, daß sich niemand aus dem Gemeinwesen absonderte. In anderen Ländern, wo die Herrschaft des einzelnen Königs nicht so stark hervortrat, siedelten sich die Neger in kleineren Gemeinden an, die aber immer wieder unter einem Oberhaupt standen. Dieses Zusammenfassen der Leute beruhte auf der allgemeinen Unsicherheit. Einen deutlichen Beweis hierfür gaben die Awemba in Nordost-Rhodesia. Dieser kriegerische Stamm hatte, bevor die Europäer vom Lande Besitz ergriffen, in großen Ansiedlungen gewohnt. Nachdem aber durch die Besitzergreifung eine allgemeine

Sicherheit eingetreten war, lösten sich die großen Ortschaften auf, und jede Familie fing an, sich ihre eigene kleine Siedlung anzulegen und ihre Felder zu bestellen.

In den Urwaldgegenden des Kongo und in Liberia finden wir stark befestigte Ortschaften, teilweise mit sieben Palisaden umgeben, wobei noch immer jede Ortschaft einem Häuptling untersteht. Wie in Europa zur Zeit des Mittelalters die Raubritter einsam auf ihren Burgen hausten, so gibt es noch heute im Innern Afrikas, und zwar im Norden unserer leider verloren gegangenen Kolonie Togo, ganze Volksstämme, die nicht einheitlich unter einem Oberhaupt zusammengeschlossen sind, sondern familienweise in Burgen haufen.

Die Tamberma östlich von der Station Sansane-Manju sind noch heute ein wahres Raubrittervolk. Je eine Familie baut sich,

wahllos im Lande verteilt, eine richtige Burg, wie sie unsere Abbildung zeigt. Diese Burgen sind, wie sämtliche Bauten in Afrika, aus Lehm. Wenn man einen Bau in Afrika findet, der nicht aus Lehm, sondern aus Steinen hergestellt ist, so kann man mit Sicherheit daraus schließen, daß er, wenn auch vor langen Jahren, von eingewanderten Europäern, von Arabern, oder wenn wir, ganz weit zurückzureisen wollen, von den Phöniziern aufgeführt wurde.

Diese Tamberma-burgen, wie sie landläufig heißen, sind in zwei Stockwerke eingeteilt. Im unteren Stockwerk wird das Vieh

Der Heitere Fridolin klagt:

Bring' ich sonst auch meist nur

Heit' res,

Nah' ich mich Euch heute traurig:

Denn ab heute - bis auf Weit' -

res -

Kost' 2 Mark ich. - Das bedau'r ich.

Werden aber wieder billig

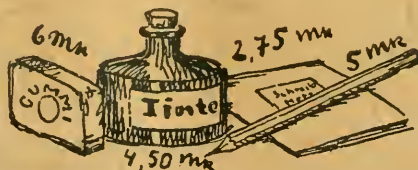
Fleisch und Fett und Brot und Ei

sein,

Dann versprech' ich Euch, dann will

ich

Gleich, als erster, mit dabei sein.





Eine Negerburg im Urwald

In dem kriegerischen Volk der Tamberma errichtet sich jede Familie eine Burg, die sie gegen räuberische Ueberfälle schützt.

hergebracht, während die Menschen größ-
 eils im oberen Stockwerk schlafen. Diese
 zten sind vollständig zur Verteidigung
 hergerichtet. Die Türme auf der linken Seite
 des Bildes sind die Kornspeicher, die sich auf
 diese Weise bei feindlichen Ueberfällen in

Sicherheit befinden. Die Tamberma sind ein kriegerisches, scheues Volk, das seit Jahrhunderten mit jedermann in Fehde gelebt hat.

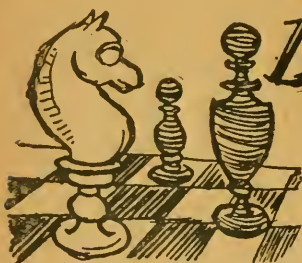
Als ich mit meiner Filmexpedition im Jahre 1914 diese Landstrecken aufsuchte, mußte ich schriftlich ausdrücklich bescheinigen, daß ich die Reise auf eigene Verantwortung unternehme und die Regierung für nichts haftbar machen würde.

Diese kleinen Burgen, deren Größe ja aus dem Bilde deutlich hervorgeht, bieten einen düsteren Anblick. Sie sind nach Möglichkeit versteckt angelegt.

Zur Zeit, wenn die einheimische Hirse in Blüte steht, sieht man von der Burg selbst nur das Dach, das wie eine Insel aus einem grünen Meere emporragt.

Bei den Tamberma sind die Krieger mit Pfeil und Bogen bewaffnet. Ihre Schmuckstücken werden größtenteils aus Kaurimuscheln hergestellt. Ihr schönster Schmuck sind Kriegshelme. Eine Kalebasse, das ist ein halber getrockneter Kürbis, wird mit Kaurimuscheln benäht und oben mit einem Antilopengehörn geschmückt. Die gesamten Arbeiten werden von den Frauen ausgeführt, während die Männer, als echte Raubritter, sich nur der Jagd und dem Kriege widmen.

Dieser wilde Stamm, der durch das ganze Land zerstreut, familienweise in seiner Raubritterburg lebte, war der deutschen Verwaltung gerade zugänglich geworden, als der Krieg ausbrach, um mit einem Schlage diese mühselige Kulturarbeit vieler Jahre rücksichtslos zu vernichten.



Der Schachautomat

Eine denkende Maschine.

Von Karl Escher.

Der Herr Hofrat Wolfgang von Kempelen in

Wien war ein reizender Mensch. Er erdachte immer wieder hübsche und wunderbare Ueberraschungen, mit denen er seine Zeitgenossen erfreuen konnte. Einmal hatte er wieder eine neue Ueberraschung. Durch ganz Wien ging die merkwürdige Kunde: Hofrat von Kempelen hat einen Schach-Automaten erfunden! Ein Wunder: eine Maschine, die selbstständig denken kann; die mit einem menschlichen Gegner Schach spielt! Alle Achtung — man weiß, wieviel Scharfsinn und wieviel Ueberlegung dazu gehören, um das „königliche Spiel“ zu beherrschen; alle Gedanken muß man hübsch beisammen haben, nicht nur wissen, wie man seine eigenen Schachfiguren stellen muß, um zum Sieg zu kommen, sondern auch genau berechnen, was der Gegenspieler im Sinne hat. Und da setzt sich nun der „reizende Hofrat“ hin und erfindet einfach eine Maschine, die selbstständig alle diese Denkvorgänge verrichtet, die — wie man sich damals gebildet ausdrückte — das Denken mechanisiert. Eine tolle Sache!

Selbstverständlich war der kleine Saal mit Neugierigen vollgepfropft, als Herr von Kempelen seinen Schach-Automaten zum ersten Male vorführte. Die Herren und die

Damen standen plaudernd in dem Saal, schlürften aus zierlichen Gläsern Mandelmilch und warteten auf das Wunder. Das Wunder aber stand, von einer spanischen Wand verborgen, mitten im Saal.

Mit lautem Händeklatschen wurde der Hofrat von Kempelen empfangen, als er, sich nach allen Seiten verneigend, mit schnellen Schritten durch den Saal ging. Ein Diener klappte die vierfach gebrochene spanische Wand zusammen, und zum Vorschein kam eine tischhohe Kiste, schön mit Tuch überzogen, auf der ein Schachspiel stand. Hinter der Kiste aber, auf einem vergoldeten Kasten, saß eine lebensgroße Wachsfigur, ein ganz in bunte Seide gekleideter Türke, den grünen Turban der Mekkapilger um den Kopf geschlungen, und an seiner wie zum Figurenspiel erhobenen rechten Hand bligten kostbare Ringe.

Das war der Schach-Automat. Das war die denkende Maschine, die lebende Wachsfigur.

Mäuschenstill ward es im Saal.

Der Hofrat nahm einen großen silbernen Schlüssel, steckte ihn in ein Schlüsselloch des Kastens und drehte ihn ein paar mal knarrend um. Der Türke regte sich nicht.

„Wünscht einer der Herren eine Partie mit dem Automaten zu spielen, bitte schön?“ fragte der Hofrat höflich.



Der künstliche Schachspieler, der durch sein bewundernswertes Spiel die ganze Welt in Ekstasen setzte.

Sogleich meldeten sich drei, vier Herren — aus Neugier halb, und halb aus Mitleid.

Und schon stand einer, ohne sich erst die Mühe zu nehmen, einen Stuhl herbeizuholen, dem wächsernen Schachgegner gegenüber. Lachend begann er, nahm den weißen „Bauern“, der vor dem „König“ steht, und schob ihn zwei Felder vorwärts. Vor aller Augen senkte die Wachsfigur jeht langsam den Arm, griff fest den schwarzen „Königsbauern“ und schob ihn gleichfalls zwei Felder vorwärts. Blißschnell setzte der Gegner des Automaten den Springer neben den vorgeschobenen weißen „Bauern“; langsam zog der Türke vorschriftsmäßig von rechts den richtigen Springer nach.

„Königspringer-Spiel,“ sagte der Hoflächelnd.

Der Gegner des Automaten erblaute und ihm nervös zu zittern. Die schachverständigen Herren drängten sich näher an das über heran.

Wahrhaftig,“ rief einer der Zuschauer „er versteht sich auf Theoriel Es ist zu glauben!“

Und wirklich, der Automat funktionierte vortrefflich. Er führte all die vorgeschriebenen Züge genau durch, schlug den ersten Angriff seines Gegners kunstgerecht ab und setzte den allerdings außerordentlich aufgeregten Herrn in ganz kurzer Zeit „matt“.

Dieses Spiel wiederholte sich noch zweimal mit dem gleichen Erfolg. Jedesmal drehte der Hofrat das rassende Räderwerk auf, und jedesmal brachte der schachspielende Türke aus Wachs seinen Gegner so in Verwirrung, daß selbst starke Spieler Fehler über Fehler machten, die der Automat geschickt und gelassen ausnützte . . .

In den nächsten acht Wochen führte der Hofrat von Kerpelen seinen wunderbaren Automaten noch den verschiedensten Kennern und Liebhabern des Schachspiels vor; die Schach-Abende des Wachsürken wurden zur Sensation. Jeder mußte dabei gewesen sein, und von fernher kamen Bewunderer. Die entzückt und erstaunt von dem Wiener Wunder erzählten — bis eines Abends das Wunder in sich zusammenfiel.

Dies geschah, als der kleine Professor Federlein, der Begründer des Brünner

Schachklub, seine Partie verloren hatte. Wütend sprang der kleine Herr auf, nahm das schwere Schachbrett und warf es dem stillen Türken mit Macht in des Wachs- gesicht! Der Türke kippte von seinem vergoldeten Kasten, sein weites, seidenes Falten- gewand ging auseinander — und ein Männ- chen, ein richtiger, lebender Zwerg, schälte sich ärgerlich fluchend hervor! . . .

O je, der wunderbare Schach-Automat war reiner Schwindel. Der Zwerg, der in der Figur verborgen gewesen war — ein guter Schachspieler — hatte des Türken Arm gelenkt; das war alles. Der lustige Hof- rat hatte seine Zeitgenossen an der Nase her-

umgeführt. Und mit welchem Glück! Er hatte ihnen tatsächlich weismachen können, daß eine Wachsfigur mit Hilfe eines Uhrwerks denken kann! Er war ein richtiger Spaß- vogel. Und natürlich hat man ihm seinen Streich mit dem Schach-Automaten sehr übel- genommen — denn kein Mensch hat gern, daß man ihn seiner Dummheit und Leicht- gläubigkeit überführt.

Er starb im Jahre 1804, sein wunder- barer Automat hat ihn genau fünfzig Jahre überlebt. Der Zwerg wurde nämlich von einem unternehmungslustigen Amerikaner angekauft und endete am 5. Juli 1854 bei einem Brande des Panoptikums in Philadelphia.

Das Zodiakal-Licht

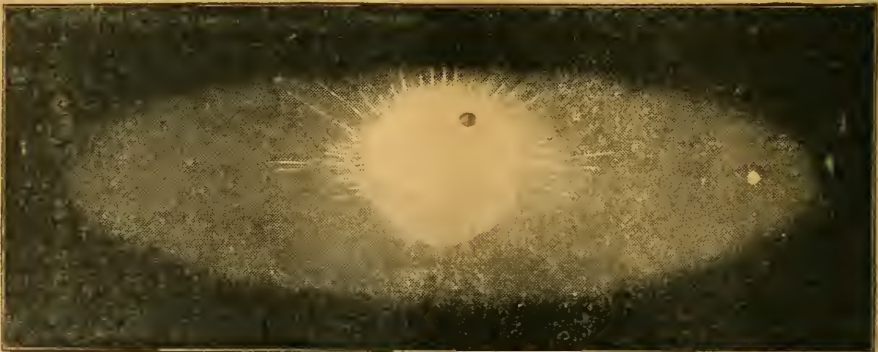
Eine rätselhafte Himmelserscheinung im Frühling

Von Bruno H. Bürgel.

Alte morgenländische Schriften sprechen von einem merkwürdigen Lichtschein, der dort sichtbar wird, wo die Sonne unter- gegangen ist, oder wo sie am Morgenhimmel aufgehen wird. *In unseren Gegenden, wo der Horizont selten rein ist, war dieses merkwürdige Licht, das schon die alten Ägypter kannten, lange Zeit unbekannt. Erst seit der Pfarrer Childrey um die Mitte des 17. Jahrhunderts über die Sache eingehend berichtete, beschäftigte man sich mit der Erscheinung.

Bei uns sieht man das Licht am besten im Frühjahr am westlichen Himmel, dort, wo die Sonne untergegangen ist. Freilich darf man es nicht mit dem Däm- merungslicht verwechseln, das als

ein breiter, heller Lichtschein an klaren Abenden immer noch längere Zeit nach Sonnenuntergang im Westen zu finden ist. Man muß warten, bis dieses Dämmerungs- licht verblaßt und die Dunkelheit so weit hereingebrochen ist, daß die Sterne hervor- treten. Dann sieht man schräg vom Horizont einen sehr zarten, kegelförmigen Schein aufsteigen, der etwa da endet, wo das kleine, niedliche Sternbild des „Siebengestirns“ (Plejaden) erkennbar wird, jene dicht ge- drängte Wolke von Sternlein, die, kaum größer als die Mondscheibe, zum Sternbild des Stieres gehört. Hier etwa liegt die Spitze des kegelförmigen Lichtscheines; hier scheint er zu enden. Freilich darf man nicht glauben, dies etwa von einem Fenster in der Großstadt



Das Zodiakal-Licht, das aus einer das Sonnenlicht reflektierenden Staubscheibe kleiner Meteore besteht. Der kleine, helle Punkt rechts stellt die Erde dar.



Das Wunder des Zodiakal-Lichtes, einer Himmelserscheinung im Frühling.
Wie das Zodiakal-Licht am nächtlichen Himmel sichtbar wird.

aus sehen zu können. Die moderne große Stadt mit ihrer stauberfüllten Luft, mit ihrem Lichterglanz, verschlingt die zarten Schönheiten des sternerfüllten Firmaments. Wer ein Freund der Natur ist, der muß hinauspilgern ins Freie, an den Rand des Häuserres. Wie der Lichtschein sich abends schon in der Heide ausnimmt, davon gibt das Bild eine recht gute Vorstellung. Man findet ihn im Herbst am Morgenhimmel, kurz vor Sonnenaufgang, wieder. In der Wissenschaft führt die Erscheinung den Namen „Zodiakal-Licht“. Die Sonne wandert im Laufe eines Jahres bekanntlich auch um den Himmel herum durch die

Sternbilder des Tierkreises (Widder, Stier, Zwillinge, Krebs usw.). Diesen „Tierkreis“ nennt man auch „Zodiakus“. Jener Lichtschein liegt nun mit seiner Achse stets auf diesem Tierkreis, und daher führt er den Namen „Zodiakal-Licht“. Stets führt auch die Mittellinie des Lichtkegels auf die unter dem Horizont stehende Sonne. Diese Lage des Zodiakal-Lichtes zur Sonne, zum Tierkreis und zum Horizont macht uns das Bild auf Seite 10 klar. Es kann auch gleichzeitig dazu dienen, den Lichtschein im Frühling am Abendhimmel aufzusuchen. Hat man erst einmal, etwa unter Zuhilfenahme
(Fortsetzung auf Seite 10.)

Ein neuer, unerhörter Streich



In Dingsda las der Bürgermeister
'nen Schreibebrief in großer Pein,
Daß zwei Minister, hohe Geister,
Zum Inspizieren träfen ein.



Dem guten Mann der Schred ins Bein fährt,
Er ahnt nicht, wer die Schreiber sind.
Als drauß der Zug mit ihnen einfährt,
Ein tolles Treiben gleich beginnt.



Und weil die hohen Herr'n so göltig,
Fällt tags darauf die Schule aus.
Mit Hoch und Hurra, übermütig,
Rehrt alles um und trabt nach Haus.



Was tun mit diesem Tag, dem freien?
Vorm Zirkus locht ein bunt' Plakat
Mit Elefanten und mit Leuen,
Die man noch nie gesehen hat.

von Laatsch und Bommel



Bald langen beide „hohen Herr'n“ an
In Grad und Aclad, wie si's geziemt,
Sie hören die Begrüßung gern an,
Wobei man Ernst und Würde mimt.

Die Stadt weiß, wie man Gäste ehret,
Die ganze Jugend wird gespeist,
Und so viel Kuchen wird verzehret,
Bis jeder Knopf am Gürtel reißt.



Die hohen Gäste an der Rampe .
Geruh'n, das Spiel sich zu beschau'n.
Da — werden sie erkannt von Pampe,
Der hier erfolgreich wirkt als Clown.

„Herrje, das sind ja Laatsch und Bommel!“
So ruft er lachend in das Haus.
Und wie gestochen von 'ner Hommel,
Nimmt unser Gaunerpaar Reißaus.

Z. Fimmel



Die Lage des Zodiacal-Lichtes zur Sonne und zum Horizont.

einer Sternkarte, die Lage des Siebengestirns (Plejaden) aufgestöbert, so wird das weiter keine Schwierigkeiten mehr bereiten. Der angehende Sterngucker aber wird dann die Sache nicht nur betrachten, er wird sorgfältig in einer Zeichnung die Lage des

Lichtes zu den Sternen festhalten und Notizen über Ort, Zeit, Helligkeit des Scheines, Klarheit der Luft usw. beifügen.

Sorgfältige Beobachtungen haben nun erwiesen, daß von der Spitze der Lichtpyramide eine zarte Verbindungsbrücke hinübergeht bis zu jenem Punkte des Himmels, der der Sonne genau gegenüberliegt. Es scheint übrigens, als ob das Licht in manchen Jahren heller ist als in andern, und man vermutet, daß Vorgänge auf dem Feuerball der Sonne diese Schwankungen bewirken.

Was ist nun die Ursache dieser merkwürdigen Lichterscheinung? Es zeigt sich, daß wir hier reflektiertes Sonnenlicht vor uns haben, und offenbar sind es mächtige, sehr fein verteilte Staubbmassen im Weltraum, von denen es ausgeht. Die Frage ist nur, wie liegen diese Staubbmassen zur Erde und Sonne? Umgeben sie die Erdkugel oder die Sonnenkugel? Es ist immer wahrscheinlicher geworden, daß sich diese Massen um die Sonne scharen. Sehr fein verteilte, das Sonnenlicht reflektierende Staubbmassen scheinen in Gestalt einer dünnen, flachen, riesenhaften Scheibe die Sonne zu umgeben, noch ein gutes Stück über die Erdbahn hinaus. Die Erde steht also noch innerhalb des Sonnenstaubringes. Unser erstes Bild, wo wir auch rechts die kleine Erde in der Staubscheibe erkennen, sucht die ganze Anordnung dem Verständnis nahe zu bringen. Staub, Meteorstaub (Sternschnuppenmaterie) erfüllt ja das Weltall in großen Mengen und strebt zur Sonne. Diese Massen geben das Material, aus dem sich wahrscheinlich das Zodiacal-Licht aufbaut.

Willi, der Springer

Eine Geschichte aus dem abergläubischen wilden Westen.

Es mögen jetzt ungefähr 80 Jahre her sein, da lebten die Indianer Amerikas mit den Weißen noch in heftiger Fehde. In jenen bewegten Zeiten spielt meine kleine Geschichte.

Willi Berger war erst kürzlich aus Deutschland herübergekommen. Sein Vater wußte daheim nichts Rechtes mit ihm anzufangen. Seine Schulzeugnisse waren nicht gerade die besten, und sein Sinn ging mehr nach Sport und Spiel. Im Reiten, besonders aber im Springen war er unerreicht. Seine Beinmuskeln waren so kräftig entwickelt, daß er

sechs Meter Breite mit Leichtigkeit nahm, und auch die Höhe machte ihm keinerlei Schwierigkeit. Aber dadurch werden die Schulzeugnisse nicht besser, und so entschloß sich eines Tages Vater Berger, seinen Willi nach Amerika zu schicken. Sein Bruder Johannes, der dort eine Farm hatte, würde, so dachte der Alte, aus Willi schon etwas Rechtes und Nützliches machen.

Die Fahrt über das Meer dauerte in jener Zeit noch mehrere Wochen, und unter dem Jubel der einheimischen Bevölkerung kam

das Schiff endlich an Land; allerdings mit einer Verspätung von mehr als acht Tagen, die durch den überaus hohen Seegang und die heftigen Stürme entstanden war.

Willi hatte noch eine gute Tagesreise zu Pferd, um die Farm seines Onkels zu erreichen.

Dort endlich angelangt, mußte er zu seinem Leidwesen erfahren, daß sein Oheim, der ihn bereits vor acht Tagen erwartet hatte, gestern dringend verreisen mußte und erst gegen Ende der Woche zurückkehren würde.

Der alte Jakob, ein Diener, den der Onkel aus Deutschland mitgenommen hatte, führte Willi in der Farm umher, und er konnte sich nicht genug sattsehen an all dem Neuen, das ihm begegnete.

So vergingen einige Tage. Da kam ein Sonntag. Die Arbeiter, durchweg Indianer, feierten ein Fest. Es galt den Geburtstag des tollen Tommy zu feiern, eines Mannes, der von Jakob als ein äußerst roher Patron und Trinker bezeichnet wurde; unter seinen Genossen aber erfreute er sich trotzdem großer Beliebtheit.

Bald begannen die Indianer — sie waren schon alle mehr oder weniger berauscht — einen ihrer wilden Tänze. Willi, der erstaunt zusah, kam dabei auf den unglückseligen Gedanken, die Indianer durch seine außerordentliche Springkunst zu erfreuen.

Er entledigte sich seiner Jacke, um in der Bewegung freier zu sein, und sprang. Die Indianer standen im weiten Kreise herum.

Plötzlich entstand in einer Gruppe der Umstehenden eine heftige Bewegung. Der tolle Tommy war bewußtlos hingefunken. Da geschah das Unerwartete. Die abergläubischen Indianer, die Willis wunderbare Sprünge ohnehin mit mißtrauischen Blicken verfolgt hatten, behaupteten, der Junge wäre dem Indianer beim Springen auf den Schatten getreten und hätte ihn dadurch behegt.

Unter Drohungen und wilden Gesten gegen Willi wurde der Medizinmann geholt.

Er behorchte den auf dem Boden liegenden Tommy — ganz so, wie es unsere Ärzte tun — und stellte dann mit gewichtiger Miene drei kleine Näpfe auf die Herzgegend: den einen mit Wein gefüllt, den zweiten mit einer Speise, den dritten mit Tabak. Denn der böse Geist, der nach Meinung der Wilden in den Kranken gefahren war, mußte doch essen, trinken und rauchen. Dann stellte der Zauberer noch eine Puppe aus Ton daneben, in die der Dämon, sobald er den Leib des Kranken verlassen hatte, hineinfahren sollte. Und nun begann der Medizinmann auf einer Bambusflöte eine unheimliche Musik.

Inzwischen war es Abend geworden.

Daß unserem Willi, der abseits stand, von



Willi nahm einen kurzen Anlauf und setzte über die Palisade hinweg.

einem Wilden bewacht, nicht ganz wohl zumute war, kann man sich vorstellen. Wohl dachte er an Flucht, aber eine hinter ihm stehende mannhohle Palisade ließ sie zunächst unmöglich erscheinen.

Da verlangte der Medizinnmann, daß das Lagerfeuer, das auszugehen drohte, angefacht werde. Während nun alle Burschen, auch Willi's Wächter, damit beschäftigt, dicht um das Feuer standen, fielen ihre mächtigen Schatten auf Willi, so daß er einige Augenblicke ganz im Dunkeln war.

Diese Gelegenheit machte sich der Knabe zunutze. Ein kleiner Anlauf, ein Sprung — und drüben war er. Der alte Jakob war

nicht wenig erschrocken und beruhigte sich erst, als er den Knaben in Sicherheit wußte.

Als das Feuer wieder aufladerte, war Willi längst geborgen. Mittlerweile war auch Onkel Johannes angekommen. Nach der ersten Begrüßung erfuhr der Onkel dann das Vorgefallene, begab sich zu den aufgeregten Leuten und beruhigte sie. Hierauf ging er zu dem Kranken und stellte fest, daß die vermeintliche Krankheit des bewußtlos Daliegenden sofort schwinden würde, wenn er — seinen Rausch ausgeschlafen hätte.

Dann kehrte er ins Haus zurück, um mit Willi und dem alten Jakob die glückliche Ankunft des Jungen fröhlich zu feiern. A. L.



Was der alte Lügenkapitän erzählt:

Von H. Binder.

„Du, Jan, das merk dich aber beizeiten:
Ich kann das verfluchte Lügen nich leiden!
Und wenn's auch noch so sonderbar, —
Was ich erzähle, das is wahr!
Zum Beispiet diese Pfeife aus Holz,
Das is mein Glück, das is mein Stolz.
Ich kaufte ihr mal bei Carsten Bohm
Vor Jahren auf'n Hamburger Dom.
Kaum hatt' ich den Namen hineingeschnitten,
Da wurd' se mich auf St. Pauli sitzigt!
Drei Tage später, auf Ehrenwort,
Kriegen wir unser Brot an Bord. —
Ich schneide auf den ersten Knacken, —



Da war die Pfeife hineingebaden! — —
Dann fiel se mal später, bei meinet Ehr,
Bei'n Loggen von achtern ins Rote Meer. —
Sie war mich schon lang aus'n Sinn gegangen,
Bis wir in Colombo 'n Haifisch gefangen.
Wir schnitten ihm auf nach Seemannsbrauch, —
Da hatte das Luder die Pfeife in'n Bauch! —

Was nu kommt, hat noch keiner erfahren,
Das is das Höchste von'n Wunderbaren:
Ich lag in Neapel mit Hinrichs „Infant“,
Da gingen wir Sonntags mal alle an Land,
Wir wollten uns den Vesuv bekucken
Un denn von oben in'n Krater spucken.
Wir kucken nu rin in den Söwefel und Zunder,
Auf einmal fällt mich die Pfeife hinunter!
Zuerst war mein Schreck un mein Aerger groß,
Dann dacht' ich: Na, ja! das Dings bist de los!
Die Nacht, da hab'n wir was erlebt!



Da hat die Erde ganz schrecklich gebebt.
Un als wir zulezt aus'n Bullepe gekuckt,
Da hat der Vesuv ganz furchtbar gespuckt! —
Als dann die Lava ganz kalt und trocken,
Da macht' ich mir wieder auf die Socken,
Un lucte von'n Rand in den Krater hinab. —
Auf einmal rutscht' ich von oben ab!
Ich rutscht' un glitsche immer weiter
Un den: Na, Krischan, des wird heiter!
Bald bin ich an'n Abgrund, und dann is Fluß!
Un plötzlich stoß ich mit meinen Fuß
Un diese Pfeife! Ich lüg' dich nichts vor, —



Sie lucte 3 Zoll aus der Lava hervor!
Die hat mir gerettet! — Seit diese Zeit
Is sie mich mehr als ein Vermögen! —
Was sagst de zu diese Begebenheit? — —
— — — — —
„Junge, Junge! Wat kannst Du lügen!“

Die drei rätselhaften Männer

Onkel Otto stellt eine neue Preisaufgabe

Liebe Freundel

In der Rätseltube des Heiteren Fridolin erschienen vor einigen Tagen drei Herren, deren Bildnisse ich Euch auf der Titelseite zeige. Sie nannten sich: Ernst Zälei, Walter Schant und Leo Herrber. Sie fragten an, ob sie am Heiteren Fridolin mitarbeiten dürften. Da ich aber gerade keine Zeit hatte, entfernten sie sich wieder und ließen nur ihre Namen zurück, mit dem Bemerken, daß ihr Beruf in ihren Namen enthalten sei. Vergeblich bemühte ich mich im Laufe des Tages, den Beruf der drei rätselhaften Männer zu erforschen. Wie ich auch die Buchstaben der drei Namen verstellte, — umsonst! Ich konnte keinen der drei Berufe finden.

Darum bitte ich Euch, mir beim Suchen zu helfen. Ich stelle Euch also folgende Preisfrage:

Welchen Beruf haben die drei rätselhaften Männer?

Wer sich an diesem Preisausschreiben beteiligen will, muß folgendes genau beachten: 1. Die Lösung muß auf einer Postkarte stehen (also nicht in einem Brief). 2. Auf dem linken Abschnitt der Vorderseite darf nur der Name des Einsenders stehen. 3. Auf der anderen Seite darf nur die Lösung stehen, sonst keine Mitteilung.

4. Die Lösungen müssen bis 20. Juni, frühmorgens, im Besitze des Heiteren Fridolin sein.

Wer diese vier Punkte richtig genau beachtet, scheidet vom Preisbewerb aus.

Die Lösung ist zu senden:

An die

Rätseltube des „Heiteren Fridolin“,

Berlin SW, Kochstr. 23.

Das Ergebnis veröffentliche ich in einer der folgenden Nummern.

Für die Einsender richtiger Lösungen setze ich diesmal folgende Preise aus:

Einen Haupttreffer, und zwar ein schönes Buch nach eigener Wahl im Werte von 80 M.

Drei zweite Preise, und zwar je ein schönes Buch nach eigener Wahl im Werte von 60 M.

100 Trostpreise, und zwar je ein schönes Buch nach eigener Wahl im Werte von 30 M.

Wenn mehr als 104 richtige Lösungen einlaufen, entscheidet das Los, das über Reihenfolge und Verteilung der Preise bestimmt. Dieser Entscheidung muß sich jeder fügen.

Das Ergebnis des Preisausschreibens aus Nr. 16 veröffentliche ich in Nr. 19 des „Heiteren Fridolin“.

Und nun — spütet Euch! Viel Glück!

Onkel Otto.



Liebe Freundel!

Wie Ihr wißt, habe ich in meiner Witzkiste viele tausend Witze; alte, älteste und urälteste. Manchmal aber verkrümelte sich auch ein neuer Scherz dazwischen oder ein lustiges Erlebnis, das ich in einer müßigen Stunde zum Spaß aufzeichnete. Eines davon will ich jetzt herausholen.

Vor nicht zu langer Zeit traf ich meinen Freund Gottlieb Kiedelkraker. Wir kamen

ins Gespräch, aber, wie seltsam, mein alter Freund hatte sich eine Ausdrucksweise angeeignet, der ich zuweilen gar nicht folgen konnte. Es schien, als ob ihm bei der Kälte in diesem Frühjahr das Gehirn etwas eingefroren wäre. Er sagte unter anderem: „Auf dem Gispfalt geht es sich sehr schön. Horch, wie der Estelink dort singt! Wenn ich erst anfangen mit meiner G e s t e l s t i m m e zu singen, da staunt der Laie und der Fachmann wunderr sich. Vorgestern war ich im Theater, sie gaben ‚Othello‘; die G i s d e m o n a war ausgezeichnet. Othello sah aus wie ein richtiger A l s d u i n e.“

Während mein Freund diese Sätze hervorbrudelte, wagte ich nicht, ihn zu unterbrechen, denn ich war wie vor den Kopf geschlagen.

Ich mußte wohl kein besonders kluges Gesicht gemacht haben, denn Freund Gottlieb fing plötzlich unbändig zu lachen an. Auf meine Bitte, mir sein merkwürdiges Benehmen zu erklären, erfuhr ich, daß er sich als Musiker den Spaß gemacht habe, in seiner Rede statt der Silben As, Dis, Fis, Des und Be die in der Notenschrift gleichbedeutenden Silben zu setzen. Und wirklich, wenn Ihr Euch die rätselhaften Worte näher ansieht, und die richtigen Silben einsetzt, so ergeben sich auch richtige Worte. Versucht es einmal!

Oncel Toldi!

Wie merke ich mir...



In Nummer 14 des „Heiteren Fridolin“ versprach ich Euch, unter dieser Rubrik wertvolle Dinge mitzuteilen und zu zeigen, wie Ihr sie Euch leicht merken könnt. Heute nun will ich mein Versprechen einlösen. Einige meiner Leser sandten mir auf meine Aufforderung hin gute Vorschläge ein, und ihnen sei vor allem hier das Wort gelassen.

Mancher von Euch wird in Büchern, die von Schiffen handeln, von Steuerbord und Backbord gelesen haben, ohne recht zu wissen, welche Seite des Schiffes gemeint ist. Damit Ihr es Euch merken könnt, will ich Euch eine kleine Geschichte erzählen. Paßt auf! — Ein Mann fragte den Kapitän eines Schiffes: „Auf welcher Seite ist Backbord?“ Da gab ihm der Kapitän eine Backpfeife, daß die Backe rot wurde. — Da Backpfeisen wohl meist mit der rechten Hand auf die linke Backe gegeben werden, so ist der Zusammenhang klar: Backbord ist links. Da die Backe durch den Schlag rot wird, wißt Ihr dann auch, daß auf der linken Seite, also auf Backbord, die rote Laterne brennt; die grüne dagegen rechts, also auf Steuerbord.

Viele von Euch werden vielleicht schon wissen, wie man feststellen kann, ob zuneh-

mender oder abnehmender Mond ist; aber ich glaube, daß doch noch manchem dieser kleine Kniff unbekannt ist.

Der zunehmende Mond zeigt in seinem Bilde den Ansat zum Buchstaben z (z—unehmend); der abnehmende Mond zeigt dagegen den Ansat zum Buchstaben a (a—bnehmend); im Bilde stellt sich dies folgendermaßen dar:

Zunehmender Mond *Abnehmender Mond*

Mein dritter Kniff ist wahrscheinlich auch nicht allen bekannt, nämlich wie man sich am besten jene Monate merkt, die nur 30 Tage haben. Es gibt dafür ein „Zauberwort“, es heißt: A p j u n s e n o und enthält einfach die Abkürzungen der Monate: April, Juni, September und November. Das sind die vier Monate mit 30 Tagen. Die übrigen haben also 31 Tage mit Ausnahme des Februars der entweder 28 oder 29 hat.

Damit Schluß für heute.

Rätsel-Ecke

Vorsicht!

Hat ein Kater „r“ gefressen,
Speit er Feuer ungemessen.

Rolumbusci.

Der ganze Vogel ist gemeint,
Spricht man von Eins-zwei-drei vereint.
Spricht man getrennt von Eins zwei drei,
So meint man nur des Vogels Ei.

Vorn und hinten.

Vor Fisch ist es kein Hochgenuß,
Vor Fleck der Hausfrau ein Verdruß;
Und stellt es sich vor finster ein,
Kann's vor Laterne nützlich sein.
Doch hinter Rohr, ich danke schön!
Möcht' lieber hinter Wein es sehn.

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

a — bert — co — cu — cul — de — do
— dor — e — e — el — en — eng —
es — fi — gun — i — kap — lan — land
— le — ler — lu — lus — o — o —
pt — ra — ran — rich — rie — sei — se
— ta — the — ther

sind 15 Wörter zu bilden, deren Anfangs-

und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, zwei bekannte Märchen ergeben. Es ist zu suchen:

1. Weiblicher Vorname, 2. Staatsmann, 3. märchenhafte Gestalt, 4. Gestalt aus der Nibelungenage, 5. Staat in Europa, 6. römischer Feldherr, 7. Münze, 8. Hochland in Asien, 9. Staat in Amerika, 10. Trauerspiel von Schiller, 11. Maß, 12. bekannter Feinschmecker im Altertum, 13. Ostgotenkönig, 14. Vogel, 15. katholischer Geistlicher.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 16.

Silberrätsel.

Laatzsch und Vommel.

Lappland, Europa, Mailand, Masuren, Ohio, Brandenburg, Deutschland, Nedar, Ural, Helgoland, China, Sachsen, Türkei, Armenien, Arabien, Lissabon.

Verschieden: Be(du)ine.

Der täppische Sektor: Rotkehlchen — Sektor.

Fridolins Lachkabinett



Auf dem Jahrmarkt vor der Kuriositätenbude fragte eine Dame einen kleinen Jungen: „Ist denn die Bartdame Deine Mutter?“ „Ne — sie ist mein Vater!“

*

Lehrerin zum schmutzigen kleinen Paul: „Pfui, Du hast Dich nicht gewaschen, Paul. Ich sehe noch, was Du zum Frühstück gehabt hast!“

„Was denn, Fräulein?“

„Kakaol!“

„Falsch, Fräulein, das war vorgestern.“

*

„Du willst Laufjunge bei mir werden?“ fragte der Kaufmann. „Ich brauche eigentlich einen kräftigen Jungen.“ — „Dann stimmt's,“ entgegnete der Bewerber, „ich habe eben alle anderen, die sich auch melden wollten, weggeprügelt!“

*



Im Zoologischen Garten steht ein kleiner Junge vor dem Löwenkäfig; das große Tier liegt im Halbschlummer ganz vorn am Gitter. Plötzlich ruft der Kleine:

„Komme doch 'raus, Löwe! Ich tu Dir ja gar nichts!“

Werner: „Kennst Du den Unterschied zwischen einer Gießkanne und einem Fußball?“

Paul: „Nein.“

Werner: „Na, dann sieh Dich man vor, daß Du nicht mal mit einer Gießkanne Fußball spielst.“

*

„So, Frischchen, das Gesicht ist jetzt sauber, jetzt kommen die Hände dran.“

„Das ist nicht nötig, Mutti, die stecke ich in die Tasche!“

*



Ein großer, wohlbeleibter Herr stieg auf das Trittbrett einer automatischen Wage, warf einen Groschen in den Schütz und wartete. Die Wage war kaputt. Sie zeigte ein Gewicht von zwölf Kilo an. Da sagte ein Junge, der daneben stand: „Ich glaube gar, Sie sind hoch!“

*

„Max, bilde einen Satz, in dem das Wort „zufolge“ vorkommt!“

Max: „Ich habe den Bauch zu voll gegessen!“

*

Frau Professor: „Die alten Zeitungen kann ich wohl verbrennen, Du brauchst sie ja nicht mehr?“

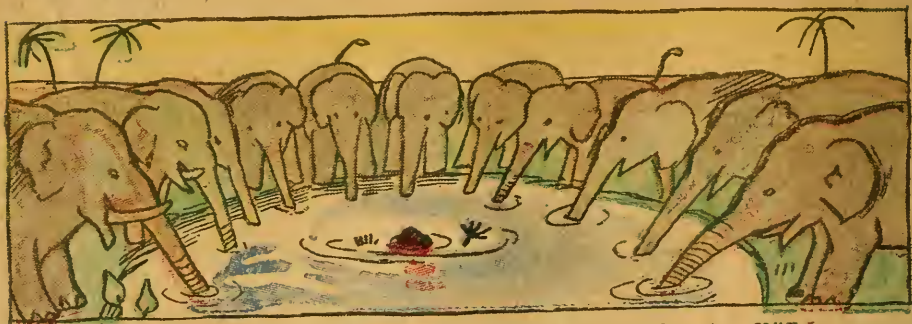
Professor: „Na, vielleicht brauche ich sie doch nochmal — aber vorläufig verbrenne sie nur.“

EINE ELE-FANTASTISCHE GESCHICHTE



Der Neger ist aufs Bad erpicht,
Doch weißer wird er davon nicht.

Die Elefanten nah'n dem Weiher,
Das gibt gewiß ein Abenteuer.



Und richtig! Ach! — Das Kind versank...
Zur rechten Zeit doch, Gott sei Dank,

Stecht jeder Elefant den Rüssel
Schnell in die große Wasserschüssel.



Bald tranken sie den Weiher trocken,
Hei, konnt' der Neger da frohlocken!

Die Leistung war fürwahr gigantisch,
Die Tiere freu'n sich elefantisch.

Herausgeber: Peter Pfeffer. — Für die Redaktion verantwortlich: Artur Lokesch. Berlin.
für Deutschösterreich: Norbert Freuder, Wien. — Unverlangte Einsendungen können nur zurückgesandt
werden, wenn Porto beiliegt. — Druck und Verlag: Ullstein A. G., Berlin SW 68,
American Copyright by Ullstein AG 1922.



HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORT, SPIEL, SPASS UND ABENTEUER



Von den tödlichen Prankenhieben des Bären getroffen, flogen ein paar Wölfe in den Schnee.
(Zu der Geschichte auf der nächsten Seite: „Kampfgenossen“.)



Kampfgenossen

Aus dem Buch „Jäger und Gejagte“ von Charles G. D. Roberts.

Job Tatsch, dem Trapper, war dieser allen anderen Kreaturen so schreckliche Winter nichts Schlimmes. Seine Hütte war fest gebaut, Massen von Brennholz lagen ringeum aufgeschichtet, und sein Vorrat an Lebensmitteln zur Ergänzung der Jagdbeute mußte für Monate ausreichen. Daß das Wild immer seltener wurde, besagte für ihn weniger als für die vierbeinigen Jäger; an Jagdtüchtigkeit und List konnte sich ja keiner mit ihm vergleichen. Von der Nase abgesehen, war er dem besten Raubtier überlegen, hörte so scharf wie ein junges Elen, sah nicht schlechter als der Luchs. Leicht, fast mühelos legte er auf den Schneeschuhen ungeheure Strecken zurück, sein Gewehr tötete auf so große Entfernung, daß das flüchtigste Wild noch kaum den Verfolger ahnte, wenn sein nie fehlender Schuß fiel. Diese Überlegenheit erkennend, folgten, trotz Angst und Haß, kleinere Jäger seiner Spur und suchten aus seinem Witz heimliche Nutzen zu ziehen.

Dennoch geschah es, daß sich die Mächte der Wildnis, über die er sich Meister geglaubt hatte, eines Tages gegen ihn kehrten und ihn niederwarfen.

Ein vergrabener Baumstamm griff nach einem seiner Schneeschuhe, als er wie auf Flügeln über die Fläche saufte. Kopfüber fiel er einen Abhang hinab, und im Fall durchzuckte ihn Entsetzen. Er hatte gehört, daß in seinem Bein ein Knochen zerbrach.

Dies bedeutete: Ende! In der Panik, die ihn plötzlich überfiel, hielt er es für das Beste, liegen zu bleiben, wo er war, die tödliche Kälte das Werk vollenden zu lassen. Bei einer Temperatur, die das Quecksilber im Glas gefrieren ließ, konnte es nicht lange dauern, bis er in ewigen Schlaf sank.

Dann wurde sein Kopf klarer, der Wille und das Bewußtsein, Herrscher im Reiche der Wildnis zu sein, erwachten wieder. Nein, der weiße Tod, dem er so oft und so trotzig widerstanden, sollte ihn nicht besiegen, die Raubtiere, die er gejagt und gefangen hatte, sollten sich nicht von seinem Fleische nähren!

Der Trotz jagte wieder frisch und heiß durch seine Adern, brachte ihn in die Höhe, und alle Qual entriß ihm nur ein Hohnlachen. So versuchte er, sich zu seiner Hütte zurückzuschleppen. Nach sieben Stunden unermüdlichen Ringens gegen den Tod, sieben Stunden voll erbärmlichster Schmerzen, hatte er die Tür erreicht, kletterte mit seinen Schneeschuhen wie an Krüden empor und fiel über die Schwelle. Besinnungslos vor Müdigkeit wäre er fast in der offenen Tür eingeschlafen — dann wäre sein Feuer ausgegangen, der weiße Tod hätte ihn in seiner eigenen Burg besiegt! Noch einmal zwang er sich, vermochte die Tür zu schließen, den Herd zu sputtern, bis das Feuer ausloderte, dann sank er zu stundenlangem Schlaf auf

den nackten Boden. Als er erwachte, fühlte er sich wieder Herr des Schicksals.

Von Chirurgie verstand Job nicht viel, aber der tüchtige Hinterwäldler weiß Auskunft in jeder Not. Sein Gedächtnis nach allem durchstöbernd, was er je von ärztlicher Kunst erfahren hatte, kam er auf den glücklichsten Einfall: aus Rinde und leichtem Holz schnitzte er Leisten, und nach langer Anstrengung glückte es ihm, das wahnsinnig schmerzende Bein einzuschienen.

Als er, kalten Schweiß auf der Stirn, dieses tolle Stück Arbeit geleistet hatte, wurde er bewußtlos.

Quatvolle Wochen kamen für den armen Gefangenen des Winters. Nächte, in denen der Schmerz ihn nicht schlafen ließ, Tage, in denen die Mühe, Feuer zu unterhalten, ein wenig Nahrung zu bereiten, seine letzte Kraft verzehrte. Arbeit für Stunden war es, ein paar Klöße Holz an den Ofen zu schaffen, eine Tasse Tee zu bereiten. Aber er zwang sich durch. Dabei sah er mit Staunen, daß in all dem Leiden sein Appetit nicht schwächer geworden war.

Da gab es neues Entsetzen — sein Vorrat an Büchsenfleisch war verbraucht, ein paar Tage später ging es auch mit Mehl und Speck zu Ende. Rechnend und geizend-schränkte er sich von Tag zu Tag mehr ein, aber bei allem Darben konnte er sich kaum drei Wochen noch am Leben erhalten. Wann sein Bein wieder gebrauchsfähig würde, ahnte er nicht, doch fühlte er deutlich, daß drei Wochen und drei Tage zur Kur nicht hinreichten. Das nahe, gräßlichste Ende führte ihn nicht in Verzweiflung, aber er fühlte, daß irgendwie ein Kampf auf Leben und Tod begann.

Der Vorrat an Brennholz war zum Glück fast unerschöpflich. So konnte er rücksichtslos heizen, bei offener Thür Gewehr in der Hand in die Wildnis hinaus lauern auf ein Reh oder ein Renttier, das der Zufall vorbeiführen mochte. Nach langen Tagen der Enttäuschung zwang er sich mit übermenschlicher Anstrengung, in den Schnee hinauszutreiben und ein paar Fallen zu stellen. Aber der hilflose Mann

zog eine breite Spur von seiner Hütte zur Falle, und das scheue Wild war klug genug, diesen Spuren fern zu bleiben. Außer der Strenge dieses Winters mußte es einen besonderen Grund geben, daß Wild so selten wurde. Dieser Grund wurde ihm bekannt, als eines Nachts durch die gewohnte Friedhofsstille ein langgezogenes, vielstimmig-grelles Heulen kam, wie er es nicht mehr gehört, seit er vor Jahren am Madenzie seine Fallen gestellt hatte. Wölfe! Er schleppte sich mühsam zum Fenster, und kam gerade recht, das Rudel, eng geschlossen und gut geführt, über die Schneefläche brausen zu sehen. Das also hielt das Wild von seiner Türe fern! Wenn es ihm glückte, einen der Wölfe zu erlegen, das Tier vor dem Hunger seiner eigenen Brüder zu bergen, dann konnte er vielleicht noch einmal ein bißchen Lebenskraft in seine Adern pumpen. Doch für diesmal war die wilde Jagd vorübergezogen.

Neue Tage schmerzlichen Harrens durchlebte der Einsame; die Qual des Hungers im Leib, irre, todtraurige Gedanken im Sinn. Dann bringt ihn zum zweitenmal nahes Bellen des Wolfsrudels in die Höhe. Sein Gewehr schußfertig, schleppte er sich an die Thür.

Noch war nichts in Sicht. Die Wölfe verbargen sich hinter dem Felsen. Nach ein paar Sekunden aber verriet ihm sein geübtes Ohr, daß sie ihren Lauf in anderer Richtung nahmen, daß sie nicht auf Schußweite, nicht einmal auf Sicht an seine Hütte kommen würden.

Er zögerte. Der Chor verriet, wie zahlreich das Rudel war. Mit dem gebrochenen Bein, das nur eine Last war, konnte er sich auf Kampf nicht einlassen. Dennoch entschied er: lieber fallen, als elend erfrieren und verhungern!

Das Magazin seiner Flinte war gefüllt, er schnallte den Patronengürtel um, griff zur



Einen der Wölfe nahm der Bär sich als Begehrung mit,

Art und schleppte sich auf allen Vieren an einer Felsenase vorüber, um einen Punkt zu erreichen, von dem sich das Jagdfeld überblicken ließ. Da stand, keine hundert Schritt weit ab, hoch aufgerichtet, ein Bär, und dicht um ihn das tobende Rudel.

Sein erster Gedanke war, den Bären zu schießen; Bärenfleisch wäre herrlich! Aber nein, er selbst würde keinen Bissen von der Beute bekommen! Er zählte die Köpfe der Wölfe, sah hinter dem ersten Rudel ein zweites, größeres anrücken. Er war in hoffnungsloser Lage. Nur um sein Leben teuer zu verkaufen, richtete er sich in einer Felsenische auf und stand zum Kampf gerüstet wie der Bär, den Rücken gebekt.

Minuten vergingen, während der Bär auf seinen Reulen saß und den Feinden entgegenstarrte, die ihm Zeit gaben, wieder zu Atem zu kommen. Sie berieten nicht. Zwischen dem Leittier und dem übrigen Rudel schien keine Meinungsverschiedenheit zu sein. Dann aber, wie auf einen plötzlich gegebenen Befehl, sprang ihn das Leittier an — und mit ihm das ganze Rudel!

Das Leittier war größer, stärker als seine Kameraden — und klüger! Es kannte das unvermeidliche Schicksal des ersten Angreifers, ließ sich, fast schon in den Pranken des Bären, zurückfallen und geringere Wölfe in ihr Schicksal toben. Das nächste Tier in seiner Spur erlag einem Tagenschlag, der ihm den Kopf in die Schultern trieb, aus seinem Leib eine Fleischmasse machte, die von den Kameraden eiligst zerseht und verzehrt wurde. Diesen tödlichen Streich hatte das Leittier vermieden, jedoch ein Feigling war es dennoch nicht. Im Augenblick, in dem der Streich fiel, drang es unter der ausgerichteten Tazze des Bären vor, bohrte seine Fangzähne mörderisch in die ungedeckte Flanke und riß eine tiefe Wunde; doch seine Kühnheit wurde rasch bestraft. Ehe es sich zurückziehen konnte, traf ihn die linke Tazze des Bären, dann lag auch er mit zerbrochenem Rückgrat unter den Füßen seiner Kameraden. Als er verschwand, wurde auch die schwarze Gestalt des Bären, von einer Welle aus Wolfssell gleichsam überslutet, unsichtbar. Im nächsten Augenblick aber brach diese Welle und rollte zurück. Füße in der Luft, Rücken gebogen, unbeholfen wie Säuglinge, flogen ein paar Wölfe, vom Bären getroffen, in den Schnee, mit glühenden Augen, Rachen und Schultern rot von — eigenem Blut und Freundesblut. Der Bär richtete sich wieder auf.

„Brav, Kamerad!“ schrie Tatsch, der über so erfolgreichem Kampf alle Vorsicht vergaß.

Sein Beifall bedeutete jedoch dem Bären nichts, denn dessen Aufmerksamkeit war darauf gerichtet, mit federnden Streichen die

nachrückenden Wölfe in Schach zu halten. Wölfe aber, die an den Rändern des Schlachtfeldes lungerten, hörten ihn, und ihre flimmernden Augen wandten sich jetzt der Gestalt des Mannes zu. Wohl zwanzig zugleich warfen sich auf ihn. Job Tatsch hatte kaum Zeit zu zielen, hinter der ersten Schlachtreihe tauchten schon neue Rudel auf. Sein Gewehr sprach, so schnell der Hahn nur arbeiten konnte, die vordersten Wölfe fielen. Nachfolgende warfen sich über das frische Fleisch, zu hungrig, um an anderes zu denken als an den tobenden Schmerz in ihren Bäuchen. Drei Wölfe aber führten den Kampf durch! Einen noch erlebte Tatschs Kugel, die andern waren an ihm, ehe er repetieren konnte. Einem zerschmetterte er mit dem Gewehrskolben die Schulter, der andere verbiß sich in sein Bein. In das gebrochene Bein — Job Tatsch lachte Hohn, denn die schrecklichen Fänge arbeiteten mit all ihrer Wut nur in Holz. Seine Axt fuhr nieder, ein Purpurstrom floß in den Schnee, der Wolf wurde zum Köder seiner Kameraden.

Triumphierend blickte der Mensch auf, um zu sehen, welche Arbeit der Bär tat. Dort war die Schlacht noch im vollen Gange. Noch ragte das schwarze, blutüberströmte Haupt aufrecht über dem tobenden Pack, noch mähten die furchtbaren Pranken! Aber jetzt kam eine neue Horde, den ermatteten Stammesgenossen zu helfen — der tapfere Alte mußte bald besiegt sein! Wieder griff Job zum Gewehr, füllte das Magazin, dann spritzte Blei unter das neue Rudel.

Das Knattern der Büchse und ihre tödliche Wirkung schaffte dem Bären Luft. Jeder ein Maul voll Fleisch, aus einem sterbenden Kameraden gefeßt, zogen die stürmenden Wölfe sich zurück, den letzten, zähesten Angreifer erlebte der Bär selbst in einer tödlichen Umarmung. Was an Wolskreieren noch eingesetzt wurde, war nicht mehr kampfbereit. Der Hunger stillte sich zu leicht an den Leichen von Kameraden, die ja zu Duzenden das Feld bedeckten, und war erst die Qual des Hungers vorbei, dann dachte keiner mehr an blutigen Kampf. Ohren wandten sich dem knatternden Gewehrfeuer zu, Augen starrten nach der Gestalt des Mannes, der aufrecht in der Nische stand, dann klemmten sich die kuschigen Ruten zwischen die Hinterbeine; wie von einer drohenden Stimme gerufen, drängten die Räuber sich eng zusammen, und plötzlich war ihr Rückzug eine atemlose Flucht.

Auch der Bär hatte den Hunger an seinen Feinden gestillt, hob jetzt das stolze, blutende Haupt und sah mißtrauisch zu Job Tatsch. Ein neuer Feind? Er war zu neuem Kampf bereit! Job Tatsch hob langsam die Flinte.

„Bär schmeckt besser als Wolf,“ murmelte er. Dann ließ er die Waffe sinken.

„Rein, Kamerad, wäre schlechter Dank, haben brav zusammengekämpft! Und tapfer warst Du! Geh zu, nur komm mir nicht wieder so nah!“ Der Bär machte sich langsam davon, als hätte er den Rat seines Kampfgenossen verstanden, eines der toten Viehster schleppte er als Wegzehrung mit. Dann verließ auch Tatsch seinen Posten. Von den erlegten Wölfen wählte er die drei jüngsten heraus, band ihre Beine zu-

sammen und schleifte sie zu seiner Hütte. Er nahm sich vor, zurückzukommen und die besten Pelze auszusuchen, wenn erst sein Mittagessen auf dem Feuer stand. Ein bißchen schämte er sich seiner Weichheit, die dem Bären das Leben geschenkt hatte. Dann aber rechtfertigte er sich vor dem eigenen Jägergewissen.

„War nur noch ein Bündel Knochen, der alte Bär! Altes, zähes Vieh. Junger Wolf wird besser schmecken, wenn er tüchtig gekocht ist.“



Job Tatsch band ein paar Wölfe zusammen und schleifte sie zu seiner Hütte.

Langsam erreichte er das Blockhaus; über seinem harten Gesicht lag es wie Triumph. Er hatte die finsternen Mächte der Wildnis siegreich überwunden. Da fühlte er mit neuer Hoffnung, daß er auch seine Krankheit überwinden werde. Er war dem Leben wiedergegeben.

Was sind lebenswichtige Betriebe?

3. DAS GAS Sein Weg vom Gaswerk zum Gashahn

Von Arthur Fürst.

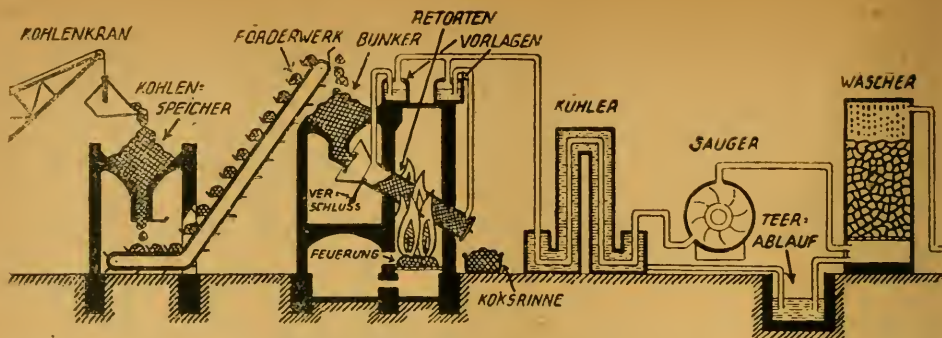
In Nr. 13 und Nr. 16 schilderte ich Euch die lebenswichtigen Betriebe des Wassers und der Elektrizität. Heute will ich den Weg des Gases vom Gaswerk bis zum Gashahn beschreiben.

Der Müller merkt den Gang seiner Mühle erst, wenn sie stehen geblieben ist, denn dann fehlt seinem Ohr das gewohnte Geräusch. So werden uns die Arbeit und das Wirken gerade der lebenswichtigsten Betriebe erst recht bemußt, wenn sie infolge eines Streiks oder wegen irgend einer anderen Ursache einmal versagen.

In solchen Zeiten schweifen die Gedanken auch wohl hinüber nach dem Gaswerk, wo der riesige Behälter steht. Wir wissen, daß er für gewöhnlich mächtig viel Gas in seinem Bauch hat, gerade wie ein Ballon; überhaupt sieht er einem solchen recht ähnlich. Bloß daß er nicht aus dünnem Seidenzeug hergestellt ist, sondern aus kräftigen Blechen besteht, oft auch noch dicke Mauern hat, so-

daß er nicht davonfliegen kann. Andernfalls würde er das sehr gern tun, denn seine Füllung ist ja leichter als die Luft. Dann wäre die ganze Stadt ohne Gas wie bei einem Streik. Ihr habt Euch sicher noch nie überlegt, wie die riesigen Gasmassen eigentlich in den Behälter hineinkommen; das will ich Euch heute erklären.

Das Leuchtgas, wie der Techniker den Stoff nennt, wird aus Kohle erzeugt. Sie gelangt aus den Gegenden, wo sich die Bergwerke befinden, mit der Eisenbahn oder auf Schiffen zum Gaswerk. Gasanstalt ist ein veraltetes Wort, das nicht mehr gebraucht werden sollte; handelt es sich doch um eine richtige Fabrik, die sonst stets ein Werk genannt wird. Aus dem Bahnwagen oder dem

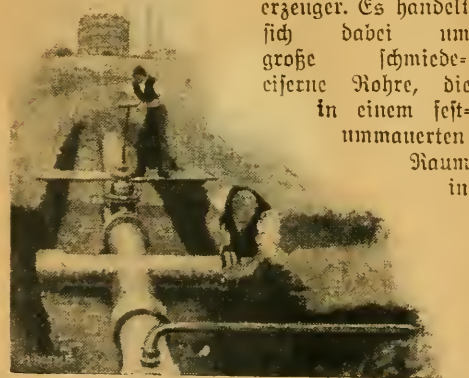


Der Weg des Gases durch das Gaswerk . . .

Die Kohle gelangt vom Kran in den Speicher, dann mittels des Förderwerkes ins Retortenhaus, wo das Gas erzeugt wird; dann wird es durch den Kühler mittels des Sangers zum Wascher getrieben und von dort . . .

Schiffstaum schaufeln Arbeiter die Kohle in ein großes Gefäß, das am Kran hängt. Dieser dreht sich von der Verladestelle um seine Achse zum Kohlenspeicher. Dabei wird gleichzeitig der Eimer hochgezogen. Ueber dem gewaltigen Kohlenspeicher kippt er um und schüttet seinen Inhalt in einen Raum mit schrägen Wänden. Befindet sich das Werk in vollem Gang, dann wird Kohle aus dem Speicher entnommen, indem man Haufen für Haufen durch Öffnen eines Schiebers in Transportgefäße fallen läßt. Diese können zu einem Förderwerk gehören, wie es auf obigem Bilde dargestellt ist, oder auch zu einer Seilbahn. Manchmal gelangt die Kohle dann noch einmal in einen kleineren Lagerraum, Bunker genannt, oder sie kommt unmittelbar in die Fülltrichter der Retorten.

Diese sind die wichtigsten Vorrichtungen in der Gasfabrik, die eigentlichen Gas-erzeuger. Es handelt sich dabei um große schmiedeeiserne Rohre, die in einem fest-ummauerten Raum in

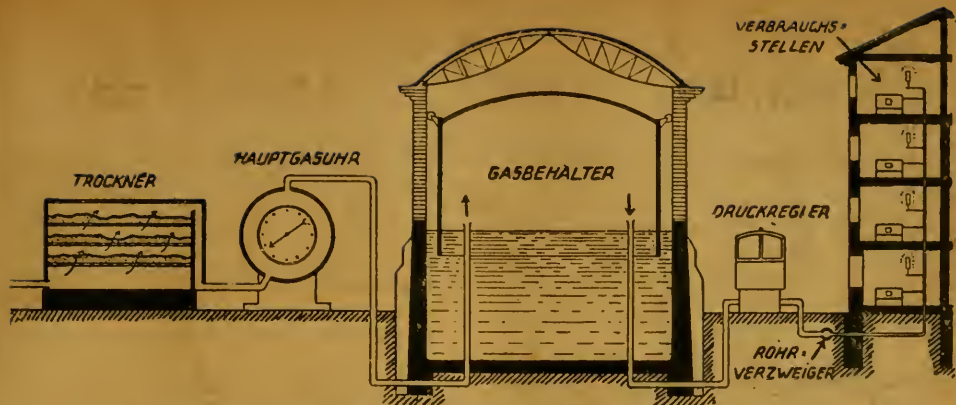


Arbeiter beim Legen einer Gasrohrleitung. Die dünnen Rohre führen in die Häuser. Im Hintergrunde das Gaswerk.

schräger Lage nebeneinander, oft auch übereinander angeordnet sind. Nach dem Öffnen des Verschlußes an der Vorderseite der Retorte rutscht die Kohle hinein und füllt beinahe den ganzen Behälter an. Dann wird der Verschluß sorgfältig zugemacht, damit die Retorte luftdicht abgeschlossen ist. Denn ihre Außenwände werden von einem mächtigen Feuer umspült, sodaß sie fast zu glühen beginnen. Könnte Luft in die Retorte gelangen, dann würde die darin liegende Kohle entflammen und verbrennen. Das kann sie nun nicht, weil der hierzu erforderliche Sauerstoff fehlt; sie darf es auch nicht. Die auf 1200 Grad erhitzte Kohle beginnt zu schwelen, es quellen nunmehr gewaltige Gasmassen heraus. Sie werden ständig abgeführt, sorgfältig fortgeleitet und auf eine Art gesammelt, von der wir gleich sprechen werden. Denn sie stellen das gewünschte Erzeugnis dar.

Nachdem die Kohle eine Stunde oder noch längere Zeit in der heißen Retorte zugebracht hat, ist der gesamte Gasinhalt ausgetrieben. Nun öffnen Arbeiter einen zweiten Verschluß, der sich am anderen, unteren Ende befindet, und der zurückgebliebene Rest stürzt heraus. Es ist der Koks, entgaste Kohle, ein vorzüglicher Brennstoff für Feuerungen aller Art. Der Koks fällt in eine Rinne, wird sogleich durch Wasser abgelöscht, das aus Brausen strömt, und hierauf, mittels einer Hebevorrichtung, hinweg und nach oben befördert zu einem Brecher, der ihn in kleine Stücke zerteilt. Er wandert dann zu einem Lagerplatz oder wird gleich in die wartenden Wagen der Koks Händler geschüttet.

Das in den Retorten sich entwickelnde Gas strömt durch Rohre, die am Vorder-



... bis in die Wohnung zum Gashahn.
 zum Trockner geleitet. Das erzeugte Gas durchströmt die Gasuhr und sammelt sich
 in dem großen Behälter, von wo aus es in das Rohrnetz der Großstadt gelangt.

und Hinterende angelegt sind, hinauf zu den sogenannten Vorlagen. Dies sind, wie der Querschnitt des obigen Bildes zeigt, Gefäße, in denen bis etwa zur halben Höhe Flüssigkeit steht. Die von den Retorten herkommenden Rohre tauchen in diese ein, das Gas durchdringt die Flüssigkeit und steigt zu den Oberteilen der Vorlagen auf. Es kann niemals zurückströmen, weil die Flüssigkeit ihm den Rückweg verschließt. Die Vorlagen sorgen also dafür, daß das Gas nur in einer Richtung durchgelassen wird und nicht zurückströmen kann. Es ist zunächst noch sehr heiß und muß auf 15 Grad abgekühlt werden. Das geschieht in einem Behälter, den das Gas in vielfach gewundenen, dünnwandigen Rohren durchzieht, während kaltes Wasser außen über die Rohrwandungen strömt. Damit der Gasstrom nicht stockt, ist hinter dem Kühler der Sauger aufgestellt, eine Flügelrad-Pumpe, deren wirkender Teil sich sehr rasch dreht, das Gas aus dem Kühler herauszieht und es weiter vorwärts treibt. Es enthält jetzt noch viele Stoffe, die



Das Retortenhaus. Bereitung des Gases und der Kohle in schräg liegenden Retorten, in denen die Kohle unter Luftabschluß erhitzt wird.

(Fortsetzung auf Seite 10.)

Was Laatsch und Bommel beim Bade



Es lächelt der See, er ladet zum Bade . . .
Da naht sich der Schutzmann dem schönen Gestade,
Jetzt heißt's, arme Freunde, den Wellen entsteigen
Und wiederum Mut und Entschlossenheit zeigen.



Seht hier, welchen klugen Gedanken sie fassen:
Sie klettern mit schlotternden Gliedern, mit nassen,
Hinauf auf das marmorne, leere Podest,
Laatsch hält sich an Bommel und umgekehrt fest.



Bald sieht man den Schutzmann mit allen Klamotten,
Mit amtlicher Würde von dannen sich trotten.
Er trägt zum Gericht sie, wozu er berechtigt,
Worauf sich Entsetzen der Götter bemächtigt.



Da kratzt sich der Bommel bedröpft hinterm Ohr;
Auch Laatsch kommt verrät und verraten sich vor;
O Himmel, was muß der Gerechte doch leiden!
Von wannen kommt Rettung den trefflichen Beiden?

Den an verbotener Stelle passierte



Hier angelangt, gibt man nach müß'vollem Klettern
Sich einfach das Anseh'n von griechischen Göttern,
Man steht in der Stellung antiker Skulptur,
Kein Kunststück, man hat ja dazu die Figur.



Das Aug' des Gesetzes, da kommt es gewandelt:
„Wer hat hier gebadet und strafbar gehandelt?
Vielleicht gar ein Selbst- oder sonstiger Mord?
Geeignet zu solcherlei Tat ist der Ort.“



Die Vogelscheuche auf dürrem Gestelle
Besitzt die den Beiden so rötige Pelle.
Da gibt's kein Bedenken, man handelt geschwind,
Wer nimmt nicht das Gute, da wo er es find't?



Es war nicht grad' prunkvolle, höfische Tracht,
Woraus man die Scheuche der Vögel gemacht.
Nein, seht hier die beiden fast schleichend entfluchen
Als lebende, wandelnde Vogelscheuchen.

seine Verwendbarkeit in den Häusern der Stadt mindern würden. Diese Beimengungen müssen deshalb entfernt werden. Aus diesem Grunde kommt das Gas nun in den Wascher, ein weites Rohr, wo es eine Kotschicht durchdringen muß und hierbei von Wasser berieselt wird. Teer und Ammoniak scheiden sich hierbei ab; der Teer schlägt sich auch schon im Kühler nieder. Der Abfall wird sorgfältig in einem Brunnen aufgefangen, denn er ist sehr kostbar. Vereiten wir doch aus dem Teer fast alle Farb- und Riechstoffe, viele medizinische Präparate, Desinfektionsmittel und manches andere. Das Ammoniak dient als Düngemittel.

Das Gas wird weiter von Naphthalin, Zinn und Schwefel gereinigt und im Trockner von jeder Feuchtigkeit befreit, indem es Schüttungen von Eisenerz durchdringen muß, die auf hölzernen Kisten liegen. Jetzt ist es gebrauchsfertig und strömt seinem Speicher, dem großen Gasbehälter, zu. Vorher aber durchläuft es eine Meßvorrichtung, die große, saßartige Hauptgasuhr, deren Zeiger ständig angibt, wieviel Gas das Wert erzeugt hat.

Der Gasbehälter — fälschlich Gasometer genannt, denn er dient keineswegs zum

Wießen — ist der große Ausgleicher zwischen Gaserzeugung und Gasverbrauch. Er macht den einen Vorgang von dem anderen unabhängig. Auch am Sonntag aberd ist in diesem Speicher immer noch genügender Vorrat für alle Anforderungen. Das aus dem Einstromrohr kommende Gas hebt durch seinen Druck eine große eiserne Glode höher und höher empor. Sie ist unten offen, taucht aber mit ihrem Ende stets in Wasser ein, damit das Gas nicht auf unerwünschtem Weg entweichen kann. Das Gewicht der Glode ruht ständig auf der Gasmasse und verursacht den Druck, mit dem es aus den Sähen strömt.

Da der Verbrauch in der Stadt stark wechselt, ist in das Hauptrohr noch ein Druckregler eingeschaltet, der durch eine fein wirkende Vorrichtung dafür sorgt, daß der Druck im Leitungsnetz stets derselbe bleibt, gleichgültig ob wenige oder viele Sähen geöffnet sind. Die Leitungen, die sich meist unmittelbar hinter dem Gaswerk zu verzweigen pflegen, bestehen aus eisernen Röhren, die, unter Zwischenschaltung von Dichtungsringen, aneinander gesetzt werden und für einzelne Straßenabschnitte durch Niederbrechen eines Schiebers abgesperrt werden können.



Duala-Neger führen mittels der Trommelsprache eine rege Unterhaltung.

Lange schon bevor der Mensch die Schriftzeichen erfunden und mit ihrer Hilfe sich auf weite Entfernungen hin zu verständigen erlernt hatte, bediente er sich einer Art drahtloser Telegraphie. Der australische Jäger verständigt sich noch heute mit seinem außerhalb der Rufweite weilenden Jagdgenossen durch besondere Finger- und Handhaltung. Er verrät ihm so, ob das erpöchte Tier ein Känguruh, ein Opossum oder eine Eidechse ist, ob es still sitzt oder sich bewegt. Auch manche nordamerikanischen

Indianerstämme führen auf gewisse Entfernung hin mittels einer ausgebildeten Fingersprache ergiebige Gespräche. Man könnte auch diese Art der Verständigung als „drahtlose Telegraphie“ bezeichnen. Von einer anderen Art berichtet der Afrikaforscher Frobenius. Die Mobaneger Nord-Togos sind danach imstande, mit Hilfe ihrer Jagdpfeifen ganze Sätze auf recht bedeutende Entfernung über das Gelände zu verbreiten. Noch trefflicher ausgebildet ist die Trommelsprache der Duala-Neger in Kamerun. Drollig ist es, daß sie sich mittels der Trommelsprache auch beschimpfen, und daß solche Beleidigung besonders hart bestraft wird, weil sie ja von so vielen Ohren und weithin gehört worden ist. Neben der bereits erwähnten Fingersprache finden wir bei den Australiern noch eine andere Art drahtloser Telegraphie. Wenn sie zur Jagd ausziehen, wenn sie sich einem Lager nähern, wenn

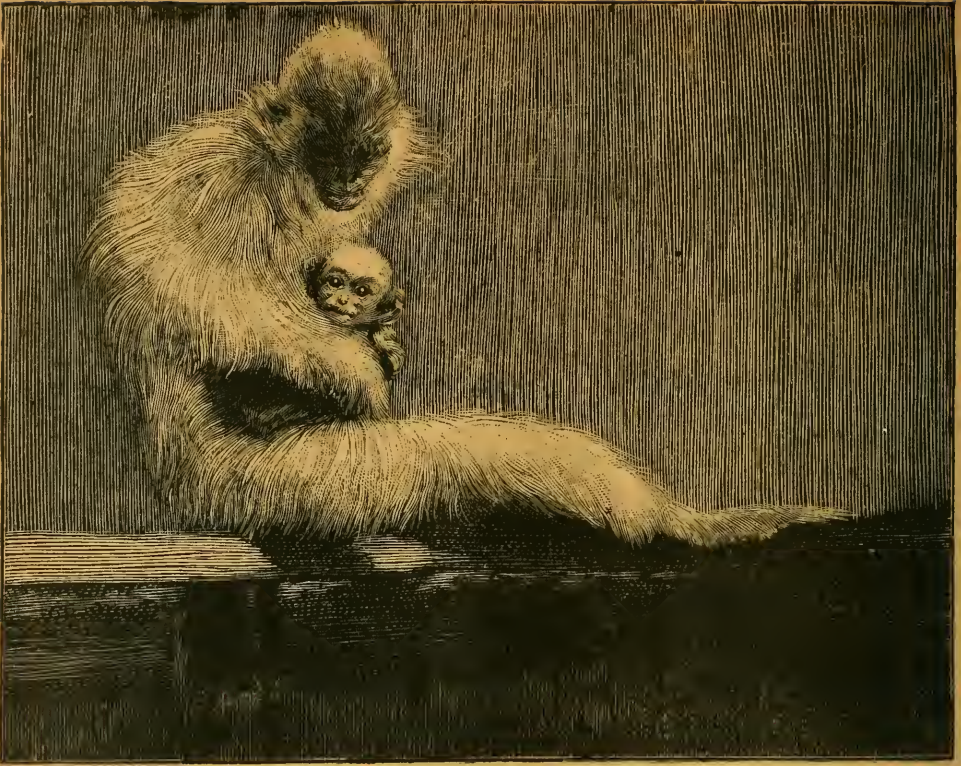


Indianer, die sich auf der Jagd mittels der Zeichensprache auf weite Strecken hin verständigen.

ihnen eine Gefahr droht und bei vielen anderen Gelegenheiten geben sie durch rasch angefachtes und mit frischem, feuchtem Holz erhaltenes Feuer weithin sichtbare Rauchsignale, die aber nur die Angehörigen der eigenen Horde oder befreundeter Horden zu deuten verstehen. Rauchsignale kannten übrigens auch zahlreiche Prärie-

Indianerstämme und bedienten sich ehemals ihrer. Die Pima-, Marikopri- und andere mexikanische Stämme signalisierten den Erfolg ihrer Kämpfe mit den Apatschen den im Lager Harrenden ebenfalls durch Rauchsäulen. Soviel „Stalpe“ sie erbeutet hatten, soviel Feuer zündeten sie in einer Reihe dicht nebeneinander an.

Dr. A. Hn.



Hulman-Affe mit seinem 9 Tage alten Jungen. Diese Tiere sind in der Gefangenschaft sehr schwer zu halten.

Ein gefeierter Affe

Die Inder haben eine seltsame Sage. Sie glauben an den gewaltigen Geist Hanuman, der einst mit tausenden von Affen die „Adamsbrücke“ zwischen dem indischen Festlande und der Insel Ceylon gebaut haben soll. Vom Himalaja her holten die Affen, durch die Luft fliegend, die Felsblöcke; manchmal entglitt ihnen dabei einer, und wo immer in Mittel-Indien vereinzelte Felsen emporragen, gelten sie als verlorene Blöcke aus jener Zeit. Seit jener Zeit gelten aber auch bei den Indern die Affen, und zumal die „Hulman“ genannten Schlankaffen, deren zwei wir oben im Bilde zeigen, als verehrungswürdig. Reiche lassen Affen füttern und machen Stiftungen für diese Tiere; sie tummeln sich denn auch wie bei uns die Hunde vielfach auf den Straßen

umher, und mancher Europäer hat sich schon Unannehmlichkeiten zugezogen, wenn er auf diese zudringlichen, unverschämten Gäste schoß. Schlankaffen kommen nicht häufig in unsre zoologischen Gärten; sie sind für die Klimaunterschiede sehr empfindlich und gehen auch bald ein. Gleichwohl ist es schon gelungen, sie längere Zeit am Leben zu erhalten, ja, gelegentlich selbst Nachwuchs zu erzielen, und die Hulman-Affen-Mutter auf unserm Bilde, die im Londoner Zoologischen Garten lebte, erwies sich als eine rührend besorgte Mama. Auf Besucher war sie außerordentlich eifersüchtig; so bald sich jemand näherte, drehte sie sich um und versteckte so das Kleine. Als das Junge etwa anderthalb Monate alt war, begann es sich allmählich selbständig zu machen.

Der schnellste Radfahrer der Welt.

Es gibt — abgesehen vom Straßenrennen, Kunstfahren u. dergl. — zwei Arten des Radrennsports: Steher- und Fliegerrennen. Die Steher fahren mit ihren Motorschrittmachern große Geschwindigkeiten auf längere Strecken (10—100 Kilometer und mehr), der Flieger vollbringt seine Leistung allein, kann seine höchste Geschwindigkeit, den „Spurt“, aber nur auf einer ganz kurzen Strecke — etwa 300 Meter — entfalten; namentlich die letzten 200 Meter eines Rennens bringen den Endkampf, der in etwa 11 Sekunden verläuft. Der Schweizer Kaufmann — der wohl zur Zeit der schnellste Radfahrer der Welt ist — ist ein Flieger; er besitzt eine so große Schnelligkeit, daß er in den letzten Jahren von keinem anderen Fahrer übertroffen werden konnte. Erst am Himmelfahrtstag war er wieder in Berlin und schlug in den großen Rennen auf der 666-Meter-Bahn des Stadions die besten deutschen Fahrer einschließlich des alten Weltmeisters Walter Rütt. Der Endkampf zwischen diesen Fahrern bot ein prächtiges sportliches Bild. Kaufmann befand sich an der Spitze der fünf an dem Kampf beteiligten Fahrer; Rütt befand sich in ziemlich ungünstiger Lage am Schluß. Im End-

kampf ging Rütt im Angriff an seinen deutschen Kameraden vorüber und drang nun auf den Schweizer ein. In spannendem Ringen flogen die beiden Fahrer dem Ziele zu. Kaufmann mußte sich zwar gewaltig anstrengen, aber es glückte ihm, vorn zu bleiben und Rütt mit dem knappen Vorsprung einer Borderradlänge zu schlagen.

Kaufmann hat gegen Rütt und viele der anderen Meisterfahrer die Jugend voraus, denn er ist zwölf Jahre jünger als der Deutsche. Am 9. Juni ist er 27 Jahre alt geworden. Seine Rennfahrerlaufbahn begann er 1911. Schon im Jahre darauf gewann er als Siebzehnjähriger die Schweizerische Meisterschaft, und 1913 wurde er Sieger in 23 Rennen. Von da an begann sein glänzender Aufstieg bis zu seiner jetzigen Höhe. Kaufmann, der den Mechanikerberuf erlernt hat, ist kräftig gebaut, dabei aber so hochgewachsen, daß er schlank erscheint. Er ist aber nicht nur ein guter Fahrer, sondern auch ein guter und ehrlicher Mensch, der sich im Rennen nie eine Unregelmäßigkeit zu Schulden kommen läßt, und der die Erfolge der anderen Fahrer neidlos anerkennt. Infolgedessen haben alle seine Kameraden ihn gern und schätzen ihn hoch. Derrick.



Der Schweizer Ernst Kaufmann, der gegenwärtig wohl als der schnellste Radrennfahrer der Welt anzusehen ist.



Die Hand eines vornehmen Orientalen. Die langen Nägel gelten als ein Zeichen seiner Würde.

Struwelpeterhände.

Gibt's denn so etwas wirklich, werdet Ihr verwundert fragen, wenn Ihr unser Bild betrachtet, Hände mit so langen und wie Krallen gebogenen Nägeln? Solch absonderlicher Brauch ist sogar unter den Völkern Südasiens sehr verbreitet und wird auch bei manchem Negerstamme angetroffen. Namentlich die Anamiten schätzen diese Unsitte; es gilt bei ihnen als Zeichen höchster Vornehmheit, die Nägel, zumal der linken Hand, krallenartig wachsen zu lassen. Ja, zur Schonung der Nägel, die bis 20 Zentimeter lang werden, trägt man Futterale aus Silber oder Gold gelegentlich darüber. Wie solcher Brauch und solche Anschauung entstehen konnten, ist unschwer zu erklären. Mit einer derartigen Hand kann man nicht arbeiten, sie ist zu keinerlei vernünftigen Tun brauchbar; man muß also reich sein und sich Diener halten können, wenn man sich eine so „geschmückte“ Hand leistet. „Wir wollen nicht wie Sklaven aussehen,“ antworteten die Neger im Nordhinterland von Kamerun dem Hauptmann Sutter, als er sie fragte, warum sie so lange Nägel trügen. Aber diese Neger machen doch von diesem „Schmuck“ wenigstens einen praktischen Gebrauch. Sie holen nämlich mit dem schaufelförmigen Daumennagel den Schnupftabak aus der Dose und werfen ihn in die Nasenlöcher hinauf. Wenn sich bei uns Stutzer und Gecken männlichen wie weiblichen Geschlechts immer noch mit Krallennägeln „schmücken“ — bei uns war es bei gewissen Leuten eine Zeitlang „Mode“, den

Nagel des kleinen Fingers zur Kralle wachsen zu lassen — so tun sie das aus ganz den gleichen Erwägungen heraus wie die ungebildeten asiatischen Völker und die Neger.

Dr. A. Hn.

Plaudereien mit meinen Lesern

Liebe Freunde!

Peter Lehmfugel, der, wie Ihr aus Nr. 16 wißt, beim Baden seine Sachen versteckte und dem Ihr beim Suchen so fleißig geholfen habt, sagt Euch heute vielen Dank. Das Ergebnis dieser Preisaufgabe werde ich in der nächsten Nummer veröffentlichen.

Lösung und Preisergebnis der „Drei Rätselfaften Männer“ aus Nr. 17 bringe ich in Nr. 20. Bei dieser Gelegenheit will ich Euch verraten, daß ich im nächsten Heft des „Heiteren Fridolin“ die erste Aufgabe meines aus drei Teilen bestehenden großen Ferien-Preis-ausschreibens bringen werde. Das soll Euch viel Spaß und Kopfzerbrechen machen!

Fridolin.

Rätsel-Ecke

Die Gefräßigen.

Das Wort pflegt viel zu fressen,
Es frißt bis in die Puppen.
Mit Kopf wird es gegessen
Zumeist in Form von Suppen.

Reise.

Suppler, Ruchig und Gegal,
Heldnor, Karpfisch und Altal,
Allen sechs ist was entzogen,
Etwas ist davengeflogen.
Sag' mir, lieber Leser mein,
Was kann dieses Etwas sein?

Buchstabenrätsel.

Mit G ein Tischgerät, Dir oft zur Hand,
Mit F Erzählung aus dem Märchenland,
Mit R Verbindung von Land zu Land,
Mit B ein Wirrwar wird so genannt.
Auch eine Stadt im fernen Osten sich so nennt,
Mit nichts den Mann Ihr aus der Bibel kennt.

Gedräuge.

Stellt's Kopf an Kopf im Saal sich ein,
So stellt's auch kopflos bald sich ein.

Silben-Rätsel.

as — be — her — ly — es — zick
— be — i — kan — her — la — li —
— mo — ni — pern — ring — rick
— se — set — sie — sit — so

Aus obigen Silben sind 10 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Spruch ergeben. Die Wörter bedeuten: 1. Metall. 2. General aus „Wallenstein“. 3. Insekt.

4. Fisch. 5. Dichter. 6. Prophet. 7. Garten-
gerät. 8. Flüssigkeit. 9. Körperteil. 10. Haus-
gerät.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 17: Silbenrätsel.

Der gestiefelte Kater. Dornröschen.

1. Dora, 2. Ebert, 3. Riese, 4. Gunther,
5. England, 6. Scipio, 7. Taler, 8. Fran,
9. Euador, 10. Fiesco, 11. Elle, 12. Lucullus,
13. Theoderich, 14. Ente, 15. Kaplan.

Vorsicht! Krater.

Kolumbus: Eidergans, Ei der Gans.

Vorn und hinten: Stock.

Fridolins Lachkabinett

Die kleine Elfe betet: „Lieber Gott, mach'
Konstantinopel zur Hauptstadt von Böhmen!“
„Aber Elfe,“ ruft die Mutter, „was sagst
Du da?“

„Ach, ich habe das doch heute in der
Schule in meiner Prüfungsarbeit geschrie-
ben.“

*

Lehrer: „Die verschiedene Bitterung der
Monate hat ihnen zum Teil Beinamen ein-
getragen. Wer kann mir solche nennen?“

Es werden genannt: der schöne Mai, der
stürmische März, der nasse April. Da meldet
sich der kleine Werner.

Lehrer: „Nun, Werner?“

Werner: „Der dumme August!“

*



„Gestern im Konzert hat der Mann gar
nicht gut gespielt.“

„Wieso denn, Gretchen?“

„Ja, die Leute haben mächtigen Krach
mit den Händen gemacht, und da mußte der
Musiker das Stück noch mal spielen.“

*

Lehrer: „Das ist nun schon die dritte
Frage, die Du nicht beantworten kannst; was
soll mal aus Dir werden?“

Schüler: „Lehrer, Herr Professor! Wenn
ich dann etwas nicht weiß, brauch' ich bloß
die Klasse zu fragen, die muß es wissen.“



„Dort geht der berühmte Professor mit
seinem ungezogenen Sohn spazieren. Einen
größeren Unterschied gibt es gar nicht.“

„Wieso?“

„Nun, der Vater ist eine Größe ersten
Ranges, und der Sohn eine Range erster
Größe!“

*

„Weißt Du, Vater, Träume sind wahr.“

„Ach, Unsinn!“

„Doch, gestern habe ich geträumt, daß ich
ungenügend in meiner französischen Arbeit
hätte, und heute habe ich es!“

*



Zirkusdirektor zu einem Stellung suchen-
den Zwerg: „Was, Sie bilden sich ein, der
kleinste Mensch zu sein? Sie leiden wohl an
Größenwahn?“

*

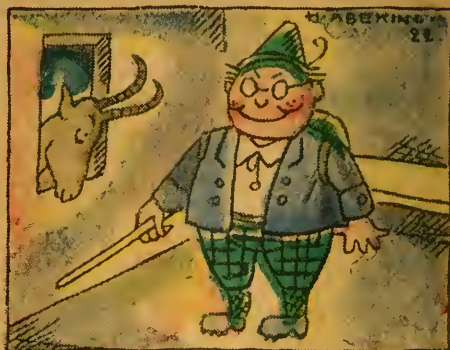
Die Mutter ist auf Frigchen sehr böse:
„Du sollst Dich mit den Fingern nicht immer
am Kopfe kratzen!“

„Womit soll ich es denn tun?“

Der kürzeste Tourist



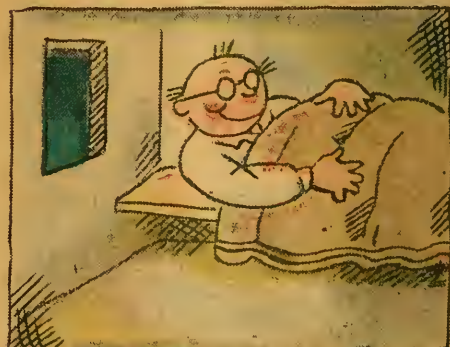
1. Es winkt, dem Wanderer zum Entzücken,
Die Hütte auf des Berges Rücken.



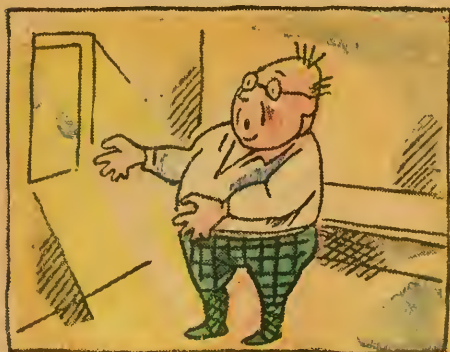
2. Er tritt hinein und jubelt laut.
Die Gemse ist nicht sehr erbaut.



3. Sieh da, selbst Haken für Gardroben
Soviel Komfort, das ist zu loben.



4. Welch Glück, daß man so gut es traf...
Nun komm, o wohlverdienter Schlaf!



5. Der Haken der hier angebracht,
Verschwand er etwa über Nacht?

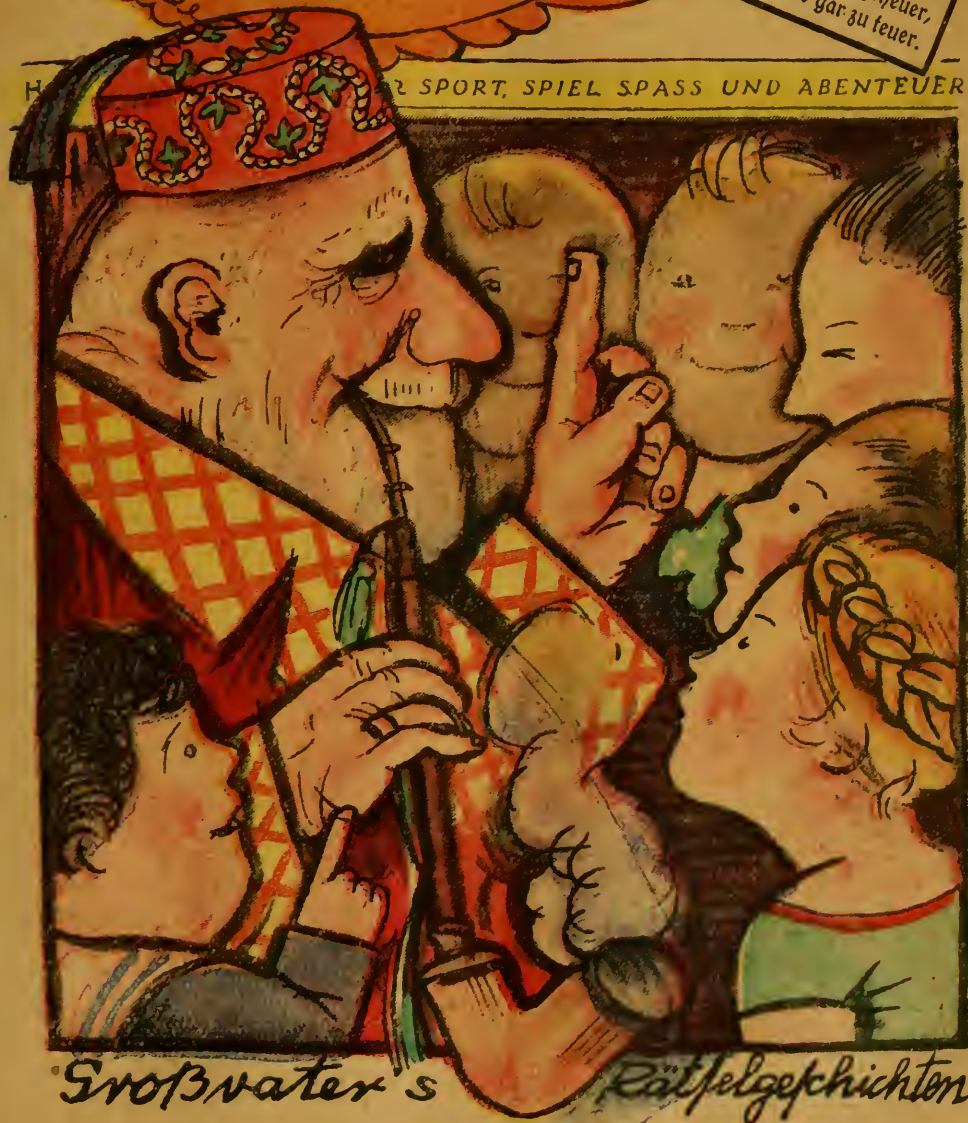


6. „Sieh da, mein Rucksack, Hut und Rod!
Was für ein bock'ger Kleiderfloh!“

Der heitere fridolin

Auch ich muß meinen Preis erhöh'n,
Warum? - wird jeder leicht verstehn,
Es tut mir leid ganz ungeheuer,
Doch der Betrieb wird gar zu teuer.

H... SPORT, SPIEL SPASS UND ABENTEUER



Großvater's

Rätselgeschichten

Das große Ferien-Preiswettbewerb. (Näheres auf Seite 11.)

DIE GEFANGENE

Von Traugott Schaller.

Es war kurz nach der Niederschlagung eines Aufstandes der chilenischen Landbevölkerung. Die Häufelsführer des Aufstandes waren erschossen oder schmachteten in den Gefängnissen. Nur einen hatten die Spanier noch nicht erwischt, und gerade dieser war der gefährlichste, listigste und kühnste: Don Manuel Rodriguez. Ein Indianer hatte eines Tages den Aufenthaltsort des Verfolgten ausgekundschaftet und den Regierungstruppen verraten. In einem kleinen Städtchen, das einsam in einer Talmulde lag, sollte Don Manuel Rodriguez sich versteckt halten. Der ehrgeizige Major zog in aller Stille seine Truppen zusammen und ließ alle Zugänge des Tales besetzen. Dann schickte er einen Leutnant mit einer Abteilung Soldaten in das Städtchen, um Haus für Haus zu durchsuchen. Jeder Winkel wurde durchstöbert, jeder Misthaufen durchwühlt. Aber nirgends wurde von Don Manuel Rodriguez eine Spur entdeckt. Wahrscheinlich war die ganze Sache ein geschicktes Ablenkungsmanöver. Immerhin, man mußte seine Pflicht erfüllen. Der Leutnant ging mit seinen Soldaten auf das nächste Haus zu, es war glücklicherweise eines der letzten, die er noch durchsuchen mußte; es gehörte dem Richter des Städtchens. Der Leutnant öffnete die Tür und trat mit seiner Mannschaft ein. Ehe der Offizier den Richter, oder dieser ihn begrüßen konnte, erhob sich aus einem Ende des geräumigen Zimmers ein Schwall von Klageklängen.

„Herr Offizier, helfst mir! Seid mein Retter! Oh, meine Füße! Meine Knöchel! Ach, der Schmerz! Dieser Unmensch von einem Richter! Dieses Scheusal!“



Jeder Winkel wurde durchstöbert, jeder Misthaufen durchwühlt.

„Wirst Du Deinen Mund halten, Unverschämte!“ schrie jetzt der Richter dazwischen. Der Leutnant bemerkte ein junges Mädchen, das in den Cepo gelegt war. (Der Cepo ist eine Art mittelalterliches Marterinstrument, ein schwerer Holzklotz, dessen runde Deffnungen dem Gefangenen um die Fuß- und Handgelenke geschnitten werden.)

„Was!“ rief der Leutnant, „Ihr legt Personen weiblichen Geschlechts in den Cepo! Das ist unerhört!“

„Herr Leutnant, dieses junge Mädchen steht im Verdacht, gestohlen zu haben. Ich mußte sie in den Cepo legen. Und sobald soll sie daraus nicht befreit werden. Das Geschöpf muß einen Denkkettel erhalten.“

Der Offizier empfand Abscheu vor dem Richter und Mitleid mit dem armen Mädchen.

„Verehrter Herr Richter,“ sagte er, „nur auf den Verdacht hin, daß es gestohlen haben könnte, laßt Ihr das arme Kind in den Cepo legen. Dies scheint mir sehr hart.“

Doch der Leutnant wußte, daß er keine richterlichen Befugnisse hatte und fügte deshalb einlenkend hinzu:

„Herr Richter, es geht mich eigentlich nichts an. Ich komme im Namen der Regierung, um mit Eurer Einwilligung Euer Haus zu durchsuchen. Ihr werdet die Güte haben, mich zu begleiten!“

„Zut Eure Pflicht, Herr Leutnant,“ sagte der Richter, wieder freundlicher. „Es ist wohl das Beste, wenn ich vorangehe.“

Während der Richter voranging, gab der Leutnant heimlich zweien seiner Leute einen Wink, zurückzubleiben und das arme Mädchen zu befreien. Die Soldaten voll-



Die Gefangene.

„Was!“ rief der Leutnant empört, „Ihr legt Gefangene weiblichen Geschlechts in den Celo?“



Die beiden Soldaten brachten das Mädchen über die Grenze.

zogen den Befehl. Das Mädchen erhob sich unter vielen Dankesbezeugungen und küßte den Soldaten die Hände. Aber sie vermochte sich kaum auf den Füßen zu halten. Sie brach in Weinen aus.

„Was nützt es, daß Ihr mich befreit habt? Das Tal ist umstellt, man wird mich nicht durchlassen und spätestens heute abend befinde ich mich wieder in den Händen dieses entsetzlichen Richters. Ach, ich kann ja kaum stehen!“

„Nicht doch,“ tröstete sie der eine der Soldaten, „was wir tun, das tun wir ganz. Wir bringen Euch bis zum äußersten Posten.“

Die beiden Soldaten boten dem Mädchen ihre Arme, und auf diese gestützt, verließ es das Haus des Richters. Es war ein beschwerliches Vorwärtskommen. Als sie bei der Wache anlangten, gaben sie das Lösungswort und erzählten den Sachverhalt, worauf das Mädchen passieren konnte. Noch einmal

danke es den Soldaten in überschwenglichen Ausdrücken, dann hinkte es mühsam davon. Die Soldaten sahen ihm voll Mitleid nach.

Unterdessen hatte der Leutnant, nach der Durchsuchung des Hauses, sich noch eine Weile mit dem entrüsteten Richter wegen der entsprungenen Gefangenen herumgezankt, hatte auch die übrigen Häuser abgesucht, jedoch Don Manuel Rodriguez nicht gefunden.

Raum hatten die Spanier das Haus des Richters verlassen, so ließ dieser seine bisher zur Schau getragene Maske fallen.

„Bei unserer lieben Frau von Santa Paz,“ sagte er aufatmend, „das war eine schwere Stunde. Mit Hilfe der heiligen Jungfrau ist es uns gelungen, die gottverfluchten Spaniolen hinters Licht zu führen.“

Die Gefangene im Cepo war nämlich kein anderer als Don Manuel Rodriguez.

Die Spanier selbst hatten ihm zur Flucht nachgeholfen.

Spaziergang im Wassertropfen

von R. A. France

„Genau wie die Infusorien in einem Wassertropfen,“ sagte ich, als ich neulich von einer hochgelegenen Wohnung auf einen sehr belebten Platz hinab sah, wo die Menschen und ihre Fuhrwerke durcheinanderrannten. Aber der Vergleich hinkte. Die kleinen Tierchen in einem Wassertropfen sind viel flinker und auch geschickter als die Menschen.

Natürlich möchte das ein jeder nun gleich sehen, läuft zur nächsten Pflanze, holt Wasser, nimmt das Mikroskop, stippst ein Tröpfchen auf die Glascheibe, die man zum Beobachten verwendet, und sieht — nichts.

Denn so einfach ist die Sache nicht. Im Leitungswasser, auch noch im Fluß oder in einem See, lebt so wenig Kleinzug, daß man in einem Tropfen manchmal kaum einen Einsiedler wandeln sieht. Aber die Regenlache draußen in Vorstädten, noch besser in Dörfern, wo ein wenig Seuche hineinsickern kann, und die dann braun und sehr unappetitlich grün gefärbt ist, die ist das Paradies der kleinen Welt. Und ist den Großstädtern das unerreichbar, so weiß ich doch auch für sie einen Rat: Sie müssen ein wenig Straßen-

erde, ein paar verwesende Blätter in ein Glas tun und grüne, lebende Pflanzstengel hineinstellen, bis das Ganze grünbraun und undurchsichtig wird, und die unverständige Mitmenscheit sagt: „Pfui, riecht das aber abscheulich!“ Dann ist die große Stunde da, und man kann die Wunder der Kleinwelt kennen lernen.

Ich will erzählen, was man da unter

solchen Pantöffelchen mit den Blicken, da erfolgt ein Zusammenprall, daß man fast erschrickt. Ein kleines borstiges Ungeheuer wirft sich auf den Wanderer. Es springt ihn regelrecht an, wie ein Tiger sein Opfer. Der kleine Pantoffel aber erschrickt nicht. Kunstgerecht, wie ein eleganter Fechter, springt er zurück. Und nun erfolgt etwas, worüber jeder, der das zum erstenmal sieht, vor Erstaunen starr



Unter dem Mikroskop: Blick in den Trubel eines Wassertropfens:

Ein Zug großer Pantoffeltiere wird von einem Muscheltierchen angegriffen, auf das das erste der Pantoffeltierchen eine Ladung seiner Pfeile abschießt. Eine ganze Schar kleiner und kleinster Geißeltierchen bringt sich aus dem Kampfbereich eiligst in Sicherheit.

dem Mikroskop zu sehen bekommt. Zunächst eine geschäftige Meute von Jagdhunden. Wenigstens führen sich die winzigen, glasklaren und eirunden Tierchen so auf; sie durchstöbern jeden Winkel, rennen lange Strecken dahin, kehren dann plötzlich um und sausen ebenso eilig zurück. Das sind die kleinen Wimpertierchen, so alltäglich, daß kein Kenner sie mehr beachtet. Mit ihnen treiben Pantoffeltierchen ein munteres Spiel. Von der Pantoffelgestalt haben sie den Namen. Es sind aber Samtpantoffel, denn sie sind über und über mit feinen Härchen bedeckt, durch deren Bewegung sie zierlich, ja überaus anmutig dahingleiten. Man folgt einem

bleibt. Aus seinem Körper schießt das Pantoffeltierchen Pfeile ab, lange, starre, spitze Stäbchen mit einem nachziehenden Faden, und wenn die den Angreifer treffen, ist er gelähmt, wenn es ihm nicht gelingt, die Flucht zu ergreifen.

Die borstigen Muscheltiere — so nennt man sie — sind auch darauf angewiesen, Tiere zu verschlingen, die kleiner als sie sind. An solchen ist kein Mangel. Je stärkere Vergrößerung man anwendet, desto mehr solcher Kleinpflanzen und Kleintiere bekommt man zu sehen, bis hinab zu den winzigen, punktförmigen Batterien, die immer noch zitternd und lebensfroh ihre Kreise tanzen. Man kennt

6000 verschiedene solcher Lebewesen, hat für jedes einen Namen erfunden, hat sie beschrieben und beobachtet und sich bemüht, ihres Lebens geheime Gesetze zu erforschen. Man hat erkannt, daß welche darunter sind, die durch ihre Lebenstätigkeit die Ursache jener Auflösung der größeren Dinge sind, die man Fäulnis nennt, daß andere von ungeheurer Wichtigkeit für das Gedeihen von Getreide und Gemüse sind, weil sie im Boden leben und dort Nahrung für die Pflanzenwurzeln zubereiten. Man hat welche kennen gelernt, die sich als Feinde des Menschengeschlechts erweisen, als Erreger von Krankheiten aller Art. Man braucht freilich deshalb nicht zu erschrecken vor so einem „Ausguß“, wie ich ihn zu bereiten empfahl, denn die Krankheiten sind an bestimmte Vorbedingungen gebunden, und ihre Erreger sind so häufig und überall, daß man von ihnen auch überfallen wird, wenn man sich nicht um die geheimnisvolle Kleinwelt kümmert. Denn das ist das allerwunderbarste an ihr: sie ist überall; sie nistet im Staub unserer Kleider, fliegt mit den Sonnenstäubchen im Zimmer, wird

vom Winde auf die höchsten Berge getragen, lagert auf jedem Blatt und Halm und belebt jedes Teilchen Wasser, wenn es nur erst durch Fäulnis Nahrung bietet und eine Zeitlang der Luft ausgesetzt ist.

III die geschilderten Kleinwesen haben die Fähigkeit, entweder zu erstarren oder sich zu verkapseln, wenn das Wasser, in dem sie sich tummeln, austrocknet. In dem bischen staubigen Bodensaß, der übrig bleibt, leben sie scheintot weiter, der erste Lufthauch nimmt sie auf, und nun beginnt eine phantastische Reise über Stadt und Feld, bis in alle Fernen. Eines Tages fallen sie wieder in irgendein Wasser, sprengen das Kapselchen, in dem sie schlummerten, und die neue Lebensjagd beginnt.

Darum kann man mit solcher Gewißheit auf sie rechnen, wenn man einen „Ausguß“ bereitet; sie sind die zahlreichsten und merkwürdigsten aller Lebewesen, gewissermaßen die Unvertilgbaren, die Unsterblichen.

Das Lübecker Wunderkind

Eine wahre Geschichte von Karl Escher.

Das merkwürdigste Kind, das je gelebt hat, war der kleine Christian Heinrich Heineken; körperlich ein schwaches, elendes Würmchen, an Geist aber ein Riese. Dieser Christian Heinrich wurde am 6. Februar 1721 in Lübeck

geboren, — starb vier Jahre später als ein Gelehrter, der es an Wissen und Kenntnissen mit jedem Universitätsprofessor aufnehmen konnte!

In den ersten sieben, acht Monaten unterschied sich dieses wunderliche Kind höchstens durch seine körperliche Schwäche von anderen Kindern. Aber kaum konnte es die ersten Worte stammeln, da zeigte sich schon seine unbezähmbare Lernbegier. In wenigen Tagen lernte das Knäblein richtig sprechen, und mit dem Sprechen begann eine endlose Fragerei. Die Namen und die Bedeutung aller Dinge wollte der Junge wissen. Das setzte seine Eltern natürlich in großes Erstaunen . . . und sein von allen guten Geistern verlassener Vater, der Maler Heineken, hatte nichts Besseres zu tun, als für den Säugling einen Hauslehrer zu bestellen! Er hätte lieber einen erfahrenen Arzt holen sollen, der dem schwachen Kinde Ruhe und größte geistige Schonung verordnet haben würde. In jenen



Nestor v. Seelen prüft das Lübecker Wunderkind.



Auf der Reise nach Kopenhagen wurden das Wunderkind und die Wärterin seefrank, und als sie laut stöhnte, sagte er zu ihr: „Sophie, Du benimmst Dich wie ein kleines Kind!“

Jahren hielt man aber mehr von der Gelehrsamkeit als von der Gesundheit, und so waren Christian Heinrichs Eltern hochbeglückt, als ihrem Jungen in noch nicht vollendetem ersten Lebensjahr die hauptsächlichsten biblischen Geschichten von seinem Lehrer eingepaukt waren, und zwar mit solcher Begeisterung, daß der Knirps an seinem ersten Geburtstag die ganze Schöpfungsgeschichte fehlerlos herunterleiern konnte. Nach einem Vierteljahr kannte der Säugling das ganze Alte Testament, vier

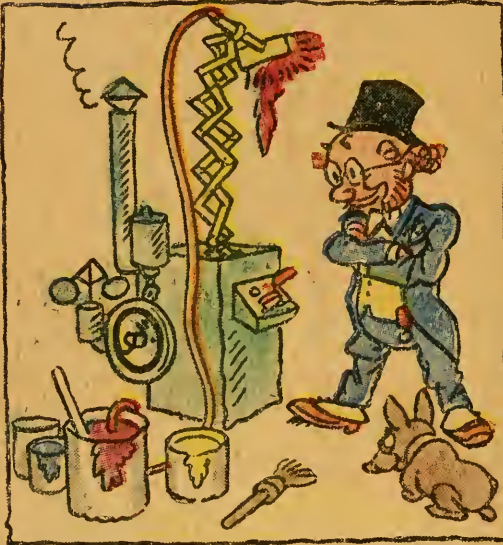
Wochen später hatte das Neue für ihn keine Geheimnisse mehr.

Der Junge wurde schwer krank, als er gerade mit der Geschichte der untergegangenen Völker fertig war. Aber vier Wochen Ruhe brachten ihn wieder hoch, und am 2. Januar 1724 stellte ihm der Rektor von Seelen in Lübeck nach einer scharfen Prüfung ein Zeugnis aus, das Christian Heinrichs Wissen voll auf bestätigte.

(Fortsetzung auf Seite 10.)

DIE ERFINDUNGEN DES

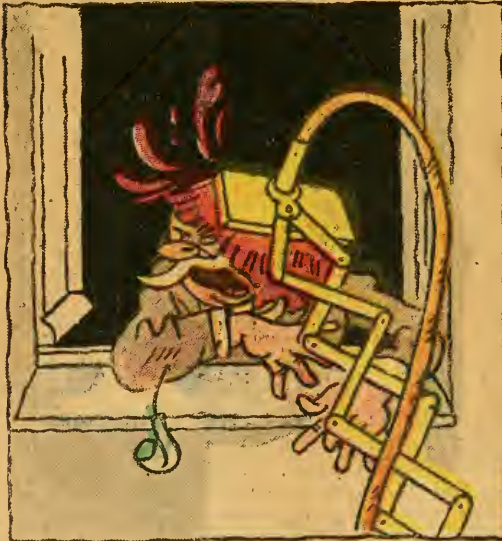
III. Die Patent-



Nie rastet des Erfinders Hirn,
Stets hämmert's hinter seiner Stirn.
Und ruht erst, wenn als Resultat
Gelingen ist der Apparat.



Geschaffen ward durch Geistesstärke
Hier wieder eins der heftesten Werke.
Ein Handgriff, der die Kurbel führt,
Dann geht die Sache wie geschmiert.



Da — pitschepatsch, es planscht und knattert,
Der ganze Meier ist vertattert,
Es dringt ihm Kalt und Schmutz und Schaum
Bis in den Nasenrachenraum.



Bedeckt mit Schmutz, kaum zu erkennen,
Sieht man ihn auf die Straße rennen,
Wo er, aufs tiefste aufgewühlt,
Sein Mütchen am Erfinder kühlt.

PROFESSOR'S PECHMANN

el-Maschine.



Es schnellst ein höchst verschmiht' Gewinde
Der Pinsel in die Höh' geschwinde;
Der streicht in kurzer Dauer dann
Mit Farbe ganz die Mauer an.



Herr Meier, mit der Pfeif' im Munde,
Hält eben seine Feierstunde,
Und freut sich der verdienten Ruh',
O ahnungsloser Meier Du!



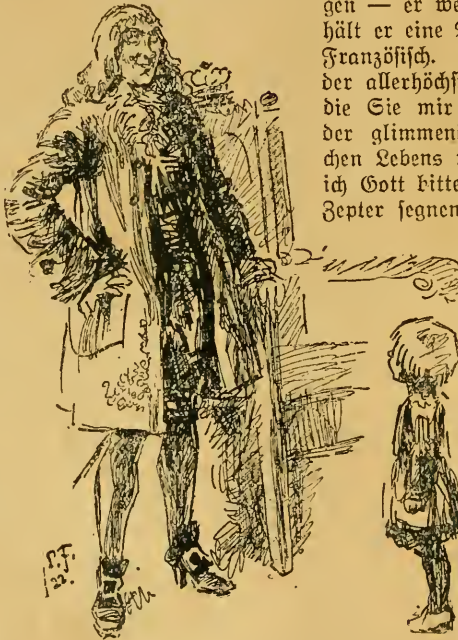
Wie zwei entschloss'ne Kerngestalten
Sich Pinsel ins Gesicht knallten,
Das Herz von Haß und Wut erfüllt,
Das sieht man hier auf diesem Bild.



Der Rächer naht sich etwas später
Und schreibt ins Buch den Missetäter.
Sehr bald heißt's wieder dann: „Du blech' man!
Hier ist die Rechnung, lieber Pechmann!“

Er war nun drei Jahre alt, konnte Deutsch und Lateinisch fließend lesen und sprechen, war in den verschiedensten Fächern glänzend beschlagen, kannte die Geschichte aller europäischen Fürsten am Schnürchen und wußte den Lübecker Katechismus lückenlos auswendig. Zu seiner Erholung lernte er so ganz nebenbei achtzig Psalme und mehr als zweihundert Kirchenlieder auswendig.

Im Mai 1724 wurde er zum zweiten Male krank. Seufzend rief er aus: „Utinam mens sana in corpore sano!“ (Wüßte doch ein gesunder Geist in einem gefunden Leibe wohnen!) Er erholte sich bald wieder und bekam im Juni Lust, auf Reisen zu gehen. Nach Kopenhagen wollte er und den König Christian sprechen. Also los! — Das erste, was der junge Reisende tat, war, daß er in Travemünde dem Schiffer, der nicht pünktlich war, den Kopf wusch. Dann werden der Knabe und seine Wärterin seetranke, und als sie laut stöhnt, sagt er zu ihr: „Sophie, Du benimmst Dich wie ein kleines Kind.“ Er wird hingelegt, schläft ein paar Stunden, bis ein starker Sturm ihn weckt. Die Schiffsmannschaft fürchtet das Schlimmste — aber der vierjährige Philosoph tröstet die fluch-



„Sire, ich bin der allerhöchsten Gnade nicht würdig, die Sie mir erzeigt haben.“

henden Männer mit schönen Bibelsprüchen.

Nach der glücklichen Ankunft in der dänischen Hauptstadt wird er dort noch mehr bewundert als in Lübeck. Er ist jetzt ein vollständiger Gelehrter, — aber seine Hände sind zu schwach, um einen Löffel zu halten. Er muß immer gefüttert werden. Dennoch lernte er mit Anstrengung aller Willenskraft Schreiben. Dann wird er zur Audienz zum König gerufen. Er erkennt den König sofort, macht vor ihm eine tiefe Verbeugung und hält eine lateinische Ansprache. Der König und die Königin fragen den merkwürdigen Besucher nach allen möglichen schwierigen Dingen — er weiß alles! Bevor er geht, hält er eine Dankrede, dieses Mal auf Französisch. „Sire,“ sagte er, „ich bin der allerhöchsten Gnade nicht würdig, die Sie mir erzeigt haben. Solange der glimmende Docht meines schwachen Lebens noch dauern wird, werde ich Gott bitten, daß er Euer Majestät Zepter segnen wolle in Ewigkeit.“

In Lübeck wird er zum dritten Male krank; er will nichts essen. Ein paar Tage später fühlt er sich sehr schwach. Er weiß auf seine vielen Bücher hin, die sein Bett bedecken, und sagt mit tiefer Bedeutung: „Nacht die Bücher zu!“

Einen Tag später war der kleine Gelehrte, das Lübecker Wunderkind, tot; es wurde vier Jahre, vier Monate, und einundzwanzig Tage alt.



DIE KUNST GOLD UND SILBER HERZUSTELLEN

Liebe Freunde! Ihr habt sicherlich schon alle davon gehört, daß man sich bereits im

Mittelalter damit befaßte, Gold und Silber zu gewinnen; aber bis heute waren leider alle Bemühungen vergeblich. Vor einigen

Tagen sitze ich an meinem Schreibtisch und grübele über Verschiedenes nach, als ich in meinem Kopfe plötzlich eine Formel fand, die mir gestattete, Gold auf einfache Weise herzustellen. Gleich ging ich einen Schritt weiter, um nun auch die richtige Formel für das Silber zu finden. — Ihr glaubt mir nicht? So will ich Euch denn mein Geheimnis verraten:

Um Gold herzustellen, nimmt man etwas Goldlaß, eine Pflanze, die Ihr sicherlich kennt, wirft sie auf den Fußboden, wo sich

Großvaters rätselhafte Geschichten

EIN NEUES PREISAUSSCHREIBEN DES HEITEREN FRIDOLIN

Freunde! Die langersehnten Großen Ferien haben begonnen. Da werdet Ihr viel freie Zeit haben. Deshalb will ich heute etwas bringen, womit Ihr Euch manche Stunde vertreiben könnt. Es soll etwas ganz Besonderes werden. Ich bringe Euch drei wunderliche und rätselhafte Geschichten, die neulich ein Großvater seinen Enkeln erzählt hat. Aber diese Geschichten waren nicht so einfach zu verstehen, denn der Großvater hatte sich den Spaß gemacht, einzelne Wörter, manchmal auch nur halbe Wörter, fortzulassen; nun sollten die Kinder das Fehlende erraten. Mir selbst haben die Geschichten so gut gefallen, daß ich mir vornahm, sie im „Heiteren Fridolin“ abzu drucken, und zwar genau so, wie sie der Großvater erzählt hat, mit Weglassung einzelner Wörter oder auch nur Worthälften. Meine Leser sollen erraten, wie die leeren Stellen zu ergänzen sind. Ich bringe heute die erste der drei Geschichten. Die beiden anderen sollen in der nächsten und der übernächsten Nummer folgen.

Die Lösungen sind erst einzusenden, wenn alle drei Geschichten veröffentlicht sind. Wer die Lösung schon jetzt ein sendet, scheidet vom Wettbewerb aus. Im ganzen fehlen in allen drei Geschichten 36 Wörter und Worthälften, die bequem auf eine Postkarte zu schreiben sind. Jeder Strich bedeutet eine Silbe. Die erste Geschichte lautet:

I.

„Neulich, vor 1000 Jahren (oder ist es noch nicht so lange her?), als die Welt noch im tiefsten — — lag, da war alles so märchenhaft schön, daß heute jedem die Zeit, in der er damals lebte, para — — vorkommt. Stellt Euch vor, daß Euer Großvater damals in einem guten Speisehaus für 40 Pf. zu Mittag essen konnte. Der Kellner bekam 10 Pf. Trinkgeld und stellte dafür noch den Brotkorb hin, aus dem man sich beliebig viele

— — unentgeltlich herausnehmen durfte. Dann ging Großvater Kaffee trinken und bekam zur Tasse Kaffee ein Schälchen, auf dem gewöhnlich drei Stück — —

— — lagen. Eines davon warf er hinein, die anderen zwei ließ er — — — — liegen. Dann sprang er auf die Straßenbahn und fuhr für 10 Pf. ins Büro zurück. Er hätte ja auch das kleine Stüchchen — — — — können, aber da es nur so — — kostete, was tat's? Und schließlich hätten ja auch neue — — mindestens 2 M. gekostet, die man bald gebraucht hätte, wenn man immer — — — — wäre. Also nur keine falsche — — — —, dachte Euer Großvater, zumal, wenn sie an Stelle von — — — — nur — — — — bringt.“

*

So weit die erste Geschichte des Großvaters.

Diesmal sehe ich besonders viele Preise aus. Es gelangen

1210 Preise

zur Verteilung, und zwar

10 Hauptpreise, je ein schönes Buch im Werte von 100 M, und

200 zweite Preise, je ein Kleinden-Mal taßen aus Aluminium. Außerdem stiftete ich

1000 Trostpreise, je ein Diplom mit dem handschriftlich eingetragenen Namen des Preisträgers.

Und nun Glück auf! Ratet, aber hebt Euch Eure Lösung noch auf und sendet sie erst später, wenn ich Euch dazu auffordere.

Fridolin.

der Pflanz mit den Rigen der Dielen zu Ladrigen verbindet, und das Gold wird frei.

Auch das Silber ist auf ähnliche, leichte Weise herzustellen. Man geht in eine Allee, die mit Silberpappeln bepflanzt ist

und ruft ganz laut: „Ruhe!“ Dann hören sie auf zu pappeln und übrig bleibt das reine Silber.

Nun könnt Ihr mit Euerm Wissen auf dem Gebiete der Chemie großtun. Ver ratet es aber nicht jedem. Dunkel Soldi.

Peter Knülle und sein Taschenflieger

Von Wolfgang Schade.



eter Knülle war ein komischer Kauz. Wer und was er von Beruf war, wußte niemand. Aber jeder kannte ihn als einen Mann, der seiner Phantasie oft und gern die Zügel schießen ließ. Neulich nun war es besonders schlimm. Er erzählte uns von einer wunderbaren Erfindung, einem Taschenflieger, den er gemacht habe. „Also,“ begann er, „Ihr könnt Euch wahrscheinlich kaum vorstellen, was mir mit meinem Taschenflugapparat passiert ist. Ihr werdet mich wohl für einen Aufschneider erklären, aber es ist alles Wahrheit, was ich erzähle.“ Wir beeilten uns natürlich alle, dem guten Mann zu versichern, daß wir ihm aufs Wort glauben würden, denn wir freuten uns diebisch auf seine neueste Geschichte.

Also er begann:

„Vor ein paar Jahren hatte ich endlich meinen Taschenflieger fertig. Meine Minna, Gott hab' sie selig, schüttelte den Kopf, als sie den Apparat in Tätigkeit sah und erklärte ihn für Teufelswerk. Allerdings konnte man ihn auch dafür halten, denn die Sache war außerordentlich erstaunlich. Wenn ich mir nämlich den Apparat, der nicht viel größer war als eine Taschenuhr, in die Tasche steckte und dann an einer Schraube drehte, ging ich plötzlich in die Höhe. — Das ist faktisch wahr.“

Diesen letzten Satz pflegte Knülle immer zu sagen, wenn er, wie eben jetzt, schwindelte, und dann unsere ungläubigen Gesichter sah. Wir ermannten uns aber immer sehr schnell, und er erzählte weiter. So auch jetzt:

„Mit Hilfe des Apparates überwand ich also wirklich die Schwerkraft, und wenn ich die Arme und die Beine bewegte, konnte ich auch richtig fliegen. Diese Erfindung hat mir, wie Ihr Euch denken könnt, viel genutzt. Einmal allerdings hat sie mir auch geschadet. Dabei habe ich leider noch den Taschenflieger verloren. Deshalb habe ich ihn auch heute nicht mehr. — Mein kleiner Apparat verhalf mir damals zu hohem Ansehen, was ja begreiflich ist, denn wenn ich zu jemandem sagte, ich werde ihm gleich auf den Kopf kommen, mußte er darauf gefaßt sein, daß ich



meine Drohung in der nächsten Minute ausführen. Einmal machte ich mir sogar den Spaß, als ich mit dem Bürgermeister über den Marktplatz ging, und er zu mir sagte, die Rathaus-Uhr ginge fünf Minuten nach, diese vor seinen Augen richtig zu stellen. Dazu setzte ich meinen Apparat in Tätigkeit und kletterte außen am Turm in die Höhe. — Zum Dank für diese Tat schenkte mir der brave Stadtvater einen wunderbaren Ring, den ich jetzt noch zu Hause habe. Das ist faktisch wahr.“

Jetzt unterbrach sich Peter Knülle und nahm eine Prise. Dann schneuzte er sich tüchtig und fuhr fort:

„Ich komme aber von meinem Thema ab, denn ich wollte ja erzählen, wie ich meinen Taschenflieger verlor. Eines Tages sagte ich zu meiner Minna, Gott hab' sie selig: „Minna, ich muß einen Ausflug machen! Ich möchte Gottes schöne Natur bewundern — von oben!“ So sagte ich, und da niemand etwas dagegen hatte,



.. und Knülle kletterte außen am Turm in die Höhe.



wurde der Aus-
flug für den
nächsten Morgen
beschlossen. —

Der andere Tag brach an und
schnell schlüpfte ich in meinen
alten Segeltuchanzug, der für
derartige Ausflüge wie ge-
schaffen schien. Aber diesmal
sollte er mir und meinem wunderbaren
Apparat zum Verhängnis werden. — Ich
steckte also meinen Taschenflieger in meine

rechte Westentasche und trat meinen
Ausflug an. Uebermütig wie ich
war, ging ich natürlich nicht zur
Tür hinaus, sondern schwirrte durch
das Fenster davon, zum Aerger
meiner Minna, die mir noch nachrief,
ich solle aufpassen, daß ich nicht die
Kirchturmspitze verböße. Ich lachte sie
aus und fauste dann, heidi, davon.
Der Flug war sehr interessant. So
konnte ich zum Beispiel feststellen, daß
der neue Zylinderhut unseres Stadt-
oberhauptes am rechten Rand etwas abgeseht
war. Dann erfuhr ich auch, was es bei Apothe-
kern zu essen gab. Ich brauchte nur die Nase
über den Schornstein zu halten, um zu wissen,
daß die Leute sich an Hühnerbraten satt-
essen würden. So ging eine Zeitlang alles
ganz gut. Plötzlich aber gab es einen Ruck,
und ich bemerkte mit Schrecken, wie ich lang-
sam vornüber kippte. So



blieb ich in schräger Haltung
in der Luft hängen.
Zuerst konnte ich
mir das nicht recht
erklären. Dann aber

hatte ich die Ursache des Unfalls erkannt.
Die Tasche in meinem Anzug war zerrissen,
der Apparat ins Futter gerutscht und
zwar nach hinten, so daß ich das Gleich-
gewicht verlor. Das war natürlich außer-
ordentlich peinlich, um so mehr,
als ich mich vergebens bemühte,
an den Taschenflieger zu
kommen, damit ich ihn ab-
stellen konnte. Je mehr ich
mich bemühte, um so heftiger
pendelte ich in der Luft um-
her, und ich wurde erst



wieder zur Vernunft gebracht, als ich mit
dem Kopf gegen die Fensterscheibe im dritten
Stockwerk eines Hauses stieß. Klirrend
ging die Scheibe in Trümmer. Im nächsten
Augenblick erschien der Kopf einer alten
Frau in dem leeren Fensterrahmen. Ich
weiß nicht, wer mehr erschrocken war, ob sie
oder ich. Fast schien es mir aber, als sei
sie es gewesen, denn mit einem lauten Schrei
verschwand sie wieder. — Durch das Klirren
der zerbrochenen Scheiben waren einige
Leute auf der Straße auf mich aufmerksam



geworden, und nachdem sie mit offenem
Munde eine Weile das ihnen seltsam er-
scheinende Wesen bestaunt hatten,
liefen sie schreiend davon. Sie
glaubten auch an Teufelspuk.
Schnell änderte ich nun meine Rich-
tung und versuchte die Mitte der
Straße innezuhalten. Das gelang
mir auch leidlich. Aber noch war mir nicht
geholfen. Ich wollte doch nach unten. —
Da kam mir plötzlich der rettende Ge-
danke. Ich mußte meine Jacke ausziehen.

Gedacht, getan. Mit
einer Mühe gelang es
mir auch. So flog nun
meine Jacke selbständig
weiter, und ich hing an
ihr. Gerade wollte ich
den Apparat
aus dem Rock-
futter heraus-
holen, als ich
durch das
Bellen eines
Hundes abge-
lenkt, daneben



griff, und pardaunz mitten auf der Straße
saß. Meine Jacke aber, befreit von ihrem
Gewicht, schwebte davon und ließ sich durch
kein noch so verlockendes Versprechen be-
wegen, wieder herunter zu kommen. Sie hatte
eben ihren eigenen Kopf, und weder sie noch
meinen Taschenflieger habe ich jemals wieder-
gesehen. Das ist faktisch wahr! —

Peter Knülle sah sich musternd im Kreise
um, und unsere unglaublichen Gesichter schie-
nen ihm gar nicht zu gefallen.
Er erhob sich langsam, nahm noch

eine Prise und verließ dann
mit einem „Guten Abend,
meine Herren!“ den Raum.

Und das war gut so, denn
sonst wäre ihm seine Flun-
terelei wohl schlecht bekommen.

AUFLOSUNG DER PREISAUFGABE AUS N^o 16

Wo sind meine Sachen?

Freunde!

Das war schon eine richtige Springschlut von Einsendungen, die mich mit ihren Wogen täglich überschüttete. Tausende und aber Tausende von Lösungen brachte mir die Post, und meine Mitarbeiter hatten alle Hände voll zu tun, um die Einsendungen zu sichten. Endlich sind wir so weit.

Es handelte sich, wie Ihr wißt, darum, die Sachen, die Peter Lehmkuhl versteckt hatte, zu finden. Es waren 11 Gegenstände, und zwar: eine Mütze, eine Jacke, eine Hose, zwei Stiefel, ein Hemd, ein Fischnetz, ein Hausschlüssel, ein Einmacheglas mit Molchen und zwei Strümpfe.

Da wieder weit mehr Lösungen einliefen, als Preise ausgesetzt waren, so konnte ich, wie jedem von Euch einleuchtet, nicht jedem Einsender einen Preis zuerkennen. Es mußte also, wie aus meinen Bedingungen klar hervorgeht, auch diesmal wieder das Los entscheiden.

Den Haupttreffer, ein schönes Buch nach eigener Wahl im Werte von 80 Mark, erhielt: Charlotte Taube, Waldenburg, Wrangeßstraße 1.

Die drei 2. Preise, gleichfalls je ein schönes Buch nach eigener Wahl im Werte von 60 Mark, erhielten: Willi Jürgens, Kronsburg bei Bredenbek, Kreis Rendsburg in Holstein; G. Saenisch, Hamburg, Wengelsstraße 6; Oskar Rauch, Köln, Richmodstr. 15.

Die 20 Trostpreise, je ein schönes Buch nach eigener Wahl im Werte von 30 Mark erhielten:

Sans Zehle, Berlin, Albrechtstr. 62; Rudolf Petersen, Berlin, Kochhausstr. 33; Kurt Lennarth, Mülheim a. Ruhr, Charlottenstr. 24; Horst Reck, Halle a. d. Saale, Blumenthalstr. 9; Karl Göring, Bielefeld, Herderstr. 23; Gertrud Rohde, Lauf r. F., Spitalstr. 26; Grete Langenbruch, Varmen-Tschelkum, Sachsenstr. 18; F. Karl Oldenburg, Lübeck, Bietenstr. 17; Kurt Seifert, Berlin, Schönwalder Str. 15; Karl Herrmann, Steglitz, Alhornstr. 3; Erwin Hartwig, Berlin, Fennstr. 14; A. Hegmann, Salensee, Paulsborner Str. 8; Frida Lenz, Berlin, Marburger Str. 14; Gustav Hesse, Bremen, Contre-

scarpe 184; Leonhard Raspe, Rosdorf, Ludwigstr. 16; August Zöllner, Coblenz, Fischelstr. 34; Erwin Singer, Berlin, Stargarder Str. 37; Walter Rüd, Hamburg, Groß Neumarkt 53; Isa Krüger, Berlin-Brick, Jahnstr. 76; Ilse Meyer, Berlin, Genthiner Straße 19.

Wer diesmal bei der Verteilung leer ausgegangen ist, muß sich trösten. Hoffentlich hat er beim nächsten Mal mehr Glück.

Auflösung und Preisergebnis der Preisaufgabe „Die drei rätselhaften Männer“ aus Nr. 17 bringe ich in der nächsten Nummer.

Fridolin.

Rätsel-Ecke

Undant.

Mußt lesen Du gar viele Stunden,
Hast gern bei mir Du Ruh gefunden.
Steigst Du die Treppen mit Bedacht,
Froh hast auf mir Du Halt gemacht.
Der Kaufmann zeigt zufried'nen Sinn,
Wenn ich bei ihm gewachsen bin.
Sollt man mir Dank? Ach, keine Spur,
Die Welt tritt in den Schmutz mich nur.

Hart und weich.

Die Wörterpaare reimen sich,
Ihr müßt auf gleiche Köpfe achten.
Und die der linken Reihe weich,
Der rechten hart zu finden trachten.
Aus Lettern, die am Schlusse stehen,
Ist ein Verwandtschaftswort zu sehen.

1. Krankheit — Stallgerät
2. Tischgerät — Seil
3. Tragnittel — Vorname
4. Weg — Geldbehälter
5. Neugieriger — Afrikaner
6. Schmutzplag — Spielgerät

Silbenrätsel

Aus den Silben:

a — ant — bar — can — di — e — ei —
el — el — en — frank — ge — hei — ho —
— i — i — ka — ke — keit — le — li —
lip — me — nuss — ram — reich — ren

— ros — sä — se — se — sel — sen —
ser — steig — ster — ta — ter — tor —
ul — un — wäch — wal — wort —

sind 18 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und vierte Buchstabenreihen, beide von oben nach unten gelesen, ein Schiller-Zitat ergeben. Die Wörter bedeuten: 1. Europäische Republik, 2. Gerät der Pflasterer, 3. Froschart, 4. Geometrische Figur, 5. Folge von Erkältung, 6. Frühjahrslieberzieher, 7. Altes Längenmaß, 8. Turngerät, 9. Fußballspieler, 10. Handwerkszeug, 11. Der erste Flieger, 12. Insel im Mittelmeer, 13. Kleidungsstück, 14. Frucht, 15. Folge einer Frage, 16. Ausrüstungsgegenstand eines Bergsteigers, 17. Haustier, 18. Europäisches Königreich.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 18.

Silben-Rätsel.

Sich regen, bringt Segen.

1. Silber, 2. Isolani, 3. Cypern, 4. Hering, 5. Rückert, 6. Elias, 7. Gießtanne, 8. Essig, 9. Nase, 10. Besen.

Die Gefräßigen: Raupen, Graupen.

Neste.

Fortflog eine Ente klein

Fang sie, fang sie wieder rein.

Suppenteller, Ruchentier, Gegenteil, Hel-dentenor, Karpfenteich, Altenteil.

Buchstabenrätsel: Gabel, Fabel, Kabel, Vabel, Abel.

Gedränge: Menge, Enge.

Fridolins Lachkabinett

Lehrer: „Unsere Zahlen haben wir von den Arabern, unsern Kalender von den Römern und unser Banksystem von den Italienern entliehen. Wer kann mir noch andere Beispiele anführen?“

Peter: „Unsere Gastochter haben wir von Krauses und unsern Kinderwagen von Meyers entliehen.“

*



„Komm sofort aus dem Wasser heraus! Schwimmen ist hier verboten!“

„Gehst mich nichts an, ich kann ja gar nicht schwimmen!“

*

Der kleine Karl kommt von einem Ausgang nach Hause mit den Worten: „Ach, mir friert!“ — „Es heißt aber „mir friert“, sagt die Mutter. — „Weißt Du,“ sagt Karlchen, „ob es nun mir friert oder mich friert heißt, ist doch ganz gleich, deswegen friert mir ja doch!“

*

Lehrer: „Aus dem Satz „das Pferd zieht“, sollt Ihr einen Fragesatz machen.“

Kurt: „Zieht das Pferd?“

Lehrer: „Richt so, nun einen Befehlsatz, das heißt, Du sollst dem Pferde befehlen, daß es zieht. Wie sagst Du da?“

Kurt: „Sül!“



Die kleine Lili sieht zum ersten Male einen Pfau, der ein Rad schlägt, und ruft entzückt: „Au, Tante, sieh mal, der Hahn blüht!“

*

„Vater, heute bin ich vor der ganzen Klasse gelobt worden.“

„Wieso denn, Heinz?“

„Der Lehrer hat gesagt: Ihr seid alle Eitel, und Heinz ist der größte.“

*

„Vater, warum regnet es?“

„Damit die Blumen wachsen und die Kartoffeln und . . .“

„Ja, aber warum regnet es denn auch auf dem Asphalt?“

*



Badegast: „Ich habe sehr viel Wasser geschluckt. Glauben Sie, daß das etwas schadet?“

Bademeister: „S bewahret! Wir haben ja noch ein ganzes Meer voll!“

Mingo's Markthaphe



1. Zum Einkauf hier der Mingo schreitet,
Von einem Pelikan begleitet.



2. Dem gab die gütige Natur
Den allerschönsten Pompadour.



3. Er liefert Obst ab und Gemüse;
Wo gibt's 'ne Tasche, so wie diese?



4. Auch einen Fisch vertraut er dann
Der Schnabel-Tasche sorglos an.



5. Doch diesmal fand er, welch' Malör!
Zu Hause seine Tasche leer.



6. Man sieht daraus, wie schlimm es ist,
Wenn eine Tasche Fische frist.



Grosnvaters zweite rätselhafte Geschichte

(Des großen Ferienpreisausschreibens zweiter Teil. Näheres Seite 12.)

Die Buschläufer



Ein afrikanisches Abenteuer von Ralf Briede.

Behaglich seine Pfeife rauchend, betrachtete Matthias den kleinen gelben Lederbeutel, der die sechsunddreißig Diamanten barg. Für morgen hatte sich der Inspektor der Diamant-Gesellschaft angemeldet, um, wie gewöhnlich, am Ende des Monats das Ergebnis der Arbeit in Empfang zu nehmen.

Matthias wog den Inhalt mit einem befriedigten Lächeln, siegelte den Beutel und verschloß ihn in einer eisenbeschlagenen Kassette, die am Kopfende seines Bettes stand. Dann barg er den Schlüssel in seinem Gürtel und blickte hinaus in die weite Ebene. Der scheidende Tag bedeckte das Land mit einem dichten Nebel, der den Horizont verdunkelte, aber die Gegend war Matthias' Augen so vertraut, daß er genau die Diamantfelder unterschied, die sich weit über Sichtweite hinaus bis zum Oranjesfluß ausdehnten.

Als die Nacht hereinbrach, steckte er die Lampe an und begann seine tägliche Runde zu machen. Er überzeugte sich, daß die Hof-tür fest verrammelt war, denn die Gegend war nicht sicher, und Buschläufer waren ständig unterwegs, um Reisende und vereinsamt liegende Häuser auszuplündern. Dann setzte Matthias seine vierbeinigen Wächter, Prärie-hunde, die ihm von dem Hauptdepot gesandt waren, und die er tagsüber in einem Verschlag einschloß, damit sie ihm nicht entkiefen, in Freiheit. Hingrig, den Boden beschnuppernd, sprangen sie an ihm hoch. Er klopfte sie zärtlich auf den Rücken.

„Ja, ja, ich weiß, daß ihr Hunger habt, aber ihr bekommt morgen früh erst euer Futter. Wenn ihr satt wäret, würdet ihr heute nacht schlafen; aber heute nacht heißt es die Augen aufhalten.“

Und langsam stieg er in sein Zimmer hinauf, um sich der wohlverdienten Ruhe hinzugeben. Es dauerte nicht lange, und er war fest eingeschlafen. Er träumte, daß er

zum Direktor der Diamant-Gesellschaft ernannt worden war, und daß er mit Urlaub nach der Heimat reiste, um die blonde Lehrerstochter zu heiraten, die versprochen hatte, auf seine Rückkehr zu warten.

Weit draußen heulten die Schakale und die Hyänen; hungrig und knurrend strichen die Hunde um das Haus . . .

Als der Morgen graute, wurde Matthias plötzlich aus dem Schlafe geweckt. Die zwölf Hunde tobten heulend um das Haus. Einen Augenblick horchte er, dann unterschied er deutlich das Trappen von Pferdehufen auf dem harten Boden . . . Schnell sprang er aus dem Bette und warf einen Blick auf seine Uhr. Es war zu früh, als daß es der Inspektor und seine Begleitung hätten sein können. Leise, mit unendlicher Vorsicht, schlich er an das Fenster und spähte hinaus. In dem grauen Dämmerlichte gewahrte er vier mit Büchsen bewaffnete Reiter. Kein Zweifel, es waren die gefürchteten Banditen, die vor keiner Freveltat zurückschreckten, um ihr Ziel zu erreichen. Der unglückliche Wächter wurde leichenblaß, aber er gab sich nicht verloren. Bis zum Ende wollte er kämpfen, um den ihm anvertrauten Schatz zu retten, und sollte es ihm das Leben kosten.

„Marisch, marisch, Matthias, fadel nicht lange,“ rief eine Stimme, die dem Anführer der Bande zu gehören schien. „Öffne das Tor oder wirf den Beutel herunter, und wir werden sofort unseren Weg fortsetzen. Schnell, schnell, wir haben es eilig; ergib Dich freiwillig, sonst schlagen wir das Tor ein.“

„Tut, was Ihr nicht lassen könnt. Ich werde mich zu verteidigen wissen.“

„Gut, wie Du willst. Wir wollen Dir noch zehn Minuten Frist geben, damit Du überlegen kannst. Aber wir warten nicht eine Sekunde länger.“

Matthias hatte zehn Minuten Zeit, und nun hieß es, sie auszunutzen. Wohin konnte



Mit lautem Freudengeheul sprangen die Hunde, die fetten Bissen witternd, an Matthias hoch, während er die kostbaren Steine in die Fleischstücke hineinprekte.

er den Schatz verschwinden lassen, damit er nicht in die Hände der Räuber fiel? Er nahm den kostbaren Beutel aus der Kassette und blickte suchend im Zimmer umher. Nicht das kleinste Versteck. Was tun? Da leuchtete es in Matthias Augen auf. Er schlug sich mit der Hand gegen die Stirne, preßte den Beutel an seine Brust und stieg schnell die Treppe hinab, die in den Hof führte.

Immer jämmerlicher heulten die Hunde. In einem Zimmer des Erdgeschosses blieb Matthias einen Augenblick stehen und schnitt einige Stücke geräucherten Fleisches ab. Als er in den Hof hinaustrat, sprangen die Hunde, die fetten Bissen witternd, mit einem Freudengeheul ihm entgegen. Vergebens suchte er sich ihrer zu erwehren.

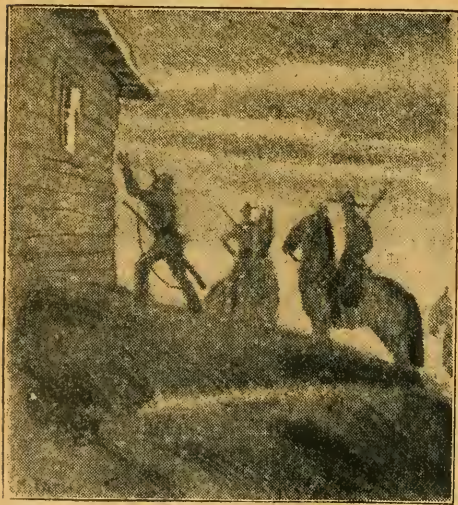
„Zurück, Sack, Pyram, Dody . . . die Pfoten herunter.“

So schnell wie möglich preßte er nun die kostbaren Steine in die Fleischstücke, und in kürzester Zeit hatten die Hunde alles verschlungen. Lächelnd rief sich Matthias die Hände. Inzwischen waren die Buschläufer vor dem Tore ungeduldig geworden.

„He, worauf wartest Du noch? Die Frist ist abgelaufen, und wenn Du jetzt nicht Vernunft annimmst, werden wir Dich ausgeräuchern wie einen Fuchs in seinem Bau. Los, Jungs, schleppt Gras heran.“

„Ich ergebe mich,“ rief Matthias, „aber unter einer Bedingung.“

„Welche?“



Die Buschläufer wurden ungeduldig und forderten Matthias. auf, sich zu ergeben.

„Warum sollen die armen Hunde unschuldig leiden? Ihr räuchert mich aus der nicht, — aber laßt auf jeden Fall die armen, verhungerten Tiere das Weiße suchen. Sie sind unschuldig und sollen um meinetwillen nicht zu leiden haben.“

„Du hast vollständig Recht. Die Tiere haben mit den Geschäften unter Männern nichts zu tun.“

Matthias stieg wieder in den Hof hinab, öffnete eine kleine Thür, die hinaus auf die Felder führte, und freudig bellend verschwanden die Hunde einer nach dem anderen in der Ferne.

„Na also, ergibst Du Dich, altes Nilpferd? Gib den Beutel heraus.“

Matthias lachte spöttisch auf. „Der Beutel? Da habt Ihr ihn.“

Mit gierig aufleuchtenden Blicken griff der Räuber danach; aber welche Enttäuschung — der Beutel war leer. Wütend ballte er die Fäuste.

„Du willst Dich über uns lustig machen, Burche? Das wird Dir teuer zu stehen kommen. Die Diamanten her oder . . .“

Der Wächter hatte nicht einen Augenblick seine kalte Ruhe verloren. Langsam, jedes Wort betonend, antwortete er:

„Die Diamanten, verehrter Herr, die sind nicht mehr hier. Die laufen längst draußen nach dem Depot.“

„Was? Spott und Hohn?“, schrie wütend der Räuber ihn an, und mit einem wohlgezielten Schlag traf er den Bedauernswerten so, daß er lautlos hinsank.

Dann begann eine wilde Suche nach den Diamanten, aber alle Mühe war vergeblich.

Wütend setzten sich die vier Männer wieder auf ihre Pferde und verschwanden am Horizonte, den die aufgehende Sonne mit ihren Strahlen vergoldete.

Inzwischen hatten die Hunde mit dem wunderbaren Instinkte, der ihrer Rasse eigen ist, den Weg nach dem Depot eingeschlagen, wo ihre unerwartete Ankunft das größte Aufsehen erregte. Sofort wurden zwei Beamte nach dem entlegenen Posten geschickt, wo Matthias seinen kostbaren Schatz zu bewachen hatte. Als die Reiter sich dem einsamen Blockhause näherten, sahen sie den regungslosen Körper des Matthias auf dem Boden hingestreckt. Entsetzt sprangen sie von ihren Säulen und beugten sich über den regungslos Daliegenden. Nur langsam kehrte Leben in den scheinbar Toten zurück.

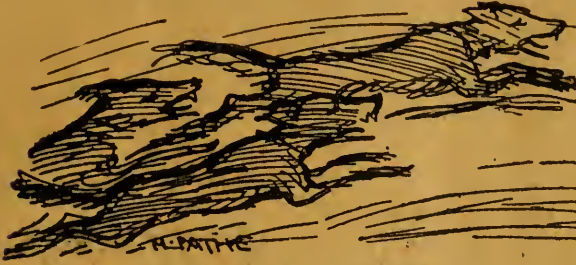
„Er atmet,“ riefen die beiden erfreut aus.

Und wirklich öffnete der Bedauernswerte nach einer Weile seine Augen. Lange betrachtete er die beiden Kameraden, endlich

kam ihm die Erinnerung an die Erlebnisse dieser Nacht. — Dann begann er mit Mühe zu erzählen, wie er die Räuber überlistet hatte,

Als Belohnung für seine Treue und Geistesgegenwart ernannte ihn die Diamant-Gesellschaft zum Chef der Diamantfelder. Von den treuen Hunden aber mußte er sich trennen, da er nunmehr in der Hauptstadt blieb.

So hatte sich der Traum des braven Matthias zur Hälfte erfüllt, und bald darauf heiratete er auch die blonde Lehrerstochter, die versprochen hatte, auf ihn zu warten.



Laut kläffend verließen die Hunde das Gehöft und verschwanden bald in der Ferne.

Der Wunderbaum

Was sich die Indianer über das Fiebermittel Chinin erzählen.

Von Mathilde Weil.

Im Wigwam des Indianerhäuptlings der „weiße Vär“ herrschte große Trauer. Inama, seine Gattin, lag an einem bösen Fieber krank darnieder. Am meisten aber trauerte Chinchona, ihr liebliches Töchterchen; denn es hing mit allen Fasern ihres Herzens an der gütigen Mutter.

Als das Fieber immer ärger wurde, und die Kranke in wilden Fieberphantasien raste, sprach Chinchona zu der alten Chotaw, ihrer ergebenen Dienerin: „Siehe Chotaw, pflege Du die teure Mutter so gut



„Ich brauche kein Gold,“ sagte Chinchona, „nur die Rinde, damit meine Mutter wieder geneset.“

Du kannst! Ich will meinen Wanderstab ergreifen und in das Innere des Landes gehen. Man sagt, dort wäre ein herrlicher, wunderbarer Garten, in dem ein gütiger, heiliger Mann lebt, der alle heilkräftigen Pflanzen kenne und unzählige Leidende geheilt, ja solche, die gar schon dem Tode verfallen waren, wieder gesund gemacht habe. Vielleicht gelingt es mir, sein Herz zu rühren, daß er mir ein Heilmittel für mein krankes Mütterchen gibt. Leb' wohl, Chotaw — ich will eilen, daß ich meinem Mütterchen bald Genesung bringe!“

Und Chinchona wanderte, von den Segenswünschen des Vaters und Chotaws geleitet, tiefer in das Innere des Landes Peru. Und siehe da, als sich der dritte Tag dem Ende zuneigte, gewahrte sie einen herrlichen Garten. Der war so über alle Maßen schön, daß er nur mit dem Paradies verglichen werden konnte. Mitten in einer großen, smaragdgrünen Wiese stand ein riesiger Baum, über und über mit herrlichen, stirkduftenden Blüten bedeckt, doch die Rinde des Baumes war häßlich, rissig und brüchig.

Unter dem Baume saß der Heilige in ein weißes Gewand gehüllt, ein großes Buch lag auf seinen Knien, in dem er eifrig las. Chinchona näherte sich ihm ehrerbietig, kniete nieder und wollte ihm ihr übervolles Herzchen ausschütten. Doch der heilige Mann hob sie liebevoll auf und sprach: „Es ist mir bekannt, mein Töchterlein, weshalb Du zu mir kommst, Du willst ein Heilmittel für Deine

Mutter. Nun höre mich an, dieser Wunderbaum hat merkwürdige Eigenschaften. Willst Du seine Blüten sammeln, so werden sie sich in Deiner Hand in reines Gold verwandeln, und Du kannst so reich werden, wie es noch kein Mädchen in Peru war. Nimmst Du aber ein Stücklein seiner rissigen, braunen Rinde und kochst daraus einen Trank für Deine Mutter, so wird sie in wenigen Stunden genesen.“

„Oh, heiliger Mann. ich verlange nicht nach Gold, gib mir nur die Rinde, daß mein Mütterchen gesund wird!“ — „Brav, meine Tochter, ich wollte Dich nur prüfen, ob Du der Wohltat des Wunderbaumes wert bist. Eile zu Deiner Mutter, koch' aus dieser Rinde hier den heilenden Trank, und dieses Reislein pflanze in Euren Garten, damit noch viele solcher heilenden Bäume gedeihen! Und nun lebe wohl!“

Der heilige Mann und der wundersame Garten waren verschwunden, und Chinchona befand sich mit ihrer Rinde und dem Reis in der Nähe des väterlichen Wigwams. Rasch eilte sie, den heilenden Trank zu bereiten und ihn der Kranken einzuslößen. Welches Wunder! Schon nach kürzester Frist schlug die Kranke mit hellem, ruhigem Blick die Augen auf, und ihre Genesung machte die raschesten Fortschritte.

Bis auf den heutigen Tag heißt die heilende Rinde des Fieberbaumes zur Erinnerung an die treue Tochter Chinchona — das „Chinin“.

Ein springender Fisch

Habt Ihr schon einmal an warmen Sommertagen im Teich oder See die Fische springen sehen? Die kleinen Fische im Fluß und See suchen durch solche Sprünge oftmals der Verfolgung schnell schwimmender Raubfische zu entgehen. Die Forelle und der Lachs überwinden durch den Sprung die ihrer flüßaufwärts gerichteten Wanderung entgegenstehenden Hindernisse. Aus welchem Grunde aber der geschickteste Springer unter allen Fischen, der im westlichen Teil des Atlantischen Ozeans heimische Tarpon oder Silberkönig seine gewaltigen, wohl 2 m hohen Sprünge vollführt, ist noch immer ein ungelöstes Rätsel.

Wie ein gespannter Bogen gekrümmt, schnellt er sich aus dem Wasser, die großen Kiemendeckel weit geöffnet, so daß die roten Kiemen sichtbar werden, und fällt dann mit lautem Klatschen wieder in die hochausspritzende Flut zurück. Noch gewaltiger werden die Sprünge, wenn der Tarpon sich von dem Hafen und der Leine eines Anglers befreien will. Sobald der Fisch den Köder verschluckt hat und nun merkt, daß ihn etwas in seiner Bewegungsfreiheit hemmt, rudert er mit heftigem Flossenschlagen zum Wasserspiegel empor und schnellt sich mit jähem Ruck in die Luft. Niederfallend und blüßschnell tauchend, reißt er



Der Tarpon, ein springender Fisch.

Ein mächtiger Hai greift den Tarpon in dem Augenblick an, als dieser, vom Angelhaken erfasst, sich zu befreien sucht und jede Achtsamkeit vergißt. (Fortsetzung auf Seite 10.)

Was Laatsch und Bommel bei ih



Lang fannen sie auf neue Taten,
 'Nun steh'n sie da als Akrobaten.
 „Das Publikum wird sehr gebeten,“
 So ruft Herr Laatsch, „hineinzutreten.“



Herr Bommel balanciert gewandt
 Den langen Laatsch auf flacher Hand.
 Das hochgeehrte Publikum
 Sibt drum herum vor Staunen stumm.



Doch — ach — grab' bei dem schönsten Trick
 Wird wach die nörgelnde Kritik.
 Und bei dem Nasen-Balancieren
 Beginnt der Zweifel sich zu rühren.



Ein Mann durchschaute ihren Trick,
 Entschlossen naht er sich dem Strick,
 Und schneidet ab mit seiner Schere
 Der beiden Künstler Glück und Ehre.

n Auftreten im Zirkus passierte



Und nun benutzte er gar als Stütze
Für Laatsch nur noch die Fingerspitze.
Ein jeder staunt und keiner denkt,
Daß Laatsch an einer Strippe hängt.

Stets höher wird nun die Erdreistung,
Und ebenso auch ihre Leistung,
Die, dank der Strippe, riesengroß.
Das Publikum sitzt atemlos.



Drauf Prügelei mit großem Lärmen,
Mit Stöcken und mit Sonnenschärmen.
Man zeigt den Künstlern, aber fest,
Daß man sich nicht bemogeln läßt.

Der Schädel brummt. — Manch Körperteil
Wird wohl so bald nicht wieder heil.
Zerrissen Hose und Trikots!
Ja, dornenvoll ist Künstlerlos!

L. Timm

in ungestümr Flucht die lange Leine mit sich in die Tiefe, bis die sich straffende, berbe Schnur ihm Halt gebietet. Immer und immer wieder raft er aufwärts, zerrt an der Leine und wirft sich in die Luft, und, da sein Rachen und sein Schlund knochenhart und gleichsam gepanzert sind, gelingt es ihm tatsächlich gar nicht selten, sich von dem Haken zu befreien. Die eingeborenen Rehfischer Floridas haben in dem Tarpon einen gefürchteten Feind. Oft genug nämlich gerät er ihnen in die Neze, wenn sie diese durch die Flußläufe ziehen. Bei dem sich dann abspielenden Kampfe hat der riesige Fisch mit seinen wütenden Sprüngen und dem kräftigen Glossenschlagen schon mehr als einmal den einen oder den anderen seiner unfreiwilligen Jäger schwer verwundet, ja, selbst getötet. Lassen aber andererseits die Fischer ihre Neze im Stich, so zerreißt der Tarpon oft bei seinen wütenden Befreiungsversuchen diese vollständig. Die Fischer können von Glück sagen, wenn der Riesenfisch sich mit mächtigem Sage aus dem Neze über das Boot und seine Insassen hinwegschneilt.

Gelegentlich gestaltet sich die Jagd noch dadurch aufregender, daß sich ein Hai oder Sägefisch ins Spiel mischt und so Jäger wie Bild in gleicher Weise bedroht. Gewöhnlich

hält sich der Räuber zurück, bis er seiner Beute sicher zu sein glaubt. Sobald der Tarpon durch seine Sprünge ermüdet ist, schießt der Hai heroor. Ein derartiger Vorgang spielt sich auch auf unserem Bilde ab. Der Hai, von den einheimischen Fischern „Der Tiger der See“ genannt, erfaßt den Tarpon im Augenblick, wo er, von wütenden Schmerzen gepeinigt, sich von dem Angelhaken zu befreien sucht. Nicht selten ereignet es sich, daß ein Tarpon, der sich in den Haken verbißen hat, plötzlich wie von unsichtbarer Hand hinweggerissen wird. Dann wissen die Fischer, daß der Hai ihnen die Beute mißgönnte.

Bis vor wenigen Jahren galt das Fleisch des Tarpons für ungenießbar: von dem ganzen Fisch bewahrten die Angler nur die großen, harten, silberschimmernden Schuppen — die mit ihrem Durchmesser von 8–9 cm den Umfang einer kleinen Untertasse erreichen — zur Erinnerung auf, und diese Schuppen konnte man in den Läden der kleinen Städte an der Südwestküste Floridas überall kaufen. Neuerdings aber wird das berbe, lachsähnliche Fleisch auf besondere Weise zubereitet und als Lederfisch mehr und mehr geschätzt.

Dr. A. Hn.



Der Tarpon, ein springender Fisch.
Ein gefangener Tarpon, der noch an der Leine mächtige Sprünge vollführt.

Neue Schwänke des orientalischen Eulenspiegels Nasreddin

Einmal geriet Nasreddin mit einem seiner Freunde, den er besucht hatte, in Streit und erhielt von ihm einen so heftigen Stoß, daß er die Treppe hinunterfiel. Am folgen-



den Tage wurde er gefragt, was sich am vorigen Abend zugetragen habe.

„Ach, nichts von Bedeutung. Ich habe mich nur ein wenig mit meinem Freund ge-
jankt,“ antwor-

Nasreddin erhielt einen Stoß, tete Nasreddin ausweichend.

„Das haben wir gehört. Aber was bedeutete das Gepolter auf der Treppe?“

„Das war mein Kasten, den mein Freund hinuntergeworfen hatte.“

„Dein Kasten kann doch unmöglich ein solches Gepolter verursachen?“

„Warum denn nicht? . . . Ihr könnt Euch doch denken, daß ich selbst darin gesteckt habe!“

*

Wieder ein anderes Mal kletterte Nas-

reddin auf einen fremden Pfirsichbaum und ließ sich die Früchte gut schmecken.

Da kam der Besitzer des Baumes und fragte, was er dort oben suche. „Ich bin eine Nachtigall.“ — „Na, dann singe doch mal!“ Da begann Nasreddin aus voller Kehle zu gröhlen. Entsetzt fragte der andere, ob das Gesang sein solle. Da meinte Nasreddin: „Ich bin eben noch nicht lange Nachtigall, und bekanntlich ist ja kein Meister vom Himmel gefallen!“

Sprach's, und verschwand schleunigst.

*

Eines Nachts wurde Nasreddin von seiner Frau aus tiefstem Schläfe geweckt.

„Was willst Du denn, Frau?“ fragte er und erhielt zur Antwort: „Zünde das Licht an, Esfendil . . . Es steht rechts von Dir.“

„Bist Du von Sinnen?“ rief Nasreddin. „Wie soll ich im Dunkeln rechts und links unterscheiden?“



„Rechts und links kann ich im Dunkeln nicht unterscheiden!“

GASTMÄHLER IM ALTERTUM

Was die alten Römer und Griechen aßen

Ein altes, wahres Wort sagt: „Wir leben nicht, um zu essen, sondern wir essen, um zu leben.“ Aber leider handeln nur wenige Menschen danach. Und das ist schon seit altersher so gewesen. Ja, an dem Luxus der Gastmähler der Griechen und Römer gemessen, erscheinen die üppigsten Schlemmerzeiten unserer Tage schließlich nur wie bescheidene Mahlzeiten. Zumal unter den Römern zur Zeit des Kaiserreichs, als Rom unaufhaltsam dem Verfall entgegenging, wußte man sich an den seltsamsten Gerichten gar nicht genug zu tun, an Gerichten, die lediglich dem Gaumenzügel dienten. Zwar konnte sich der schlichte Bürger solche teuren Ausschweifungen nicht gestatten: er lebte nach wie vor im

wesentlichen von Mehlbrei und Gemüse, und nur bei festlichen Gelegenheiten kam Fleisch auf seinen Tisch. Dafür aber ließen die Reichen die ganze Welt nach immer neuen fremdartigen Lederbissen durchforschen, für deren Herbeischaffung sie oft ein Vermögen ausgaben. Lutatius, der römische Feldherr, dessen Namen nachmals geradezu gleichbedeutend mit Schlemmer wurde, ließ beispielsweise, um seine für Seefische bestimmten Teiche stets mit frischem Wasser speisen zu können, einen am Meer gelegenen Berggraben durchstechen. Unter den Seefischen schätzte man vornehmlich die Muräne, eine meterlange Malart, und es wird uns berichtet, daß der Redner Hortensius beim Tode einer sei-



Gastmähler im Altertum:

Gelage eines vornehmen Römers, bei dem ganze Tiere gebraten auf den Tisch kamen.

ner Muränen bittere Tränen vergossen, und daß die Gattin eines römischen Feldherrn ihrer Lieblingsmuranen kostbare Ohrgehänge angelegt habe! Perlen in Essig gelöst, das Gehirn von Pfauen, die Zunge von Nachtigallen, gebratene, in Honig und Mohn gewälzte Haselmäuse, gebackene Grillen, eingemachte Cossustruppen, das sind so ein paar der geschätztesten Leckerbissen jener Tage. Der Dichter Petronius hat uns in seinem boshaften „Gastmahl des Trimalchio“ noch weit absonderlichere Schlemmergerichte geschildert. Die Hauptmahlzeit, die „Cena“, wurde im Laufe des Nachmittags eingenommen, und an die eigentliche Mahlzeit schloß sich häufig ein Zechgelage. Die Tische waren bedeutend niedriger als die unsern, und d.: Tischgenossen lagerten sich auf langen Bänken daran. Vor Beginn und nach Beendigung der Mahlzeit wusch man sich die Hände mit wohlriechender Seife; das war schon deshalb notwendig, weil man unsere Speisegeräte noch nicht kannte — unsere Gabel war in Mitteleuropa noch im 13. Jahrhundert ein bespöttelter Luxusgegenstand —, ja, selbst der Löffel wurde häufig nur aus Teig geformt. Auch

Tischtücher waren unbekannt, dagegen bediente man sich bereits eines Mundtuches, und der erwähnte geschmacklose Trimalchio, ein schwerreicher Emporkömmling, hatte sich ein solches mit breitem Purpurstreifen, Franzen und Troddeln umgebunden. Bei Beginn des Zechgelages wurden die Tische fortgeräumt, um für die Scharen der Musiquanten, Gaukler und Tänzer Platz zu schaffen, die nunmehr für die Unterhaltung der Gäste sorgten. Schon nach kurzer Zeit ging es, bei reichlichem Weingenuss, recht lebhaft zu, obwohl Römer wie Griechen es für unschicklich und ein Zeichen von Völlerei betrachteten, den Wein ungemischt, d. h. ohne Beigabe von Wasser oder — bei Reichen — von Schnee und Eiswasser, zu trinken. Zügendliche Sklaven bereiteten in großen Mischkrügen die von jedem Zecher gewünschte Mischung. Nicht selten dauerte die Sitzung bis zum frühen Morgen, und dann glich das Ende des „Symposion“ (so nannte man das festliche Gelage) eher dem Ausgange einer Schlacht, wo die einen, gleich tödlich Verwundeten, hinweggetragen wurden.

Ernst Abt.

Großvaters zweite rätselhafte Geschichte

FRIDOLINS GROSSES FERIENPREISAUSSCHREIBEN

Fortsetzung unseres Preisausschreibens aus Nr. 19.

Freunde! Nun seid Ihr mitten in den langersehnten großen Ferien und freut Euch Eurer Freiheit. Ich bin sicher, daß Ihr alle schon gespannt auf die versprochene zweite Geschichte des Großvaters wartet. Bei der Preisverteilung will ich diesmal, wie ich bereits in der vorigen Nummer mitteilte, besonders tief in die Tasche greifen. Ich setze im ganzen

1210 Preise

aus, und zwar: 10 Hauptpreise, je ein schönes Buch im Werte von 100 Mark, und 200 zweite Preise, je ein Kleinen-Malkasten aus Aluminium. Schließlich stiftete ich noch 1000 Trostpreise, je ein Diplom mit dem handschriftlich eingetragenen Namen des Preisträgers. Die Lösungen meiner heutigen Aufgabe dürfen noch nicht eingesandt werden. Die Bedingungen teile ich Euch in der nächsten Nummer mit. Wer die Lösung schon jetzt einsendet, scheidet vom Wettbewerb aus.

Und nun paßt auf, Großvater erzählt seine zweite Geschichte:

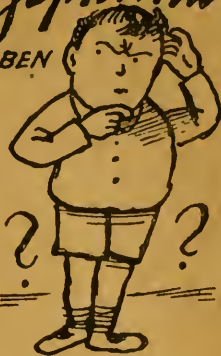
„Neulich, vor tausend Jahren (oder ist es noch nicht so lange her?), da war Euer Großvater ein unsteter Mensch. Fast alle Jahre wechselte er seine — —, denn nir-

gends gefiel es ihm so recht. Mal war ihm das Haus zu unruhig, mal die drei — — zu unbequem. Dann wanderte er jedesmal in den Straßen umher und schaute aus, wo wohl

ein Zettel hing: „Zu — —.“ Alle zehn Schritte fand er einen solchen, aber selten paßte ihm die Zahl der — — oder sie lagen nicht so, wie er es gern gewollt hätte. Oder manchmal war ihm der — — nicht höflich genug, kurzum, in diesen Dingen war er — —. Natürlich liefen ihm die Vermittler das Haus ein, denn jeder von ihnen hatte Hundert von guten — — zu vergeben, da doch jeder — — glücklich war, wenn er alles gut — — hatte.“

So weit Großvaters zweite rätselhafte Geschichte. In Nr. 21 bringe ich die dritte Geschichte und damit den letzten Teil meines großen Ferien-Preisaußschreibens. Erst dann sollt Ihr mir die Lösungen der drei rätselhaften Geschichten auf einmal einsenden.

Fridolin.



Auflösung des Preisrätsels aus Nr. 17

Die drei rätselhaften Männer.

Liebe Freunde! Ich danke Euch für Eure fleißige Mitarbeit. Nun ist es also mit Eurer Unterstützung geglückt; die drei „rätselhaften“ Männer sind nicht mehr rätselhaft. Es ist Eurer Findigkeit tatsächlich gelungen, die in ihren Namen enthaltenen Berufe zu enthüllen. Wir wissen jetzt:

Ernst Zälei ist Seiltänzer,
Walter Schant ist Rechtsanwalt,
Leo Herrber ist Oberlehrer.

Die Nuß war hart, — doch Ihr sollt Euch nicht umsonst geplatzt haben. Ich hatte diesmal 104 Preise ausgesetzt, über deren Ver-

teilung, gemäß meinen Bedingungen, das Los entscheiden mußte. So kommt es, daß diesmal viele der Einsender leer ausaßen; aber das ist erklärlich, denn jeder muß sich selbst sagen, daß bei der überaus großen Beteiligung (es liefen weit mehr als 104 Lösungen ein) nicht jeder Einsender einen Preis erhalten konnte. Es hat deshalb keinen Zweck, wenn Ihr mir in dieser Angelegenheit schreibt, denn der Entscheidung des Preisrichteramts hat sich, meinen Bestimmungen gemäß, jeder zu fügen.

Den Haupttreffer, ein schönes Buch im Werte von 80 Mark, erhielt: Wilhelm Linke, Berlin, Gräbstr. 55.

Die drei zweiten Preise, je ein schönes Buch im Werte von 60 Mark, erhielten: Dagmar Deesler, Düsseldorf, Karlstraße 116. — Gerhard Strahl, Plön i. S., Staatl. Bildungsanstalt, Stube 5. — Joachim Sans Jacobs, Stendal, Frommshagenstr. 32.

Die 100 Trostpreise, je ein schönes Buch im Werte von 30 Mark, erhielten:

Willy. Kay, Gera, Hospitalstr. 12. A. Möder, Nördlingen (Rh.), Augustastr. 10. Fr. Sauer, Hildesheim, Bergstr. 22. Hildegard Gabel, Barmer, Emilienstraße 40. Hans Bangert, Barmer, Berliner Str. 107. Emmy Dütt, Marienheide, Bez. Köln, Leppenstr. 5. Hilde Grünig, Breslau, Grünstraße 4. Willi Schürmann, Hamburg, Kreuzbühl 9. Karl Rohlf, Berlin, Rottbuser Damm 96. Hans-Albrecht Schmidt, Oldenburg i. O., Gortorpfstr. 1. Ilse Müllert, Hamburg, Oben Borgfeld 15. Ernst Steppuhn, bei v. Belchitz, Berlin, Unter den Linden 74. Käthe Neubert, Niederbottich bei Freiburg in Sachsen. Otto Sennig, Spandau, Mittelstr. 19. Erwin Klink, Nichtenau, Seestr. 11. Walter Frey, bei Frau Dr. Kusch, Landskühl (Westfalen). Werner Zimmerli, Unter-Entfelden bei Narau (Schweiz). Otto Vogel, Magdeburg, Alt-Salbe 73. Margot Voigt, Potsdam, Hohensollernstraße 32. Helmut Isael, Stettin, Kaiser-Wilhelm-Straße 8. Heinz Krause, Düsseldorf, Schadowstr. 57. Irene Benz, Düsseldorf, Herzogstr. 1. Margot Kahlmann, Leipzig, Wehlstr. 77. Helmut Rauher, Elberfeld, Bohnwinkel III 46. Hildegard Kirchner, Elberfeld, Hedwigstraße 17. Käthe Brouns, Friedrichshagen, Scharnseebergr. 12. Heinz Berlin, Berlin, Christianialstr. 7. Werner Schaper, Charlottenburg, Wilmannsstr. 6. Elisabeth Bernhardt, Leipzig, Kaiserstr. 3. Fritz Simons, Aurach bei Krefeld, Bierfener Straße 8. Eugene Hadmann, Düsseldorf, Rath, Artusstr. 1. Jonni Steinhof, Walendorf II, Bezirk Kiel. Kahlmann, Berlin-Pantow, Kavallerstraße 21. Dorothee Ungern-Sternberg, Ahmnenweg Kunjankoffi, Finnland. Uele Korf, Berrenrath bei Köln, Knippstr. 24. Fritz Rudolph, Berlin, Eulicher Straße 51-52. Hans-Joachim Mohr, Berlin-Lichtersee, Lorenzstr. 9. Walter Pawlowski, Berlin-Weißensee, Dorendorf 175. Bernd Pohl, Frankfurt a. d. V., Str. Schwarzm. 23. Heinz Willen, Oldenburg i. O., Ritterstr. 10. Werner Rhode, Berlin-Schöneberg, Grunvaldstr. 72. I. Bartisch, Hardy Wagner, Spremberg (Lausitz), Markt 10. Paul Hoffmann, Köln-Mülheim, Hauptstr. 114. Emil Schmidt, Burg bei Wabbe, Alumenthaler Str. 44. Kurt Stör, Großenhain i. S., Gabelsbergerstr. 1. Kurt Wittenberg, Berlin, Schönhäuser Allee 101a. Nizzi Reisinger, Leipzig, Kaiser-Wilhelm-Str. 10. Friedrich Freije, Wien, Steingasse 37/10. Heinz Schepers, Mariendorf, Schützenstraße 18. Heinz Ebeling, Straßburg, Kulpstr. 12. Mar Goertlich, Leobisch i. D.-Schl., Ratiborer Str. 10. Adolf Mey, Galsberg, Wolfsestr. 5. Karl-Heinz Euthard, Gotha, Eichenacher Str. 30. W. Vossert, München, Augustenstr. 115. Charlotte Pehlke, Guben, Grüne Wiese 48. Wilhelm Bork, Straßburg, Schillstraße 38. Wilhelm Wirth, Nürnberg, Werderstraße 23/0. Arthur Schmidt, Bernburg, Neue Str. 45. Robert Dreling, Aachen, Maria-Theresa-Allee 277. Willi Dolerit, Hindenburg, Oberchl., Kronprinzenstraße 86. Alfred Müller, Strausberg, Hegermühlenstraße 5. Kurt Zieger, Dresden, Ermelstr. 9. Karl Schönmann, Raguhn, Hauptstr. 16. Bernhard Brauer, Schöneberg, Hühnerstr. 15. Heinz Goldmann, Königsberg, Beethovenstr. 57. Luise Weinland, Arnberg, Töpperstr. 4. Horst Hoffmann, z. B. Wyt a. Föhr, Kinderkranatorium Dr. Edel. Erich Wenber, Wien, Buchsberggasse 9. Margarethe Engler, Altan, Neuhardt 20. Rudolf Oht, Frankfurt a. d. V., Theaterstraße 5. Hans Rehberg, Lübeck, Friedrichstr. 5. Heinz Kestle, Wittenmoor bei Witzelberg, Gr. Siendal. Kurt Lübbert, Hamburg, Feuerlingstr. 12. Hans Hauschildt, Kiel, Korstenstr. 40. Othmar Köchel, Wien, Belvederegasse 38. Erwin Raach, Stettin, Hohensollernstraße 27. Otto Eichner, Lübeck, Mengstr. 26. Senni Klein, Bonn, Domgasse 6a. Dieb-Edmundo Ritte, Bremen, Graf-Roltke-Str. 39. Werner Thiele, Go-

wig, Herzstr. 45. Helmut Boidel, Lugau, Bismarckstr. 10. Helmut Lindenberg, Pömmel, Neundorfer Straße 61. Willi Gruber, Münder, Dönhofsstr. 2/3. Ernst Stiebel, Düsseldorf, Königsallee 64. Erich Brenneke, Berlin, Gitschiner Str. 33. Michele d'Errico, Bari, Piazza Garibaldi 9. Alber. Groß, Weislaute, Rotweg 2a. Konrad v. Alten, Hannover, Schiffgraben 3. Paul Fritze, Berlin, Straßburger Straße 3. Leif Bibbel, Düsseldorf, Cleverstr. 67. Marga Strich, Overlufen, Köner Str. 355. Kurt Geiershöfer, Nürnberg, Obere Pirkheimstr. 52. Bruno Kämpf, Duisburg, Werkatorstraße 15. Emil Bollmer, Bielefeld, Dettinger Str. 176. Günther Grams, Berlin, Urbanstr. 70. S. Bachfeld, Frankfurt a. M., Adlersbachstr. 33. Fritz Brimmer, Wien, Silberberg 25. Paul Mannheimer, Worms, Renzstr. 34. Wolfgang Nicolais, Weimar, Alsbachstr. 24. Otto Brandes, Ulm, Hirschstr. 3.

Plaudereien mit meinen Lesern

Freunde, bei meinem Preisausschreiben „Das verrückte Gedicht“ hatte ich Trostpreise in Form von Namens-Stempeln ausgesetzt, die solchen Beifall fanden, daß ich mich entschlossen habe, allen, die noch keinen derartigen Stempel haben, Gelegenheit zu geben, sich nachträglich einen solchen anzuschaffen. Wer mir zehn Mark und das Porto in Höhe von drei Mark einsendet, kann seinen Namens-Stempel erhalten. Ihr müßt Euch aber beeilen. Wer weiß, ob die Stempel nicht bald teurer werden. Fridolin.



Frühling.

Im Frühling wird es grün in Wald und Au,
Sitzt man den Fuß voran, so wird es blau.

Diebelsplag.

Daß Affen gern auf Bäumen sind,
Ist allbekannt; nun sag' geschwind,
Auf welchem Baum weilt Schaf und Rind?

Silberrätsel.

Aus den Silben:

a — bahn — beth — e — e — ei — es
— fan — ga — ge — go — gu — in — kan
— leucht — li — lus — mu — ni — o
— ra — ran — rie — ro — ruh — sa —

sau — sen — sen — te — tha — turn
sind 11 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben. Die Wörter bedeuten: 1. Beuteltier. 2. Industriestadt. 3. Truppengattung. 4. Berühmten Wasserfall. 5. Biblischen Namen. 6. Sagenhaften König. 7. Verkehrsmittel. 8. Stadt in Thüringen. 9. Weiblichen Namen. 10. Warnungsmittel vor Seegefahr. 11. Süßfrucht.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 19:

Undank: Abjaß.

Sart und weich.

1. Grippe — Krippe. 2. Gabel — Kabel. 3. Gurt — Kurl. 4. Gasse — Kasse. 5. Gaffer — Kaffer. 6. Garten — Karten.

Eltern.

Silberrätsel.

Früh übt sich, was ein Meister werden will.
Schiller (Wilhelm Tell).

1. Frankreich, 2. Ramme, 3. Unke, 4. Elipse, 5. Heiserkeit, 6. Ulster, 7. Elle, 8. Barren, 9. Torwächter, 10. Säge, 11. Skaros, 12. Candia, 13. Hofe, 14. Walnuß, 15. Antwort, 16. Steigeisen, 17. Esel, 18. Italien.

Fridolins Lachkabinett



„Warum sieht sich ein laufender Hase immer um, Onkel?“

„Weil er hinten keine Augen hat!“

*

Der Lehrer findet Frischens Aufsatz sehr gut und fragt den Jungen, wer ihn gemacht hat.

„Mein Vater!“ gibt Frischchen zur Antwort.

„Den ganzen?“ forscht der Lehrer weiter.

„Nein, ich habe ihm geholfen!“

*

Lehrer: „Woher kommen die Gewitter?“

Lieschen: „Von meiner Großmutter.“

Lehrer: „Wieso?“

Lieschen: „Ja, meine Großmutter sagt immer wenn's zu donnern anfängt: das hat mir schon lange in den Gliedern gelegen!“

*



Zwei Jungens gingen angeln und wetteten, wer die meisten Fische fangen würde. Nachdem sie einige Zeit auf der Brücke gefressen hatten, beugte sich der eine zu weit vor und fiel ins Wasser. Da rief der andere: „Du, wenn Du danach tauchst, gilt die Wette nicht!“

Herr Lehmann war abends durch Unvorsichtigkeit aus dem Fenster gestürzt, hatte sich aber nichts getan. Als man ihn später fragte, was er sich gedacht hätte, als er fiel, antwortete er: „Wie ich bei der zweiten Etage vorbeikam, dachte ich noch gar nichts; als ich aber bei der ersten vorüberflog, da dachte ich: Ach, da haben ja Meyers noch Licht!“

*

Lehrer: „Also die Wärme dehnt die Körper aus, die Kälte zieht sie zusammen. Lehmann, geben Sie mir ein Beispiel.“

Lehmann: „Im Sommer sind die Tage lang, und im Winter sind sie kurz.“

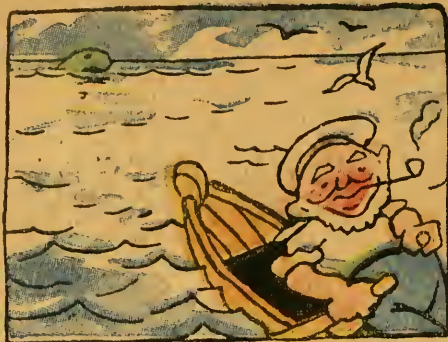
*



Der Stift eines Handelshauses stürmt, ohne anzuklopfen, in das Zimmer des Chefs und bittet, ohne eine Anrede abzuwarten, um Urlaub für den Nachmittag, weil er mit Freunden einen kleinen Ausflug unternehmen möchte.

Der Chef ist ein jovialer Herr und will seinem Lehrbuben zeigen, wie so ein Antrag vorgebracht wird. Er steht auf und geht zur Tür. Der Lehrling setzt sich unterdessen in den ihm angebotenen Stuhl. Nun klopft sein Lehrherr an und bringt sein Anliegen vor. Worauf sein Lehrbube ihm antwortet: „Aber gewiß, Krause, gehen Sie nur, und hier haben Sie 20 Mark; amüsieren Sie sich gut!“

„Dumme Welt fort, fort im Uff!“



1. Das Wasser rauscht, die Möwe fliegt,
Klaus Bitter rudert stillvergnügt.



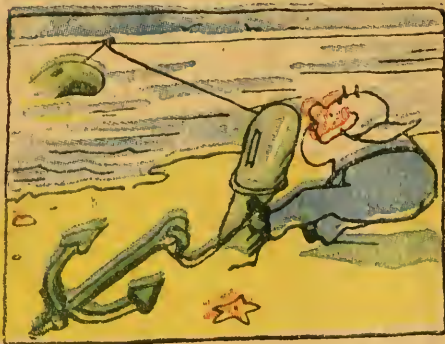
2. „Wat 's dat? Pohdunnernichnochmal!
In unse Nordsee schwimmt 'n Wal?“



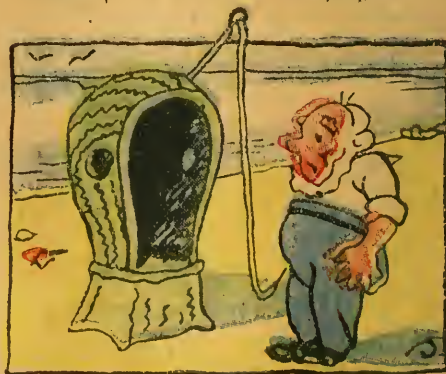
3. Kennt man sich aus im Walfischfang,
Geht 's per Harpune im Romang.



4. Er schwingt das Seil, — der Haken fikt..
Klaus Bitter rudert bis er schwicht.



5. Er zieht und zieht aus Leibeskraften
Und träumt von Walfischtran-Geschäften.



6. Bis er erkennt, was sehr fatal war,
Daf es kein Wal nach seiner Wahl war.



HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORT, SPIEL SPASS UND ABENTEUER



Großvaters dritte rätselhafte Geschichte

Des großen Ferien-Preisausschreibens dritter Teil. (Näheres S. 13.)



Von Paul Rosenhayn.

August Stoltzerfoht hatte den Abend in sehr anregender Gesellschaft verbracht. Man hatte von allerhand interessanten Dingen gesprochen. Besonders einer der Herren, der eben von einer Reise aus Indien zurückgekehrt war. Es mochte so um Mitternacht gewesen sein, als sich August Stoltzerfoht empfahl. Auf dem Heimwege ließ er alle Gespräche des Abends noch einmal im Geiste an sein Ohr schlagen. Was hatte nur der Indiensfahrer erzählt? — Richtig, — er hatte behauptet, daß die indischen Fakire in ständiger Weise, als Doppelgänger an zwei verschiedenen Orten gleichzeitig zu sein. Unsinn! August Stoltzerfoht hatte für derlei Dinge nur ein überlegenes Lächeln. Er glaubte nicht an ein derartiges Doppelleben.

Mit diesen Gedanken beschäftigt, ging er immer weiter, seiner Behausung zu. Die Gegend war sehr einsam und dunkel. Plötzlich zuckte er nervös zusammen. Die nahe Turmuhr schlug dreimal. Dreiviertel eins.

Es war wohl die natürlichste Sache der Welt — und dennoch merkte er, wie ein unerklärliches Angstgefühl in ihm aufstieg: Die Straße herauf kam ein Mensch. Ihm geradeswegs entgegen.

Es war etwas ganz Besonderes, was ihn stutzig machte. Merkwürdig — der Gang — das war er ja selbst. Und nun gar die Kleidung! Der Mensch hatte einen Ueberzieher, großkariert, genau so, wie er ihn sonst zu tragen pflegte. Merkwürdig! Sogar die Ledstiefel mit den gelben Einsätzen und den leuchtenden, grünen Knöpfchen! Genau wie er. Mit ganz unhörbarem Tritt kam die Gestalt jetzt an ihm vorüber — er zitterte — und nun sah er den grauen Belourhut, der vorn im Bande eine Garderobenmarke mit der Nummer 13 stecken hatte! — Hatte er nicht vor Wochen aus einer Vorstellung im Theater diese Garderobenmarke in diesem grauen

Belourhut mit nach Hause gebracht?

Er schauerte zusammen, eine kalte Welle stieg ihm vom Herzen auf. Der andere, sein Ebenbild in Gestalt, Gang und Kleidung, war an ihm stumm und geisterhaft schnell vorübergehuscht.

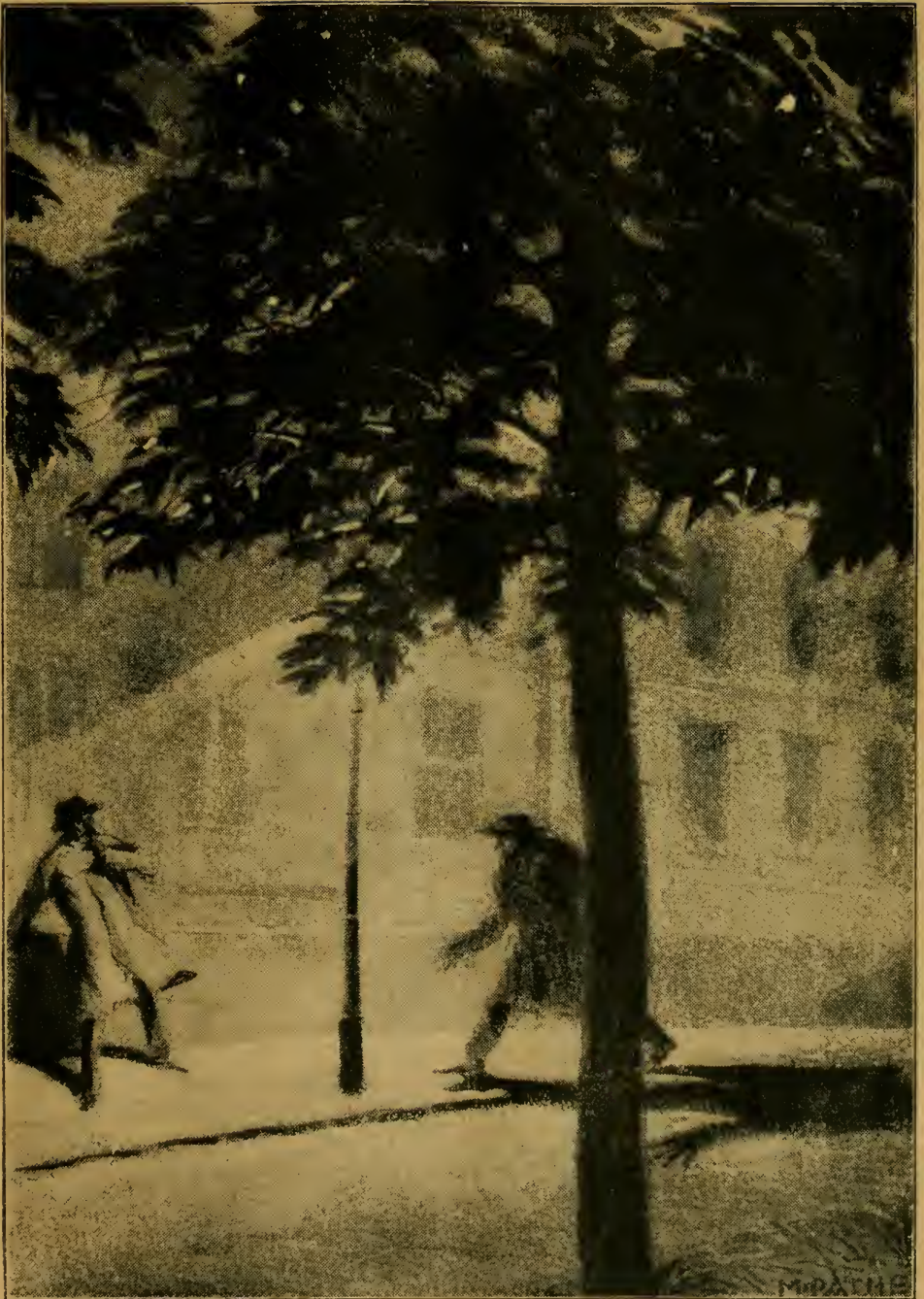
August Stoltzerfoht blieb starr stehen und wandte sich nun, langsam, von Grauen durchrieselt, nach dem andern um. Dieser Mann, der da mit geräuschlosen Schritten dahinging — dieser Mann war er selbst. Entsetzen packte ihn.

Er riß den Hut ab und fuhr sich mit einer irren Bewegung durch das Haar. Nein, er war bei vollem Bewußtsein. Er stand fest auf den Beinen . . . fest standen die Häuser um ihn — und die Laternen, und die Sterne dort oben und der Mond . . . es war kein Zweifel: diese Erscheinung war körperlich — greifbar — von Fleisch und Blut. Und ein Gefühl dümmerte in ihm auf: daß er hier vor etwas Unerhörtem stand — vor einer Offenbarung . . .

Er starnte der Erscheinung nach, die im nächtlichen Dunkel verschwand . . . Jeder Zweifel war ausgeschlossen: er hatte sich selbst gesehen.

Fast mit Gewalt riß er sich los. Und erst jetzt merkte er, daß er vor seinem Hause stand. Vor . . . seinem . . . ja: aus dieser Richtung war ja jener andere auch gekommen. Er zuckte zusammen. Die Gleichheit ging also weiter! Jener andere, der er selbst war, jener andere war aus diesem Hause gekommen . . .

Die Haustür stand offen. Er schaltete das Licht ein. Die blendende Flut, die den Treppenraum leuchtend erfüllte, riß seine bekannten Sinne mit einem Schlage in die Gegenwart. Er schritt die Treppe hinauf. Aus dem Spiegel im Zwischenstock leuchtete ihm sein Bild entgegen. Er erschrak.



Nachtspuk.

August Stotterfoht prallte entsezt zurück. Jener Mann, der da gespensterhaft, stumm an ihm vorüberhuschte, war — er selbst.

Er stürzte die Treppe hinauf und schloß auf.

Zu seinem Erstaunen kam ihm seine Wirtschafterin entgegen, eilfertig . . . sichtlich verlegen.

„Nun — Sie sind noch auf?“

„Herr Stoltersohrt . . .“ stammelte sie.

„Was gibt's?“

„Ich . . . ich . . . war ein bißchen fort . . . bei meiner Schwester — müssen Sie wissen . . . dort war Geburtstag —“

„Nun ja . . . und?“

„Und da . . . hat . . . ich kann bei Gott nichts dafür, Herr Stoltersohrt . . .“

„Zum Teufel nein — so reden Sie endlich! Was ist denn geschehen?“ . . .

„Hier hat einer eingebrochen . . .“

„Eingebrochen — mein Gott —“

Etwas Siedendes schoß ihm ins Gehirn.

„Was hat er denn mitgenommen?“

„Ach Gott, ach Gott, Herr Stoltersohrt . . . ich mag's Ihnen weiß Gott gar nicht sagen. Ihren schönen neuen karierten Ufster hat er gestohlen . . . und die Stiefel mit den gelben Einsätzen . . . und den grauen Samthut . . . und seinen alten Kram hat er dafür hiergelassen, der Lump!“



„Ihre schönen Sachen hat er gestohlen und seinen alten Kram dafür hiergelassen!“

Seppl und Kasimir

Eine Tiergeschichte von Christa Nintelen.

Kasimir, der Kater, der Knochen sehr liebte, hatte einen solchen erwischt. Er tauerte damit in der Küche und nagte friedlich daran. Seppl, der Dackel, sah es, und seine Augen wurden ganz grün. Der Neid knurrte in ihm.

Leise pürschte er sich näher an Kasimir heran. Nun stand er dicht neben ihm, und langsam langte er mit tastenden Lippen nach dem Knochen im kurzen Maul des Katers, als wolle er nur ein wenig kosten.

Der Kater ließ es geschehen, Seppl faßte Mut und riß sein Maul etwas weiter auf, dann tat er einen Ruck mit den Zähnen und schon hatte er den Knochen erschnappt. Angstvoll und böse sah er den Kater an. Der guckte etwas erstaunt auf seinen Nachbar. Dann leckte er sich das Maul und ging wortlos davon.

Seppl nagte befriedigt am Knochen. Ein knirschender Laut störte plötzlich seinen Genuß. Es fuhr ihm durchs Gebein, er sah hin; Kasimir hatte einen anderen Knochen. Da kämpfte Seppl einen heißen Kampf. Er sah den einen, sah den anderen Knochen — kein Zweifel! Kasimir hatte den besseren.

Was nun? War das ein Dasein ohne den besseren Knochen? Er verließ seinen Schmaus und begab sich zu Kasimir. Wieder ließ dieser sich den Knochen entwinden.

Aber Seppl war mißtrauisch. Argwöhnisch verfolgte er den Kater mit den Augen. Kasimir kehrte zum ersten Knochen zurück, Seppl brach fast das Herz. Der erste Knochen, war er nicht doch besser gewesen? Schnell versuchte er seine Beute zu verschlingen. Sein Maul war zu klein, so mußte er ihn liegen lassen, wollte er den ersten erjagen. Wieder vollendete sich das gleiche Spiel.

Endlich gelang es ihm, beide Knochen in seine Gewalt zu bringen. Im Wo aber war der Kater geblieben? Kasimir hatte sich den dritten Knochen von der Köchin geholt. Hoch oben thronte er auf dem Küchenschrank. Er war der erdgebundenen Geßräßigkeit entrückt und knabberte. Da saß nun der arme Dackel zwischen seinen beiden Knochen und heulte voll Wut zum Himmel über die abscheuliche Falschheit des Katers.

Er hatte wohl Empfindungen, just wie ein neidischer Mensch, dem nur die Dinge gehrenswert erscheinen, die der andere besitzt.

Wenn die Mark rast!

Freunde!

Jeder von Euch weiß, daß unsere Mark in rasendem Galopp davon rollt. Warum? Der Dollar, der am Wege stand, hat ihr durch sein freches Auftreten solchen Schreck eingejagt, daß sie sich auf und davon machte. Wie dem Leithammel die treuen Schafe nachfolgen, so folgt nun alles der toll gewordenen Mark in gleichem rasenden Tempo nach. Zuerst hat die Kohle angefangen, dann folgten das Holz, die Farbe und das Papier. Also



all die Hilfsmittel und Kräfte, die bei der Herstellung meiner Zeitschrift mitwirken. Sie alle sind so teuer geworden, daß man es nur mit einem Wettlauf, wie ich ihn hier im Bilde zeige, vergleichen kann. Der „Heitere Fridolin“ müßte sich nun der „Arme Fridolin“ nennen; denn was ist die Folge? Auch er wird in den Strudel hineingerissen und muß sich dem Wettlauf anschließen. Mit anderen Worten, er muß nochmals seinen Preis erhöhen, und leider stärker als das vorige Mal. Er kostet vom nächsten Heft ab 5 Mark.

Freunde! Soll das so weitergehen? Ich weiß ein Mittel, das mir und Euch helfen kann! Ein Mittel, das verhindert, daß Euer Fridolin immer weiter seinen Preis erhöhen muß! Wenn jeder von Euch dafür sorgt, daß mindestens noch 3 Bekannte oder Freunde, die den „Fridolin“ bisher nicht gekauft haben, ihn

künftig regelmäßig kaufen oder auf ihn abonnieren, so würde die vergrößerte Zahl von Anhängern die Kosten der Herstellung so erheblich vermindern, daß weitere Preiserhöhungen unnötig wären.

Jeder von Euch muß also 3 neue Freunde und Käufer werben! Je mehr Käufer ich habe, desto billiger kann ich sein, deshalb müßt Ihr die Aufgabe, die ich Euch stelle, ernst nehmen und Euch wirklich Mühe geben, die 3 neuen Käufer zu finden. Ihr könnt mir auch schreiben, wen von Euren Bekannten Ihr gefunden habt, damit ich in meiner Liste

vergleichen kann, ob er auch wirklich ein ganz neuer Anhänger ist. Auch Eure Eltern werden sich freuen, wenn sie künftig nicht nochmals nötig haben, Euch mehr Geld für den Kauf des „Heiteren Fridolin“ zu geben.

Ich bin überzeugt, daß alle, die ich zu meinen Freunden zählen darf, sich bemühen werden, eine weitere Preiserhöhung des „Heiteren Fridolin“ durch fleißiges Werben von neuen Anhängern unmöglich zu machen. Hoffentlich ist die Erhöhung auf 5 Mark, die vom nächsten Mal einsetzt, die letzte, die ich vornehme.

Fridolin.

Meister Mozarts Schüler

Von Mathilde Weil.

Bescheiden klopfte es an die Tür, und herein trat ein Jüngling von kaum vierzehn Jahren, der dem schlanken Herrn, der eifrig schreibend am Tische saß, einen Brief überreichte. Der las: „An den hochedlen und wohlgeborenen Herrn Kaiserlichen Hofkapellmeister Wolfgang Amadeus Mozart.“

„Die Aufschrift stimmt schon,“ lachte er freundlich, „der Mozart bin ich schon — ja aber was steht denn in dem Brief?“

„Das weiß ich nicht,“ stammelte der Jüngling verlegen, „der Brief ist von meinem hohen Gönner, dem Grafen Breuning, und ich denke, er wird mich dem Herrn Hofkapellmeister als Schüler empfehlen.“

„So, so — also Er will auch ein Musikus werden? Wie heißt Er denn eigentlich?“

„Ludwig van Beethoven,“ war die bescheidene Antwort.

„So, na zeig' Er mir also seine bisherigen Kenntnisse,“ sprach Wolfsaana Mozart, und Karli, sein jüngeres Söhnchen, führte den Gast, von

dem er kein Auge ließ, zum alten Spinett.

Hastig ließ der Jüngling sich auf dem kleinen, hochbeinigen Sesselfchen vor dem Spinett nieder, und bald glitten seine Finger so meisterhaft über die Tasten, daß Mozart überrascht aufsprang und an die Seite Ludwig van Beethovens trat.

„Er spielt ja wundervoll; großartig!“ lobte Mozart den vor freudigem Stolz hocherrötenden Knaben, „was will Er denn noch bei mir lernen? Er ist ja ein Künstler!“

„Ach, Meister — ich weiß, daß ich noch viel zu lernen habe. Ich wäre überglücklich, dürfte ich bei Euch

Kompositionslehre, Kontrapunkt und vor allem andern Eure herrlichen Werke studieren!“

„Nun vielleicht kann ich Rat schaffen,“ meinte Mozart wohlwollend.

Nach der Abendmahlzeit, an der Ludwig van Beethoven auch teilnahm, erzählte er von zu Hause.

„Ach, uns geht es recht schlecht daheim. Mein Vater ist Hoforganist und Tenor



Ein kaum vierzehnjähriger Knabe überreichte dem Herrn einen Brief.



Oft fanden sich Freunde und Gönner Mozarts in dessen Wohnung ein, um dem meisterhaften Spiel der Beiden zu lauschen.

an der Kurfürstlichen Kapelle in Bonn; aber die Stelle ist recht schlecht bezahlt, denn unser Kurfürst ist selbst nicht allzu reich mit Glücksgütern gesegnet. Er kann dem Vater beim besten Willen nicht mehr geben als vierzig Taler im ganzen Jahr. Da muß ich oft dem Vater helfen, bei Tanzmusiken und Kirchweihfesten aufzuspielen; denn wir sind viel Kinder daheim, außerdem ist unser gutes Mütterchen leider meistens krank, und Doktor und Apotheker kosten viel Geld."

"Das ist recht traurig," sprach Mozart ernst, "und ein wahres Glück, daß Er die Fähigkeiten besitzt, seinem Vater helfen zu können."

"Das schon," erwiderte Beethoven stolz und bescheiden zugleich, "ich besitze sogar den Titel „Kurfürstlich zweiter Hoforganist,“ obwohl ich erst ins fünfzehnte Jahr gehe."

"Der Tausend, da ist Er ja schon ein gemachter Mann," lachte Mozart freundlich. "Nun, da will ich, mit Gottes Hilfe, einen tüchtigen Musiker aus ihm machen."

Dann wurden noch die Unterrichtsstunden besprochen, worauf sich Ludwig van Beethoven mit vielem Dank und künftigen Ver-

beugungen empfing. Schon in den nächsten Tagen begann der Unterricht. Diese Stunden wurden bald eine Quelle der reinsten Freude für Lehrer und Schüler. Beethoven machte riesige Fortschritte, und oft fanden sich Freunde und Gönner Mozarts in dessen Wohnung ein, um dem meisterhaften Spiel der Beiden zu lauschen.

Alle nahmen sich des armen Jungen in hochherzigster Weise an und ermöglichten es ihm, ab und zu dem kranken Mütterlein einige Taler zu senden.

Im Hause seines gütigen Lehrers fühlte sich Beethoven besonders wohl. Dort taute er, der sonst so schüchtern und wortfarg war, förmlich auf, und stundenlang konnte man ihn mit den beiden Knaben des Meisters, mit Karli und Wölferl, spielen sehen.

Am Abend wurde dann Musik gemacht.

Wenn das Essen unter Lachen und Scherzen verzehrt war, dann setzte sich Mozart an sein Spinett, und die lieblichsten, herrlichsten Melodien quollen unter seinen schlanken, weißen Fingern hervor.

Es wurde oft recht spät, ehe der junge Beethoven sein ärmliches Dachstübchen, weit draußen in der Vorstadt, aufsuchen konnte. Zu Hause angelangt, kroch er dann schleunigst unter die Decke; denn den Luxus eines warmen Ofens konnte er sich nicht gestatten. Aber auf der Bettdecke kramte er rasch starkes, graues Notenpapier aus, und seine Kielfeder tanzte komponierend über die Notenlinien, bis das Groschenlicht verlöschte.

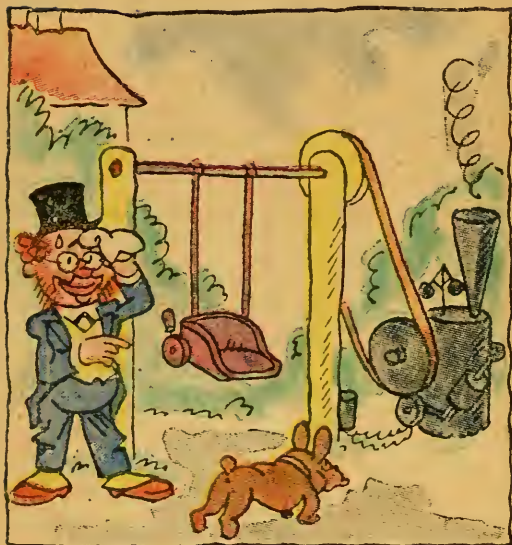
Doch nicht allzulange sollte sich Beethoven des Glückes erfreuen, bei Mozart studieren zu können; Beethovens Mutter, deren Krankheit immer schlimmer wurde, verlangte nach ihrem Sohn; so mußte er nach Bonn zurückkehren. Mit bitteren Tränen und heißem Dank nahm Ludwig van Beethoven von seinem geliebten Lehrer Abschied. Es war, als fühlte er, daß er Mozart nicht wiedersehen sollte.

Und in der Tat, — als Beethoven im Jahre 1792 nach Wien übersiedelte, um für immer in der schönen Stadt zu bleiben, da ruhte Wolfgang Amadeus Mozart schon seit einem halben Jahre auf dem Friedhof.



DIE ERFINDUNGEN DES

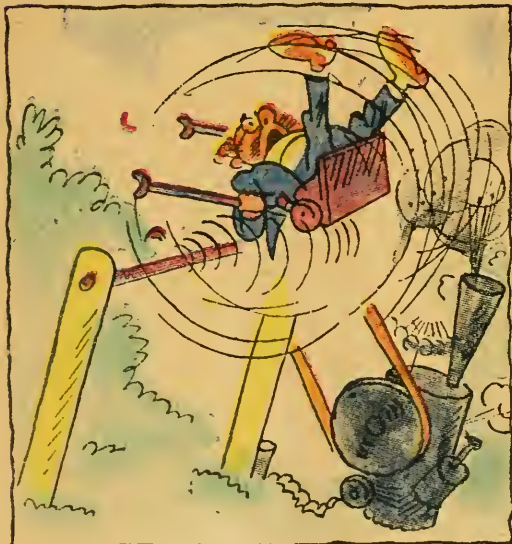
IV. Die mecha



Professor Pechmanns Helligkeit
Schuf wiederum mit Schnelligkeit
Ein neues Wunderwerk von Fleiß,
Das ihn gekostet Müß' und Schweiß.



Er sagte sich: „Im Großen geht's!
Bisher braucht' eines Stoßes stets
Die Schaukel nach dem alten Stil.“
(Was unserm Pechmann sehr mißfiel.)



Professor Pechmann ist nun zwar
Vorhanden bloß im Singular,
Sein Leiden doch, das weiß ich, ach,
Empfindet er jetzt dreißigfach.



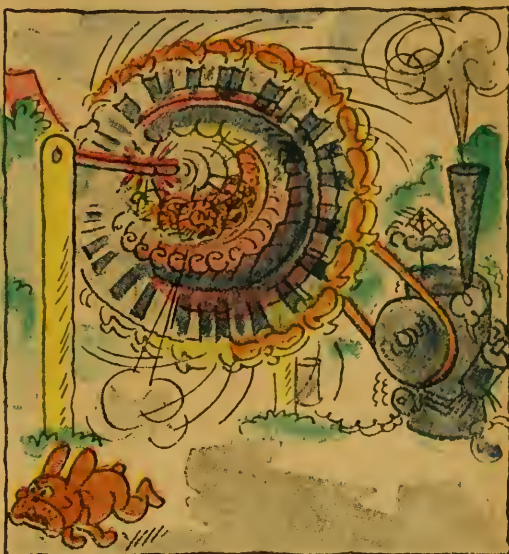
Auf einmal ward ihm klar: gewiß muß
Ein Fehler sein im Mechanismus.
Er kreist, er fliegt, er steigt zur Höh'...
Die Marktfrau schreit: „Herrjemineh!“

PROFESSORS PECHMANN

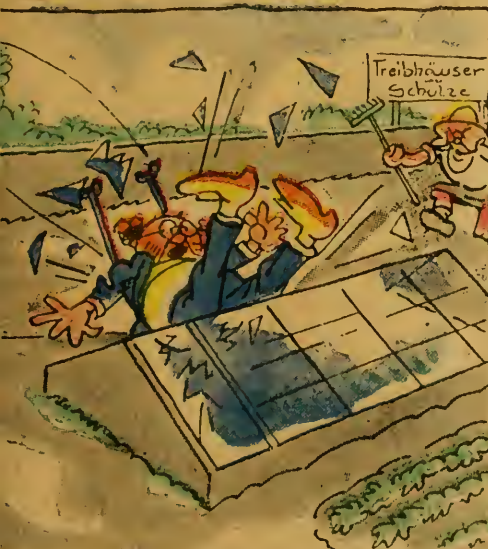
Schaukel.



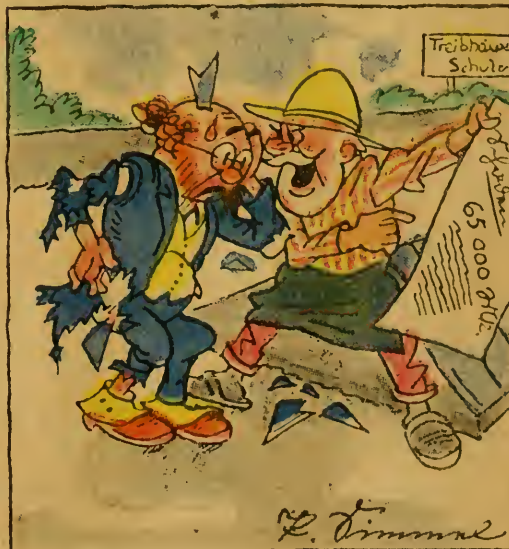
Die Schaukel doch, die er erfand,
Braucht keinen Schubs von Menschenhand;
Mechanisch geht es auf und ab,
Da freut er sich, und nicht zu knapp!



Auf einmal doch dreht er im Kreis sich..
Statt eines Pechmanns sieht man dreißig.
Es ist ein Sausen ohne Pausen...
Der Moppel wendet sich mit Grausen.



Nun fliegt im Bogen fort er plötzlich
Und landet, was recht unergötzlich,
Auf eines Gärtners Treib- und Glashaus,
Das schlägt den Boden ganz dem Faß aus.



Nun stehen leider — es ist bitter —
Biel edle Teile voller Splitter...
Und außerdem noch heißt's: „Du blech' man!
Hier ist die Rechnung, lieber Pechmann!“

L. Timmer

ROTHÄUTE VOM ALTEN SCHLAGE

Von Dr. Ernst Abt.

Wer die Indianer nur aus Coopers „Lederstrumpf“ und ähnlichen Indianerbüchern kennt, der ist schwer enttäuscht, wenn er den ersten lebenden Indianer zu Gesicht bekommt. Die Rothhaut steckt in europäischer Kleidung, die sie noch immer nicht recht zu tragen weiß, ist zumeist dem „Feuerwasser“ ergeben und macht durchaus einen wenig vertrauenerweckenden Eindruck.

Um echte Rothhäute vom alten Schlage noch in der Prärie anzutreffen, in Zelten wohnend und von der Jagd lebend, muß man schon recht weit hinauf nach Kanada wandern, wo es noch wenig von der Kultur berührte Indianerdörfer der Sioux (Sprich: Su), Kri und Schwarzfüße gibt. Zumal die letzteren haben sich noch viel von ihren ursprünglichen Sitten, ihrer Tracht, ihrer Lebensweise bewahrt. Einst ein besonders kriegerischer Stamm und von allen umwohnenden Indianern gefürchtet und berühmte

Reiter, sind sie heute vornehmlich Jäger, die ihre Pelzwerkbeute an die Agenten der Hudsonbay-Kompanie verhandeln. Der Norweger Christian Leden, der die Schwarzfüße jüngst besuchte, schildert sie als völlige „Gentlemen“ und hat uns von ihren Bräutchen mancherlei berichtet. Wenn ein Indianer, erzählt Leden, das Zelt eines Häuptlings, den er schon kennt, besuchen will, muß er warten, bis die Frau des Häuptlings heraustritt, bevor er eintreten darf. Kommt sie nicht heraus, so ist der Besuch dem Häuptling nicht erwünscht, und dennoch einzutreten, gilt als ein schwerer Verstoß gegen den gesellschaftlichen Umgangston. Zeigt sich aber die Häuptlingsfrau vor dem Zelt, so bietet sie dem Gast nicht etwa einen Gruß, sondern geht ganz ruhig ihres Weges, ohne den Fremden eines Blickes oder eines Wortes zu würdigen, und bleibt längere Zeit, nachdem der Gast das Zelt betreten, noch draußen.



Häuptling in Kriegsschmuck.



Sioux-Indianer.

Kleines Indianermädchen in malerischer Tracht.

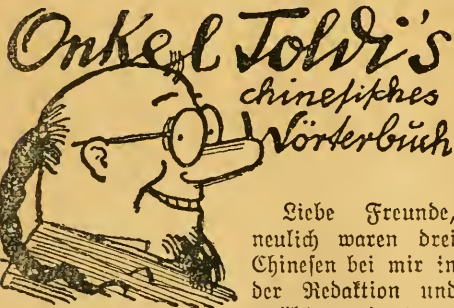


Rothäute vom alten Schlage.

Beim Sonnentanz, in der einen Hand das Ende des Seils, das vom Pfahl herabhängt, in der anderen das Kriegsbeil . . . , so rast der Indianer in wilden Sprüngen im Kreis herum.

Besonders bemerkenswert ist die Reinlichkeit, die jene Indianer beobachten. So nehmen sie beispielsweise regelmäßig Dampfbäder. Das transportable Badehaus besteht aus einem kuppelförmigen Gestell von Birkenzweigen, nur so hoch, daß zwei bis drei Indianer hochend darunter Platz finden. In der Mitte der Kuppel wird ein Loch gegraben, der Boden jedesmal mit frischem Schilf und Gras ausgelegt. Eine Schüssel voll Wasser und ein Bündel Gras stellen die eigentliche Badevorrichtung dar. Vor der Badehütte brennt ein Feuer, in dem Steine glühend gemacht werden; daneben liegt eine größere Anzahl von Fellen und Decken. Die Badenden entkleiden sich, schlüpfen in die Hütte, und der Bedienter verhüllt nun das Flechtwerkgestell mit den Decken und Fellen, sodaß nur eine kleine Oeffnung vorn bleibt. Dann wirft er die inzwischen glühend gewordenen Steine in das Loch im Badehause, schließt die letzte Oeffnung, und die im Badehause befindlichen Indianer sprengen mit Hilfe des Grasbündels Wasser auf die glühenden Steine, sodaß bald erstickend heißer Dampf die Hütte anfüllt. Nach einer Weile nimmt der Bedienter die Bedeckung ab, und die krebsrot gewordenen Indianer rollen sich im Grase nieder. Gewöhnlich wird zu Beginn des Badens die Friedenspfeife geraucht und ein Gebet gesprochen. Ziehen die Indianer fort, so befestigen sie auf der Mähne des Pferdes kreuzweise zwei sehr lange, am Boden schleppende Stangen; auf dieses Gestell wird das Gepäck verladen, und man setzt Kinder

und Kranke darauf. Von Zeit zu Zeit veranstalten die Indianer auch noch Kriegstanzfeiern, zu denen die Stammesangehörigen oft aus entfernten Lagern herbeieilen. Der Tanzplatz wird umzäunt — bisweilen stellt man die Wagen dazu im Viereck um den Platz auf —, in der Mitte wird ein gewaltiges Feuer entfacht, und während einige Männer die Trommel zum Takt wider die Kriegslieber schlagen, tanzt eine Anzahl von Krieger in vollem Schmuck um den flammenden Holzstoß. Der Tanz, zu dessen Beginn die an einer Seite der Umzäunung stehenden alten Häuptlinge das Zeichen geben, ist eine Art hüpfenden Reigens, wobei abwechselnd mit jedem Bein zweimal die Erde gestampft wird. Der berühmteste Tanz aber ist der „Sonnentanz“. Die Sonne wird als „Ursprung aller Dinge“ verehrt. Um die Mittsommerzeit wird sie durch den genannten Tanz gefeiert, der oft Tage und Nächte hindurch währt. Hierbei verschenken die Indianer bisweilen fast all ihr Hab und Gut an Freunde. In die Mitte des Tanzplatzes pflanzt man einen hohen, dicken Pfahl, der allerlei indianische Sonnensymbole trägt, und von dessen Spitze ein langes Seil herabhängt. Dieses wird nun vom Tänzer mit der einen Hand erfaßt, und nun beginnt er in wilden Sprüngen den Pfahl zu umkreisen. Diesen alt-ehrwürdigen Sonnentanz hat aber jetzt die kanadische Regierung verboten, weil er die Indianer in solche Erregung versetzte, daß es hierbei nicht selten zu Unglücksfällen kam.



Liebe Freunde, neulich waren drei Chinesen bei mir in der Redaktion und erzählten mir etwas, was ich nicht verstand. Ich war daher froh, als Onkel Otto hinzukam und den Dolmetscher spielte. Die drei Chinesen erzählten, daß der „Heitere Fridolin“ in China ebenso gern gelesen würde wie bei uns. Ich war zwar erfreut, als ich das hörte, doch war es

nichts Neues für mich. Weit mehr interessierte mich die Sprache der Leute, und ich fragte Onkel Otto, ob er mir nicht Chinesisch beibringen wollte. Da lachte er und meinte, das ginge nicht so leicht. Vor allem müßte ich mir da ein chinesisches Wörterbuch anschaffen. Ich habe nun versucht, ein solches in einer Buchhandlung zu bekommen, aber vergebens. In einer freien Stunde habe ich mich also hingesezt und mir ein eigenes chinesisches Wörterbuch gemacht. Hier ist es:

Wan	Der Bursch (auch Stab, Schaft)
Rin	Der Wagen (auch Mund)
Rin	Der Saig (auch Braten)
Flie	Der Baum (auch Strauch, Duff)
Le	Der Strumpf
D	Der Bruch (auch Rahn)
Fin	Der Lohn
Plun	Der Kram

Großvater's Dritte rätselhafte Geschichte

FRIDOLINS GROSSES FERIENPREISAUSSCHREIBEN

Fortsetzung und Schluß unseres Preis-
ausschreibens aus Nr. 19 und 20:

Ihr wißt, daß der Großvater in den Nummern 19 und 20 höchst sonderbare Geschichten zum besten gab. Heute veröffentliche ich die versprochene dritte Geschichte und damit auch den Schluß meines großen Ferien-Preis ausschreibens.

Die Geschichte lautet:

Neulich vor tausend Jahren (oder ist es noch nicht so lange her?) saß ich mit meiner Zippel-~~am~~ am wärmenden ~~Herd~~ und brauchte nicht zu ~~fröhen~~, wie in den letzten Jahren. Damals wurde einem die ~~Lege~~ geradezu nachgeworfen; in solchen Umwegen war sie vorhanden. Man ~~hatte~~ an die betreffende Firma eine Karte oder später telefonierte man einfach, und nicht lange darauf traf schon der ~~Postmann~~ ein mit der Meldung, eine Fuhrre sei soeben angefahren. Das waren Zeiten! Wenn die ~~Jahre~~ zu Ende war, bestellte man einfach eine neue ~~zu~~ kam man niemals in ~~Verlegenheit~~. Damals gab es auch noch keine ~~Zimmern~~ die alle Zimmer gleichzeitig erwärmt und den Bewohnern viel ~~Wärme~~ erspart. Damals freilich konnte es aber auch nicht passieren, daß eines Tages sämtliche Wohnungen eines Hauses völlig kalt standen, weil die erwartete Kohle für die Heizung ausgeblieben war, oder noch schlimmer, weil die ~~Leuchte~~ streikten. Und wie glücklich waren wir bei unserem bescheidenen Petroleum ~~licht~~! Wir hatten es nicht so bequem, wie Ihr jetzt, wo Ihr nur einen Knopf zu drehen braucht, und schon erstrahlt das Zimmer in Tageshelle; allerdings kennt das Petroleumlicht auch heute noch mancher von Euch aus jenen Tagen, wo es wieder hervorgeholt

wurde, weil alle Betriebe streikten; wo es kein Gas, keine Elektrizität und in der ~~Hand~~ kein Wasser gab. Da müßt Ihr Euch dann alle bei der Pumpe anstellen, wie neulich vor tausend Jahren. (Oder ist es noch nicht so lange her?)

Soweit die Geschichte. Nun müßt Ihr in allen drei Geschichten, wie Ihr wißt, die Striche durch passende Silben ersetzen, sodaß sich sinngemäße Sätze ergeben.

Bekanntlich habe ich für richtige Lösung diesmal

1210 Preise

ausgesetzt, und zwar: 10 Hauptpreise, je ein schönes Buch im Werte von 100 Mark, 200 Nebenpreise, je einen Kleinfest-Malkasten aus Aluminium, und 1000 Trostpreise in Gestalt von Fridolin-Diplomen als Anerkennung für Eure Findigkeit.

Nun die Bedingungen: 1. Die Lösung muß auf einer Postkarte geschrieben sein; der linke Abschnitt der Vorderseite darf nur den Namen des Absenders, die andere Seite nichts anderes als die in allen drei rätselhaften Geschichten gefundenen Wörter enthalten. 2. Die Lösungen müssen bis zum 25. August im Besitz des Heiteren Fridolin sein.

Sollten mehr Lösungen einlaufen, als ich Preise ausgesetzt habe, so entscheidet das Los. Dieser Entscheidung muß sich jeder fügen. Die Lösung ist zu senden:

In die Rätseltube des

Heiteren Fridolin,

Berlin SW., Kochstr. 23.

Das Ergebnis veröffentliche ich in einer der nächsten Nummern. Fridolin.



Klei	Der Schrank (auch Ständer)
Lie	Der Kranz
Nie	Der Wald (auch Schlag)
Pu	Der Beutel
Riekin	Die Ait
Sandan	Die Hosennacht.

Das kann man sehr leicht lernen, und Ihr solltet mal versuchen, ob Ihr auch solche „chinesischen“ Wörter findet. Habt Ihr schon gemerkt, wie man das macht? — Wer es herausgefunden hat, darf es aber nicht weiterjagen! Onkel Toldi.

Das Gift der Klapperschlange

Die Klapperschlange gehört ihres Giftbisses wegen zu den gefürchtetsten Tieren Nordamerikas. Nur das — Schwein ist gegen ihr Gift gefeit. Das gelblich-grünliche, leicht schäumende Gift dringt durch eine winzige Bißwunde in den Körper. Betrachten wir den geöffneten Rachen einer Klapperschlange, so sehen wir im Oberkiefer auf jeder Seite ein paar haarscharfe, fischelförmig gebogene Zähne, die an der Spitze ein feines Loch haben. Das sind die besonderen „Giftzähne“, die, im Innern hohl, mit einer das Gift bereitenden Drüse in Verbindung stehen. Hinter den beiden, in Gebrauch befindlichen Zähnen stehen, in zwei Reihen angeordnet, ein paar Ersatzzähne, die in Tätigkeit treten, wenn jene abgenützt sind oder ausbrechen. Im Zustand der Ruhe liegen die glasartig spröden und leicht splitternden Giftzähne gewissermaßen nach hinten umgeklappt. Beim Beißen aber werden sie aufgerichtet und in den Körper des Opfers geschlagen. Das ist deshalb möglich, weil ja Ober- und Unterkiefer der Schlangen nicht wie bei anderen Tieren und uns Menschen in fester Verbindung mit dem übrigen Schädel stehen, sondern nur durch Bänder lose mit dem Schädel verbunden sind.

Dr. H.



Rachen einer giftgeschwollenen Klapperschlange.
Hinter den Giftzähnen liegen die Giftdrüsen, die ihren Inhalt durch die Höhlung der Zähne in die Blutbahn des Gebissenen entleeren.

kennen, daß Freund Pampe seinem Beruf alle Ehre macht. Er schreibt:

Lieber Fridolin,

Auf der Ieberfahrt nach Buenos Aires wollte ich mal in den Wasserspißgel kucken, viel dabei ins Wasser und zerbrach den spigel ich were unrettbar verloren gewesen wenn ich nich zupfänglich einen grohsen badde-schwam in der Taasche gehabt hette, der saughte sich soll Wasser und es dauerthe nich lange, da sahs ich auf dem trocknen.

Dis führ Hänte, nechstens Meer. Mit fielen grüssen dein Benjamin.

Rätsel-Ecke

Immer noch brauchbar.

Zwar stand ich schon im Alten Testament,
Und als Gewicht bin längst ich abgeschafft;
Doch heute noch mich jeder Seemann kennt,
Der Alempner auch benötigt meine Kraft.

Aufgepaßt.

Den ersten schlägst Du täglich ein,
Zwei-Drei kann nie ein Dummer sein;
Willst Du den rechten Eins stets gehn,
So mußt Du nach dem Ganzen sehn.

Ein Brief von Pampe

Benjamin Pampe, den unsere Leser aus den früheren Hefen des „Seiteren Fridolin“ noch in Erinnerung haben werden, sendet aus Buenos Aires, wo er zurzeit als dummer August im Zirkus auftritt, ein kurzes Lebenszeichen. Wir wollen unseren Lesern den Brief nicht vorenthalten, aus dem wir er-

Doppelter Gewinn.

Ein Dotter reich' ich Dir,
Drin liegt ein Säugetier.

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

al — al — ar — bar — be — ber — bi
de — de — e — e — ei — ei — feld
gen — hun — koch — li — ma — nach — ne
ne — nen — ni — ni — o — o — on
pe — ras — re — salz — sen — si — si
stor — tan — tap — tau — tät — tzing
u — va — ve — ver — wo

sind 18 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein bekanntes Zitat von Friedrich Schiller ergeben. Die Wörter bedeuten: 1. Germanischen: Gott. 2. Bezeichnung für England. 3. Meerjungfrau. 4. Asiatischen

Volksstamm. 5. Jahrbuch. 6. Mädchen-
namen. 7. Griechische Sagen-gestalt. 8. Waffe.
9. Deutsche Fabrikstadt. 10. Nordischen
Sänger. 11. Französische Stadt. 12. Bil-
dungsanstalt. 13. Frühere deutsche Kolo-
nialstadt im Osten. 14. Kostort für Trup-
pen. 15. Helden aus dem Trojanischen Krieg.
16. Wichtigen Zusatz für Speisen. 17. Süd-
ländische Frucht. 18. Metall.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 20. Silbenrätsel.

Keine Regel ohne Ausnahme.

1. Känguruh. 2. Eisen. 3. Infanterie.
4. Niagara. 5. Esau. 6. Romulus. 7. Eisen-
bahn. 8. Gotha. 9. Elisabeth. 10. Leuch-
turm. 11. Orange.

Frühling. Laub, blau
Lichlingsplaz. Weide.

Fridolins Lachkabinett

„Mutter, Fritz hat schon wieder gelogen!“
„Der schreckliche Junge, was hat er denn
gesagt, Vennchen?“
„Er hat gesagt, Birnen wachsen auf
Bäumen, und dabei hängen sie doch an der
Zimmerdecke und brennen, wenn man sie an-
tipst!“



„Mutti, ich hab' etwas in der Tasche und
hab' doch nichts drin!“
„Was ist denn das?“
„Ein Loch, Mutti!“

Entschuldigung: „Donnerwetter, tre-
ten Sie mir doch nicht immer auf die Hühner-
augen!“
„Entschuldigen Sie, ich wußte nicht, daß
Sie welche haben!“

Zwei Jungen hatten gewettet, daß der
eine von ihnen 30 Pfannkuchen essen könne.
Er schafft aber nur 27 und ruft wütend:
„Wenn ich gewußt hätte, daß ihr drei nicht
mehr in meinen Magen paßt, hätte ich euch
zuerst gegeben!“



Gast: „Hier ist ja ein Haar in der Suppe!
Kämmen Sie die Suppe aus, Kellner!“

Ein Mann ging in ein Warenhaus und
kauft einen Spiegel. Als die Verkäuferin
ihn fragt: „Soll ich ihn ein bißchen ein-
schlagen?“, antwortet er: „Lassen Sie ihn
man lieber ganz.“



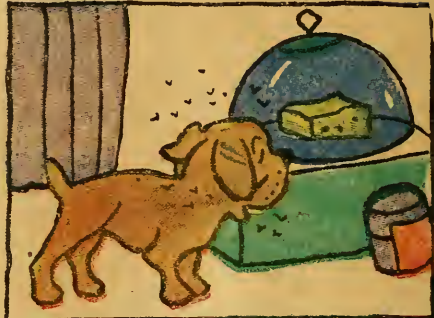
Märchen steht vor dem Elefantenkäfig im
Zoologischen Garten und bestaunt den riesi-
gen Dickhäuter, der seinerseits den Jungen
starr anblickt, weil er auf einen Leckerbissen
hofft. So gucken sich beide eine Weile an,
bis Märchen sagt:

„Nun wollen wir mal sehen, wer zuerst
Lacht!“

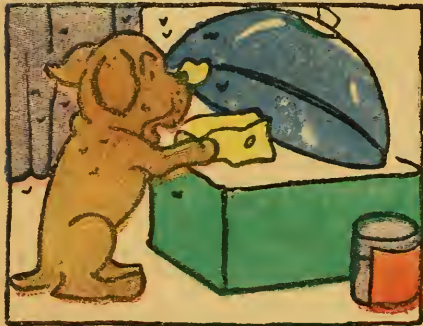
Der pfiffige Fiffi



1. Der Fiffi kann nicht ruhig liegen,
Es plagen ihn zu sehr die Fliegen.



2. Den Schweizerkäse sticht kein Insekt,
Dieweil die Glocke ihn bedeckt.



3. Doch sticht den Hund das Schweizer Käsechen
Mit seinem Dufte in das Naschen.



4. Da denkt das kluge Hunderiechchen:
„Ich muß mich rächen für Dein Riechen!“



5. Und ist, nachdem es sich „gerochen“,
Dann unter's Glockenzund gefrochen.



6. Dort schläft es still und ungestört,
Die Fliegen finden's unerhört.

Für die Redaktion verantwortlich: Artur Lokesch, Berlin; für Deutschösterreich: Norbert Freuder, Wien. — Unverlangte Einsendungen können nur zurückgesandt werden, wenn Porto beiliegt. —

Druck und Verlag: Ullstein A. G., Berlin SW 68.

Copyright 1922 by Ullstein A. G., Berlin.



HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORT SPIEL



Auffangen einer drahtlosen Nachricht mittels einer Rahmenantenne auf dem Dach eines Hauses.
(Zu dem Artikel auf der nächsten Seite: „Wunder der drahtlosen Telegraphie“.)



Wunder der drahtlosen Telegraphie

Von Dr. Albert Neuburger.

Das Auto als drahtlose Station in der Wüste.

Wo wir auch gehen oder stehen, ob wir auf grünen Fluren lustwandeln oder im Schatten kühler Wälder dahinschreiten, ob wir bei Fische sitzen oder im Eisenbahnzug fahren — stets fluten elektrische Botschaften, Nachrichten, Telegramme um uns herum. Wir aber merken davon nicht das mindeste, wir fühlen sie nicht, wir hören sie nicht, und wir sehen sie nicht. Die Botschaften kommen aus weiter, weiter Ferne: Drüben, jenseits des Weltmeeres, in Amerika stehen hohe Masten, von denen sie ausgehen, und in Europa werden sie aufgefangen. Andere dieser Botschaften stammen aus Asien, aus Afrika; wieder andere gehen von deutschen drahtlosen Stationen in die Welt hinaus.

Den elektrischen Strom, der durch Drähte hindurchfließt, können wir in seiner Wirkung sehr leicht mit unseren Sinnen wahrnehmen. Schwache Ströme dieser Art erregen auf unserer Zunge einen saueren Geschmack, starke Ströme aber können zu schweren Schädigungen unserer Gesundheit führen. Es gibt wiederum Ströme, die in unseren Gliedern jenes bekannte Gefühl erzeugen, das jeder kennt, der sich einmal elektrifizieren ließ. Stets aber wurde dabei die Elektrizität unter Verwendung von Drähten auf unseren Körper übergeleitet.

Anders ist es aber bei den drahtlosen elektrischen Botschaften. Von diesen gibt uns kein einziger unserer Sinne Kunde. Woher kommt das? Nun, es handelt sich hier nicht um elektrische Ströme, sondern um Wellenbewegungen, die im Aether mit Hilfe der Elektrizität hervorgebracht werden. Was ist nun aber der „Aether“ oder, wie man ihn auch nennt, der „Weltäther“? Auch ihn hat noch niemand gesehen, aber man denkt sich darunter einen äußerst feinen, gewichtlosen Stoff, der den ganzen Weltraum ausfüllt und alles durchdringt. Das Licht, das von fernen Sternen zu uns kommt, kann dies nicht mit Hilfe der Luft tun, denn sie umhüllt ja nur unsere Erde; draußen im Weltraum

gibt es keine Luft mehr. So hat man denn angenommen, daß irgendein uns noch unbekannter feiner Stoff existieren müsse, den man dann „Aether“ genannt hat.

Sobald wir uns mit diesem Gedanken vertraut gemacht haben, fällt es uns nicht mehr schwer, zu begreifen, wieso sich die elektrischen Botschaften auf so weite Entfernungen hin, ohne Verwendung eines Drahtes, durch den Aether übertragen lassen. Ueber das Wesen der Wellen selbst gibt folgender Versuch eine Vorstellung: Wir binden das eine Ende einer Schnur an die Türklinke, nehmen das andere in die Hand und bewegen die Schnur auf und nieder. Sie macht wellenartige Bewegungen, und die Wellen pflanzen sich von unserer Hand aus durch ihre ganze Länge hindurch fort. Werfen wir einen Stein ins Wasser, so bilden sich gleichfalls Wellen, die in diesem Falle kreisförmig sich fortpflanzen. Genau so entstehen, wie wir annehmen, auch im Weltäther Wellen, sobald er an irgendeiner Stelle gewissermaßen „angestoßen“ wird. Das Anstoßen aber läßt sich auf elektrischem Wege bewirken. Wenn also eine deutsche drahtlose Station mit Hilfe ihrer elektrischen Apparate die Wellenbewegungen des Aethers einleitet, so pflanzen sie sich immer weiter fort, und man kann die Wellen in Amerika wahrnehmbar machen. So erklärt es sich, warum die Botschaften auch ohne Draht über weite Entfernungen gesandt werden können.

Betrachten wir uns nun die neuesten Fortschritte der drahtlosen Telegraphie, so müssen wir staunen, was alles erreicht worden ist. In Nauen bei Berlin steht die größte drahtlose Station der Welt. Sie sendet ihre Botschaften von einem sogenannten Sendedraht aus, der über zwei eiserne, turmartige Gerüste von je 260 Meter Höhe gespannt ist. Diese Gerüste sind in ihrer Form dadurch besonders eigenartig, weil sie nach unten spitz zulaufen, und so mit zwei auf der Spitze stehenden Riesen-Bleistiften verglichen werden können. In Nauen hat man sie mit Hilfe starker, nach allen Seiten

hin ausgespannter Drahtseile festgehalten. So scheinen sie, auf der Spitze stehend, ein Wunderwerk von geradezu unwahrscheinlicher Höhe.

Sehr eigenartig gestaltet sich nun das Verfahren, wie man die Nachrichten aufhängt. Ebenso wie zum Senden, verwendete man früher auch für den Empfang der Wellen lange Drähte, die hoch in der Luft ausgespannt waren. Man hat jedoch neuerdings gefunden, daß zum Empfang der Nachrichten derartige umständliche Vorrichtungen gar nicht nötig sind. Ein gewöhnlicher kleiner hölzerner Rahmen, um den man einen Draht einige Male herumgeführt hat, genügt vollkommen. Es entsteht so eine neue, äußerst bequeme Empfangseinrichtung, die sogenannte „Rahmenantenne“. Der Name „Antenne“ stammt aus dem Tierreich. Die Fühler der Insekten, mittels derer sie sich, wie man ja leicht an den Ameisen beobachten kann, Nachrichten übermitteln, werden so genannt. Auch die drahtlose Antenne ist ein Fühler, der uns kundgibt, was unser Freund will, der vielleicht jenseits des Meeres wohnt.

Eine solche Rahmenantenne kann man in jedem Zimmer aufhängen und auf jedem Tische aufstellen. Man benutzt sie bereits bei verschiedenen Zeitungen, die auf diese Weise ihre Nachrichten unmittelbar von den großen Stationen ins Haus telegraphiert bekommen. Man kann diese Nachrichten mit dem Telephonhörer abhören. Die Rahmenantenne läßt sich aber auch im Flugzeug unterbringen, sie kann im Ruderboot, im Reisekoffer usw. mitgeführt werden. Man hat zusammenlegbare Rahmenantennen gebaut, die man wie einen Regenschirm in der Hand trägt und aufspannt, wenn man erfahren will, was in der Welt vorgeht.

Im Eisenbahnzug aber war man doch bis zu einem gewissen Grade von der Welt abgeschnitten. Man konnte sich zwar auf den einzelnen Stationen eine Zeitung kaufen, man konnte sich auch nach der einen oder anderen Haltestelle ein Telegramm nachsenden lassen, aber während der Fahrt selbst war man weder telegraphisch noch telephonisch erreichbar. Das hat sich nun gleichfalls geändert. Man hat auf den Dächern der Wagen Empfangsdrähte angebracht und ein Verfahren gefunden, um die elektrischen Wellen an den Telegraphen- und Telephonleitungen entlang gleiten zu lassen, die seitlich der Eisenbahnstrecken dorthin führen. Von hier aus gehen die Wellen

auf die Empfangsdrähte der Wagendächer über. Von diesen gelangen sie nach den im Innern der Wagen aufgestellten Empfangsapparaten. So ist es also möglich geworden, auch den fahrenden Zügen Botschaften nachzusenden.

Dieser Verkehr mit den fahrenden Zügen ist noch aus einem anderen Grunde von hoher Wichtigkeit. Wenn die Signale versagen oder dem Zuge sonst eine Gefahr droht, von der er nicht mehr anders benachrichtigt werden kann, so ist es möglich, den Lokomotivführer noch drahtlos zu warnen, ja sogar den Zug selbst zum Stehen zu bringen.

Ja, auch in der Wüste ist es möglich, drahtlose Nachrichten zu empfangen; es hat etwas Beruhigendes, zu wissen, daß man mitten im Sandmeer von der gesamten Kulturwelt scheinbar abgeschnitten, sich mit seinen Lieben in der Heimat jederzeit unterhalten kann. Freilich, wenn man dort, von einem Löwen angefallen, das Wort „Ueberfall“ in die Heimat funken würde, so würde das nicht viel nützen.

So große Fortschritte man auch in bezug auf die drahtlose Telegraphie machte, so schwierig war es lange Zeit hindurch, einen drahtlosen Fernspreverkehr durchzuführen. Es wollte nicht gelingen, brauchbare Apparate für diesen Zweck zu konstruieren. Aber auch hier hat man neuerdings Erfolge er-



In Amerika werden sogar Konzerte vom Konzertsaal in die Privathäuser drahtlos übertragen.

zielt, und es ist in kurzer Zeit geglückt, die drahtlose Telephonie so weit zu entwickeln, daß jetzt eine Verständigung auf 4500 Kilometer möglich ist. So spricht man z. B. von Berlin aus über die Station Königs- wusterhausen nach Ringby bei Kopenhagen. Man spricht des weiteren von der Reichs- hauptstadt nach Hannover, nach dem Rhein, nach dem Bodensee usw. usw. So mancher wundert sich, wenn bei einem Ferngespräch die Verständigung ganz besonders gut ist — er hat keine Ahnung davon, daß er in solch einem Falle drahtlos gesprochen hat, wobei man viel besser versteht, als bei den auf dem Draht geführten Gesprächen. Aber noch mehr!

Man hat sogar ganze Opern drahtlos in die Ferne und bis ins Ausland übertragen, wo sie deutlich vernommen wurden. In diesem Falle waren an der Bühneneröffnung telephonische Empfangsapparate aufgestellt, die die Klänge aufnahmen und Musik und Gesang auf gewöhnlichem telephonischem Wege nach Königs- wusterhausen weiterleiteten, wo sie sich selbsttätig auf die drahtlosen Einrichtungen der Station übertrugen. Von hier aus fluteten die Klänge in die Weite. Man will jetzt eine regelmäßige drahtlose Uebertragung von Opern und Konzerten einrichten und kleine Empfangsapparate an Privatleute vermieten.



DIE RACHE DES FAKIRS

Von Alfred Brie.

„Bei Wischnu, schone das Leben
meines Bruders!“

Glehend warf sich der greise Fakir vor John Barclay, der nach dem Nichtplage ritt, zu Boden. Der englische Offizier stieß seinem Pferde die Sporen in die Weichen, und ein Hufschlag warf den Hindu, den die weiße Kleidung als einen Fakir der höchsten Kreise kennzeichnete, beiseite. Aber dieser ließ sich durch den ersten Fehlschlag seines Bittganges nicht entmutigen. Glehend hob er die Arme in die Höhe:

„Herr, schone meinen Bruder! Gnade, Gnade, Herr, ich will ihn weit weg führen, bis hinüber auf die andere Seite des großen Flusses, und niemals sollen die weißen Männer mehr etwas von ihm hören!“

John Barclay hestete eine Sekunde lang den kalten Blick seiner grauen Augen auf das erregte Gesicht des Inders, dann hob er die Reitpeitsche in die Höhe und ließ sie in dessen Gesicht niederschnellen.

„Hinweg, Du Hund!“

Der Hindu stieß ein Butgeheul aus und bedeckte sein Gesicht, das sich blutigrot färbte, mit beiden Händen. Zwei große Tränen rollten aus den Augen des Mannes, und drohend ballte er die Fäuste hinter dem Engländer, der ruhig seinen Weg fortsetzte. Und seine schmalen, blutlosen Lippen murmelten:

„Fluch Dir, der Du das Mitleid nicht kennst! Du wirst Deine Strafe erhalten. Bei Brahma und Wischnu. Ich werde mich rächen, daß Du Dein Leben lang an mich denken sollst.“ —

Einige Tage später wurde sein Bruder, der sich an einer Empörung gegen die englische Herrschaft beteiligt haben sollte, gerichtet. Der alte Fakir war Zeuge des grauenhaften Schauspiels.

Nach John Barclay war zugegen. Doch keine Miene seines wie aus Erz gegossenen Gesichtes verriet irgend eine innere Bewegung. An der Spitze seiner Truppen kehrte er in die Kaserne zurück, und die Eingeborenen beugten ihre Nacken vor der Macht, die an ihnen vorbeizog.

Als John Barclay vom Pferde stieg, spielte ein fast unmerkliches Lächeln um seine Lippen. Er dachte an seine Braut, die blonde Evangeline, die in London seiner harrete. In zwei Monaten erhielt er Urlaub, dann konnte er Delhi mit seinen vierzig Moscheen verlassen, um die Schöne an den Altar zu führen.

* * *

Vier Monate später. John Barclay und seine junge Frau waren eben in ein Abteil erster Klasse des Schnellzugs eingestiegen, der sie nach Delhi führen sollte. Bis zur Abfahrt vertrieb sich der junge Offizier mit



Der englische Offizier stieß dem Pferde die Sporen in die Weichen, und ein Hufschlag warf den Hindu beiseite.

dem Lesen der neuesten Zeitungen die Zeit, während Evangeline neugierig auf das Leben und Treiben der Eingeborenen niedersah.

„Sieh mal, John,“ rief sie plötzlich überrascht, „der Mann da unten, ist das nicht der Schlangenbändiger, dessen Kunststücke wir gestern auf der Straße bewunderten?“

Sir Barclay blickte nach der angezeigten Richtung und bemerkte einen bronzefarbenen, ganz in Weiß gekleideten Mann, der

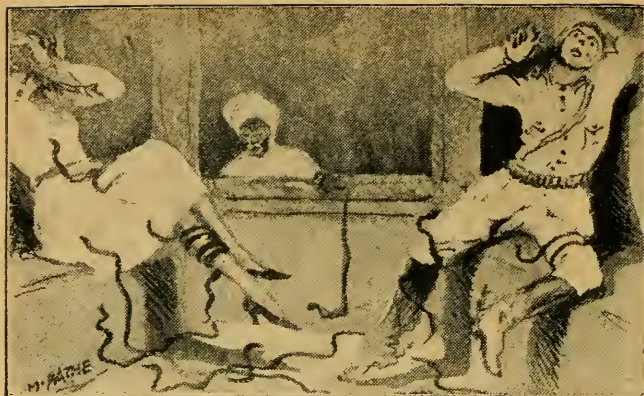
einen großen Sack in der Hand trug.

„Er ist es, oder vielleicht auch einer seiner Landsleute. Diese Leute sehen einander zum Verwechseln ähnlich.“

Ein schriller Pfiff unterbrach die Unterhaltung, ein Beamter schloß die Tür, und der Zug setzte sich in Bewegung.

„In vier Stunden sind wir in Delhi, — in unserm Heim, Evangeline.“

Die junge Frau beugte sich glücklich



... und immer neue Schlangen raschelten herbei und umschlangen ihre wehrlosen Opfer, die unfähig waren, sich zu rühren.

lächelnd zu ihrem Gatten herüber, als sie plötzlich erschreckt aufschrie. Der Kopf eines Mannes wurde in dem Fenster sichtbar, ein fürchterlicher, haßprühender Kopf, aus dessen Augen Blicke von ungezählter Wildheit schossen.

„Was tust Du da?“ herrschte ihn der Offizier an.

Der andere lachte höhnisch auf, und statt einer Antwort warf er den Inhalt seines großen Sackes in das Abteil. Die beiden Reisenden prallten entsetzt, schreckensbleich zurück. Vor ihnen, die mehr tot als lebendig waren, richtete sich eine schier unübersichtbare Menge von Schlangen in die Höhe, die langsam auf ihre wie gelähmt dastehenden Opfer zutrochen. Schon rollte sich eine Kobra, schrille Pfeiftöne von sich gebend, um das Bein des jungen Offiziers, während eine Klapperschlange sich auf die unglückliche Frau stürzte, die einen bösen Traum zu durchleben glaubte. Noch gab sich der junge Offizier nicht verloren. Er streckte den Arm aus, um das Notsignal zu erreichen, da umschlang mit einem jähen Satz eine Brillenschlange den Unterarm, daß er wie gelähmt herabsank. Und immer neue Schlangen raschelten herbei und umschlangen ihre wehrlosen Opfer. In rasender Fahrt eilte der Zug Delhi zu. In einer Ecke des Wagenabteils lag Evangeline ohnmächtig; eine wohlthätige Betäubung hatte ihre Sinne in Bann gelegt, auf der andern Seite saß Sir Barclay, unfähig, sich zu rühren.

„Kennst Du mich jetzt, Herr?“ fragte eine Stimme. Der Engländer wandte seinen Blick nach der Thür, wo der schreckliche Kopf

noch immer sichtbar war, aber er konnte nicht antworten.

„Ich bin Sugriwa, der Bruder Marachs, den Du vor einem Jahre hängen ließe.“

John Barclay senkte schweigend den Kopf, er wußte, daß er von dieser Seite kein Mitleid zu erwarten hatte. Immer enger schnürten sich diese lebenden Stricke um die Körper des unglücklichen Paares, und ungehört verhallten die Schreie der entsetzlichen Todesangst. Und unter den Augen

ihres Meisters begannen die Schlangen das Bedrückungswort zu vollenden — da holte der Inder seine Flöte aus der Tasche und blies eine Melodie. Kurze, lodende Töne. Die Schlangen zuckten, streckten ihre Köpfe. Langsam, ganz langsam begannen sie ihre Leiber zu wiegen. Wie erschlagen, unfähig ein Wort zu sprechen, stierte Sir Barclay den Inder an, während Evangeline allmählich das Bewußtsein wieder gewann. Da erhob der Inder seine Stimme:

„Ich wollte Dir nur eine Lehre geben und Dir zeigen, daß ich besser bin als Du. Du hast am Schrecken wohl genug. Und Deine Frau soll nicht für Dich büßen müssen. Wenn ich jetzt nicht blase, seid Ihr in wenigen Minuten tot. Aber lebe, Du Bösewicht, und bessere Dein Herz!“

Und wieder tönten die lodenden, schrillen, dann weichen Töne, und die Schlangen wandten ihre Augen ihrem Meister zu, ihr Druck ließ nach, sie rollten von den Körpern der Fremden herab und schlüpften in den Sack.

Der Inder schloß ihn und verschwand. Nie sah man ihn in der Gegend wieder...



Aus der Kinderstube des Seepferdchens

Das Seepferdchen kennt wohl ein jeder; dieses drollige, zackige, dornige, gleichsam zusammenge-drückte Fischlein, das so aussieht wie der „Springer“ im Schachspiel. In der Tat, ein ganz merkwürdiger Fisch ist das schon. Der Kopf ist in ein langes, röhrenförmiges Maul ausgezogen, der lange Schwanz trägt keine Flosse, ist vielmehr ein richtiger Widelschwanz wie beim Klammeraffen, und es sieht höchst lustig aus, wenn das Seepferdchen sich damit an einem Tangstiel festhält und wie ein Ballon an der Strippe hin- und herschwebt. Wenn das bräunliche Ding so im Tange verweilt, könnte man es selbst für ein Blatt dieses Gewächses halten, und nur die ständig in zitternder Bewegung befindlichen, durchsichtig zarten Brust- und Rückenflossen verraten uns, daß wir einen Fisch vor uns haben. Das ist alles gerade seltsam genug für einen Fisch, zumal noch hinzu kommt, daß das Seepferdchen nicht wie die weitaus meisten anderen Fische blattförmig übereinanderliegende Kiemen, sondern dafür buschelförmig angeordnete Läppchen hat, wonach die Wissenschaft es als „Buschelfiemer“ bezeichnet. Aber manchmal ist es, als könne die Natur sich gar nicht genug tun mit Absonderlichkeiten, die es auf eines ihrer Geschöpfe häuft. So hat sie auch dem Leben des Seepferdchens noch etwas beigegeben, was gleichsam die Krone all des Seltsamen an ihm ist. Das ist die „Kinderstube“ des Seepferdchens, von der nurmehr einiges gesagt werden soll. Bei fast allen Tieren ist es doch



Ein männliches Seepferdchen, das in einer aus seiner Haut gebildeten „Tasche“ seine Jungen mitführt.
(Fortsetzung auf Seite 10.)

Ein neues Erlebnis von



Der Latendurst ist immer rege
Und sucht beständig neue Wege,
Hier schießt dem Paar beim Farbentopf
Grad' ein Gedanke durch den Kopf.



Sie werden immer reger dann . . .
Herr Bommel kommt als Reger an
Und zeigt mit Laatsch sich, riesenstark,
Als Borer im Vergnügungspark.

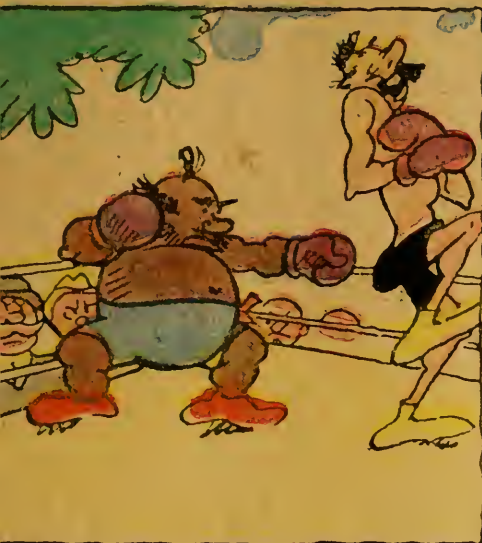


Doch bogen beide weiter stumm . . .
Da plötzlich fliegt ins Publikum
Ein vollgefüllter Wasserkübel.
Das Publikum nimmt das sehr übel,

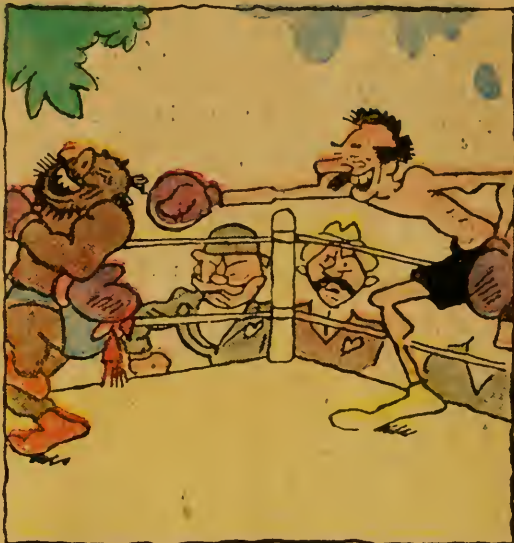


Denn Bommels Ungeschicklichkeit
Ging doch in diesem Fall zu weit.
Das Publikum, das Lunte roch,
Empor zum Kampfplatz wütend froh.

Laatsch und Bommel



Herr Bommel rückt in Bogerpose
Dreist gegen Laatschens Badehose,
Doch kitzlich sehr ist dessen Haut,
Drum lacht und quietscht er überlaut.



Doch schon spürt Bommel seinerseits
Denselben höchst fatalen Reiz.
Das Publikum sagt sich mit Recht:
Die Beiden da sind nicht ganz echt.



Zur Tätlichkeit kommt's ungesäumt,
Wobei des Volkes Seele schäumt;
Sie haut, sie hämmert und sie stößt
Besonders da, wo was entblößt.



Verbeult und rot und blau gestriemt,
Sind sie bestraft, wie sich's geziemt.
So geht es, — sagt sich jeder dann,
Wenn man was tut, was man nicht kann.

K. Finckh

die Mutter, die sich vornehmlich um ihre Jungen kümmert. Beim Seepferdchen aber trägt der Vater am Bauche einen riesigen Beutel, darin die Jungen aus den Eiern schlüpfen und sich noch eine ganze Weile hernach aufhalten. In diese „Bruttasche“ legt die sorgsame Mutter die Eier, und der Vater schließt alsbald den Beutel, so daß die Eier sich ruhig entwickeln können. Zugleich schwißt er durch die Haut in die Bruttasche hinein einen Nahrungsbrei, der Schleim, Fett und Blut enthält. Sind die Jungen aus dem Ei geschlüpft, so verpeifen sie zunächst die Vorräte im Beutel. Nach einer Weile öffnet sich die „Kinderstube“, und jetzt machen die pухigen Kleinen ihre ersten Ausflüge in die Welt hinaus. Sind sie müde, so kehren sie wieder in die „Kinderstube“ zurück, und manchmal kann man sie, die drolligen Schnäbel aus den Beutel

herausstreckend, mit dem Vater dahinschwimmen sehen. Sind sie endlich erwachsen genug, um für sich selber sorgen zu können — ganz winzige, für das Auge kaum sichtbare Meerestierchen bilden ihre Nahrung —, so verlassen sie die „Kinderstube“, die der Vater zusperret; der Brutbeutel schrumpft ein. Dabei gibt es unter den Fischen Väter, die in ihrer Aufopferung noch weiter gehen. Das sind ausländische Welse, teils in Indien, teils in Brasilien heimisch. Bei diesen Welsarten nimmt der Vater (bei einigen freilich auch die Mutter) die Eier ins Maul. Hier schlüpfen die Jungen aus und kehren bei Gefahr immer wieder zurück. Der arme Vater muß das Maul ganz vorsichtig auf- und zutun, um die Kinder nicht zu verletzen. Fressen kann er während der Zeit überhaupt nicht, und so ist er, wenn die Jungen endlich selbständig geworden sind, fast verhungert. Dr. A. Hn.



Warum die Schneider „Beißböck“ heißen. — Einer Chronik nach erzählt —

Karl IV. von Böhmen wollte sich einst eine schöne Sommerresidenz erbauen. Viele Herren seines Hofes sandte er nun im Lande umher, um einen geeigneten Platz für den

neuen Burghau zu erkunden, bis endlich der Hofbaumeister Peter von Arras einen solchen fand: In der Nähe der böhmischen Hauptstadt, etwa vier Gehstunden von Prag entfernt, da lagen mitten in der sonnigen Ebene des Berauntales mächtige Felsen, wie vom Himmel gestürzt. Auf dem Rücken der Felsen mußte sich eine Burg zu Gottes Ehr' und Preis gar herrlich erheben.

Peter von Arras brachte schon alle Pläne für den Bau einer Burg mit, und erregte damit die Neugier des Kaisers so mächtig, daß er für den andern Tag einen Ausflug in das Berauntal anordnete, um die Stelle für seine künftige Sommerresidenz selbst zu besichtigen.

Von Meister Peter Arras geführt, erreichte er sehr schnell mit seinen Rittern die bezeichnete Stelle. Der mächtige Felsen in dem sonnendurchleuchteten Tale, zu dessen Füßen das Silberband der Beraun dahinströmte, gefiel dem Herrscher Böhmens so außerordentlich, daß er den Befehl gab, sofort mit dem Burghau zu beginnen, und der Burg den Namen „Karlsstein“ zu geben.

Es dauerte denn auch nicht lange, und die



Der Hofbaumeister Peter von Arras unterbreitet dem Kaiser den Plan für eine Burg.

Türme der Burg reckten ihre Galse in die klare Luft des romantischen Tales. Da die Feste auf dem hohen Felsen uneinnehmbar schien, beschloß der König, die böhmischen Reichskleinodien, Krone, Schwert, Reichsapfel und sein edelsteinbesetztes Szepter in Karlstein zu verwahren. Und es geschah so. Die Zeiten waren ruhig und dem Reichsschatz drohte von keiner Seite Gefahr.

Doch die Besatzung der Feste war kaiser-treu und gedachte nicht, ihrem angestammten Herrn, dem Kaiser Sigismund, die Treue zu brechen.

Wochenlang wogte der Kampf um die Feste. Steinschleudern und Mauerbrecher vermochten dem Felsenbau nichts anzuhaben. Aus den Wochen wurden Monate, und aus den Monaten ein halbes Jahr; den Be-



Wochenlang wogte der Kampf um Burg Karlstein, aber die Steinschleudern und Mauerbrecher vermochten dem Felsenbau nichts anzuhaben. Den Belagerten gingen allmählich die Lebensmittel aus, und übrig blieb nur ein Geißbock.

Das aber änderte sich mit einem Male, als Karl im Jahre 1378 starb, und bald darauf sein Sohn Sigismund deutscher Kaiser und König von Böhmen wurde. Es sollten böse Zeiten für Böhmen kommen.

Das böhmische Volk wollte seinen Herrscher für sich allein haben und wählte einen Herzog Witold zum König von Böhmen. Die Unzufriedenen zogen nun gegen Karlstein, um sich der böhmischen Reichskleinodien zu bemächtigen und Witold zu krönen.

lagerten gingen nach und nach die Lebensmittel aus. Was übrig geblieben, war ein Geißbock, der lustig im Burggärtlein umher sprang.

Da griff der sich so tapfer verteidigende Burggraf, Freiherr Rawta von Ricanst, zu einer Kriegslist. Er ließ eine weiße Fahne hissen und rief den Belagerern zu, sie möchten ihm doch drei Tage Waffenstillstand gewähren, da er sein Töchterlein Wladika dem Ritter Bohumil zu vermählen gedenke.



Ein Page brachte dem feindlichen Heerführer die mit Rehhaaren bestreute Geißhälfte.

Der Heerführer der Böhmen, der seines Zeichens ein tapferes Schneiderlein namens

Hedwiden war, beriet mit seinen Söldnern, ob man den Waffenstillstand annehmen sollte. Die Krieger waren dafür und der dreitägige Waffenstillstand wurde bewilligt.

Nun ließ der Burggraf rasch den Geißbock schlachten, in die Hälfte teilen, der Hälfte sauber die Haut abziehen und sie dicht mit Rehhaaren bestreuen. Dann schickte der Burggraf einen Page mit der blutigen Geißhälfte zu Meister Hedwiden und ließ ihm sagen, „er möchte sich den Rehkraten von der Hochzeit wohl schmecken lassen!“

Das tapferere Schneiderlein kraute sich hinter den Ohren: „Ei, der Tausend!“ dachte er. „Haben die Karlsteiner noch so viel Proviant, um ein halbes Reh verschenken zu können?“ Und ohne lange zu überlegen, hob er flugs die Belagerung auf. Die Reichskleinodien waren gerettet.

Oroben auf der Burg erscholl ein tosendes Gelächter, als das feindliche Heer abzog. Das tapferere Schneiderlein hatte sich über-tölpeln lassen. —

Und seit jener Zeit werden die Schneider mit den Geißböcken genickt und gehänselt.
Mathilde Weil.

Hokus- Pokus-Fidibus!

Die Kunst, Tinte in Wasser zu verwandeln.

Liebe Freunde, füllt ein Wasserglas halb mit Wasser und legt einen schwarzen Stoffstreifen innen gegen die Wand des Glases, so daß sich der obere Rand des Streifens mit der Wasseroberfläche deckt. Ferner nehmt ein Stück Papier, dessen eine Seite zur Hälfte schwarz gefärbt ist. Die andere bleibt weiß. Jetzt ist alles so weit vorbereitet und das Kunststück kann beginnen. Tretet nun vor Eure Zuschauer und sagt, daß in dem Glas Tinte wäre. Dann taucht Ihr das Papier ein, so daß die weiße Seite den Zuschauern zugewandt ist. Wenn Ihr nun beim Herausnehmen das Blatt umdreht, so glaubt jeder, — da die schwarze Hälfte sichtbar wird —, daß Tinte im Glase sei. Und nun deckt Ihr ein Tuch über das Glas, sagt Hokus, Pokus, Fidibus — hebt das Tuch auf und im Glas ist — Wasser. Ihr habt nämlich mit dem Tuch gleichzeitig den Stoffstreifen herausgenommen. Ist das nicht hübsch?

Onkel Otto.



Die Kunst, Tinte in Wasser zu verwandeln:
Die kleine Zauberfälscherin bei der Arbeit.

Der schnellste Mann der Welt

Vor einiger Zeit tauchte in Amerika der Kalifornier Paddock auf, der 100 Meter in der noch nie erreichten Zeit von $10\frac{2}{10}$ Sekunden durchlief. Den erst 22-jährigen Jüngling unterstützte dabei ein starker Körper. Im Anfang seiner Laufbahn hatte der Kalifornier in Amerika eine ganze Reihe von Gegnern abzuschütteln, die ihm an Können sehr nahe kamen; aber nach seiner bereits erwähnten neuen Rekordleistung, die die ganze Sportwelt überraschte, steht einwandfrei fest, daß in Paddock das neue Genie erstanden ist, auf das die internationale Sportwelt jahrelang gewartet hat. Paddock hat seine im vorigen Sommer aufgestellte neue Zeit über die 100-Meter-Strecke, mehrfach wiederholt, so daß man sein Können keinen Glücks Umständen oder irgendwelchen besonderen Zufällen, sondern vor allem seiner glücklichen Veranlagung zuschreiben braucht. Darüber hinaus ist Paddock sogar noch schnell genug, um auch über 200 Meter

und 300 Meter Höchstzeiten aufzustellen. Diese hervorragenden Zeiten legen die Frage nahe, ob es überhaupt noch möglich ist, schneller zu sein, ob nicht die

Grenze menschlicher Leistungsfähigkeit schon erreicht ist. Sicher wird sich noch eine ganze Anzahl der besten Läufer abmühen, Paddocks Zeit um eine der zwei Zehntelsekunden zu verbessern, oder es erscheint in den nächsten Jahren ein neues Phänomen, dem es durch besondere natürliche Veranlagung gelingt, spielend das zu erreichen, um was sich andere jahelang vergeblich bemühen. In keinem Sport wird heißer um die Zehntelsekunde gerungen, als im Kurzstreckenlaufen, weil die Zeiten eben schon so weit herabgedrückt sind, daß mit erlaubten Mitteln eine Verbesserung kaum noch zu erreichen sein dürfte. Ob dies eines Tages dennoch möglich sein wird, — wer kann es wissen? Vorläufig aber ist noch immer der Kalifornier Paddock der schnellste Läufer der Welt.



Der Kalifornier Paddock, der schnellste Läufer der Welt, der 100 Meter in $10\frac{2}{10}$ Sekunden durchläuft.

Die drei gebrechlichen Europäer



Eines schönen Tages treten sich im afrikanischen Busch drei Herren, die von den langen Tropenjahren schon einigermaßen ange-
nagt sind. Nach geräuschvoller Begrüßung schlagen sie ihre Zelte nahe beieinander auf und gehen dann zu einer gemeinsamen Mahlzeit über.

Daß bei einer Mahlzeit auch getrunken wird, ist ohne weiteres einzusehen. Und da im afrikanischen Busch, bei tropischer Sonnenglut, manchmal mehr getrunken wird als gut ist, gerieten die drei bald in die lustigste Stimmung. Immer lauter, immer heiterer wurde die Gesellschaft, und die Neger, die in respektvoller Entfernung dem seltsamen Treiben der drei zugehoben, kamen immer näher. Schließlich, es dauerte gar nicht lange, verloren sie alle Angst und trauten sich bis in die nächste Nähe der weißen Männer, indem sie sich auf den Boden hockten und voller Ehrfurcht und mit fast heiliger Scheu dem Gebaren unserer drei Freunde zusahen.

Immer seltsamer erschien es ihnen. Immer geheimnisvoller. Da geschah aber etwas, was den Negern das Blut in den Adern erstarren machte. Einer der Europäer griff nämlich plötzlich nach seinem Auge, nahm es heraus und legte es auf den Tisch. — Den Negern imponiert das gewaltig; sie ziehen und ziehen an ihren Augen, aber das Kunststück läßt sich nicht nachmachen.

Eine Weile vergeht. Auf einmal greift der andere Europäer in den Mund, nimmt seine Zähne heraus und legt sie gemütl-
lich auf den Tisch. — Den Negern wird bei dieser Zauberkunst allmählich etwas bedenk-
lich. Sie zerren wieder nach Kräften an ihren Zähnen, aber auch dies Kunststück läßt sich nicht nachmachen.

Plötzlich springt der Dritte auf, sieht sich mit wilddrohenden Augen im Kreise um, faßt sich in seinen Schopf, reißt seine Perrücke vom Kopf und wirft sie auf den Tisch.

„Himmel,“ schreien die Neger, „der klappt sich selber!“ Und voller Entsetzen verschwinden sie im Busch.

Plaudereien mit meinen Lesern

Liebe Freunde, unsere ganze Redaktion ist schon stark damit beschäftigt, alle eingegan-
genen Rätsellösungen auf ihre Richtigkeit hin zu prüfen. Aber Ihr müßt Euch noch eine Weile gedulden, bis ich das Ergebnis ver-
öffentlichen kann. Fridolin.

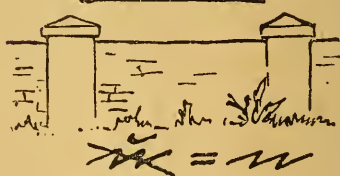
Rätsel-Ecke

Zoologie:

Was mögen das für Pferde sein,
In die man Blumen pflanzt hinein?

Bilderrätsel.

Pri



2 Köpf-Rätsel.

Köpf' einen unartigen Knaben, sogleich
Lebt er geflügelt im Himmelreich.

Machst Du mit Deinem Bruder daselbe,
Kommst Du mit ihm leicht über die Elbe.

Ermahnung.

Sei „a“ stets Kind und mache Du
Die Schularbeiten immer „hn“!

Silberrätsel.

a — a — as — bel — bi — bart — chil
— da — dak — di — dom — dou —
dros — e — el — ga — gel — ger —
— kel — le — les — li — nar — ne —
nu — rü — sar — sel — ses — so — the
— to — wisch

sind 14 Wörter zu bilden, deren Anfangs-
und Endbuchstaben, beide von oben nach
unten gelesen, den Anfang eines bekannten
Wanderliedes ergeben. Die Wörter bedeuten:

1. Herbstpflanz. 2. griechischen Helden,

3. biblische Stadt, 4. indische Gottheit, 5. Mädchennamen, 6. Niederschlag, 7. Hundear, 8. Längenmaß, 9. Gelden aus dem Nibelungenlied, 10. byzantinischen Feldherrn, 11. Stacheltier, 12. französischen Lichter, 13. männlichen Vornamen, 14. Märchengestalt.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 21:

Immer noch brauchbar: Lot.

Aufgepaßt: Weg, Weiser, Wegweiser.

Doppelter Gewinn: C(igel)6.

Silberrätsel.

Was Hände bauten, können Hände stürzen.
Schiller (Wilhelm Tell).

1. Botan. 2. Albion. 3. Sirene. 4. Hunnen. 5. Almanach. 6. Eva. 7. Niobe. 8. Degen. 9. Elberfeld. 10. Barde. 11. Arras. 12. Universität. 13. Singtau. 14. Etappe. 15. Nestor. 16. Rothsalz. 17. Olive. 18. Eisen.

Fridolins Lachkabinett



In der Nähe eines Dorfes lag ein großer, schwerer Stein, der auf der oberen Seite die Inschrift trug: „Dreh’ mich um!“ — Ein Mann kam des Weges und wälzte unter größter Anstrengung den Felsblock um. Da fand er auf der anderen Seite die Worte eingemeißelt: „Run dreh’ mich wieder zurück, damit noch andere Neugierige darauf einfallen!“

*

Lehrer: „In welchem Jahre wurde der Tabak zum ersten Male in Europa angepflanzt?“

Schüler: „Anno Tobak, Herr Lehrer!“

*



Auf dem Sportplatz spielen einige Knaben Fußball. Der Ball fliegt aus dem Spielfeld. Ein Junge nimmt ihn auf, schießt und trifft gegen einen Baum. Da meint einer, der das Versehen für Absicht hielt: „Gib Dir man keine Mühe, den Baum kriegste doch nicht um!“

*

Anzeige (in einem kleinen Dörfchen): Das Gasthaus „zum mutigen Ritter“ ist auf weitere fünf Jahre zu verpachten. Der Pächter hat das Recht, Gäste zu beherbergen, zu schlachten und zu speisen. Der Amtsvorsteher.

Lehrer: „Die Geige ist ein Streichinstrument. Wer kann mir noch eins nennen?“

Schüler: „Das Streichholz!“

*

Drei Jungen treffen sich, und einer erzählt, er sei gestern im Theater gewesen und hätte die ganze Nacht nicht schlafen können. Als der zweite ihn fragt, was für ein Theater das gewesen sei, meinte der dritte schalkhaft: „Wahrscheinlich ein Floththeater!“

*



Paul, der Lausjunge, soll beim Abendbrot die kranke Minna beim Bedienen vertreten. Er ist mit Feuereifer und hochrotem Kopf ganz bei der Sache. Da kommt er an die taube, alte Tante und fragt, ob sie von den Erbsen haben möchte. Sie nimmt ihr großes Hörrohr ans Ohr, um zu verstehen, was er fragt. „Ach herrje“, denkt Paul erschrocken, „das ist ja wieder etwas Unbekanntes. Aber wenn sie es so haben will —“ und eifrig schüttet er einen Löffel mit Erbsen in das Hörrohr.

*

Der Lehrer fragt einen Schüler: „Wieviel Inseln liegen im Weltmeer und wie heißen sie?“

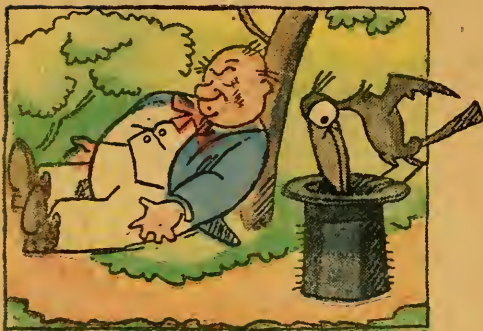
„Im Weltmeer liegen sehr viele Inseln, und ich heiße Krausel!“

*

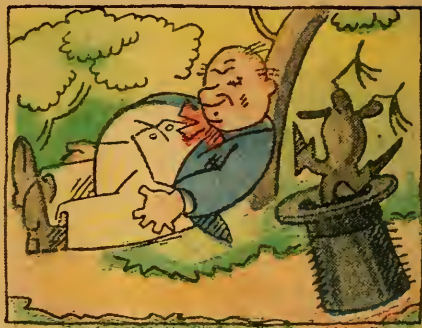
„Kellner, sind in dem Apfelfuchen auch Äpfel drin?“

„Das ist doch nicht nötig, haben Sie schon mal im Hundekuchen einen Hund gefunden?“

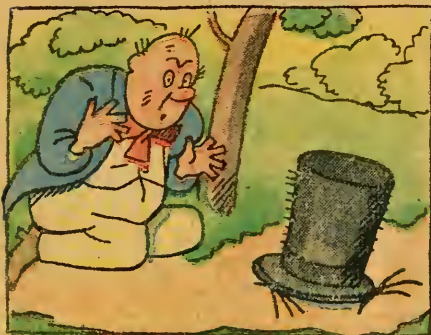
Der unersagte Zylinderstich



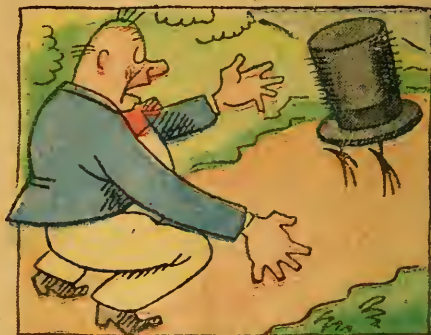
1. „Was soll dies Gebilde da unter den Bäumen?“
So denkt sich der Rabe und will's untersuchen.



2. Schön schläft sich's im Sommer im schattigen
Hain...
Der Rabe fällt in den Zylinder hinein.



3. Der Schläfer, erwachend, den Augen nicht traut,
Der Hut wird lebendig, — ihm schaudert die
Haut.



4. Der Hut kriegt das Hopfen, da ist gar kein
Zweifel.
Ja, sitzt denn in diesem Zylinder der Teufel?



5. Nun hüpf er, bevor er ihn gar noch erfaßt,
Mit Fügigkeit auf einen einsamen Ast.



6. Und fliegt immer weiter zu lustiger Höh',
„Ade, mein Zylinder! Nun bist Du a. D.“

Für die Redaktion verantwortlich: Artur Lokesch, Berlin; für Deutschösterreich: Norbert Freuden,
Wien. — Unverlangte Einsendungen können nur zurückgesandt werden, wenn Porto beiliegt. --

Druck und Verlag: Ullstein A. G., Berlin SW 68.

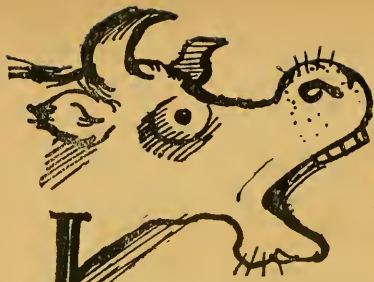
Copyright 1922 by Ullstein A. G., Berlin.

Der heitere Fridolin

HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORT, SPIEL, SIEG UND ABENTEUER



Lina stand in der Küche und konnte weder vor- noch rückwärts.
(Zu der Erzählung auf der nächsten Seite: „Die Kuh in der Küche“.)



Die Kuh in der Küche

Von Christa Rintelen.

Lina war eine unternehmungslustige Kuh. Sie war groß und stark, mit kurzen, geraden Beinen und konnte laufen wie ein Pferd. Der Kufjunge konnte davon erzählen!

Eines schönen Sommertags kehrte sie selbständig von der Weide heim. Ihr erster Gang führte sie in den Stall. Sie stillte ihren Durst mit einigen „Kuhschlucken“ am Wassertroge, dann begab sie sich auf Entdeckungsreisen. Als sie im Stall alle Krippen untersucht und auf den frisch geschauerten Gängen zahlreiche Spuren zurückgelassen hatte, betrat sie wieder den Hof. Bald entdeckte sie die offene Haustür, die mit ihrem geheimnisvollen Dunkel ihre Neugier mächtig reizte.

Zuerst sah sie vorsichtig hinein: die Bodentreppe und ein Vorhang erschienen ihr seltsam, dagegen war ein grünbunter Blumenstrauch ihr erfreulich bekannt. Sie betrat frisch den engen Flur und verzehrte ohne Umschweife den Strauch. Vergnüglich brummend entdeckte sie an der Erde einen Korb frischer Kartoffeln und ließ auch nicht eine zum Abendessen für die bäuerliche Familie übrig. Dann besah sie sich noch die Wasserleitung und steuerte, angeregt mit dem Schweiß schlagend, auf die nächste Tür. Diese Tür führte zur Küche, einem engen, winkligen Raum, fast vollständig durch ein gläsernes Küchenspind und den Herd ausgefüllt. Lina hatte kaum das letzte Hinterbein über die Schwelle gezogen, da sah sie sich dem Küchenspind gegenüber, dessen Scheiben ihren großen, mit starken Hörnern bewehrten Kopf schwach spiegelten. Das erschien ihr verwunderlich, aber nicht bemerkenswert. Sie wandte also rechtsum und stand nun am Herd, den sie prustend studierte. An ihrer linken Seite befand sich die Tür zur Bauernstube mit einem kleinen Glasfenster, an ihrer anderen Seite stand die Abwaschbank, beladen mit Geschirr.

Lina drückte ihr Erstaunen über all die Merkwürdigkeiten durch ein lautes „Muh“

aus. Von diesem „Muh“ erwachte die Bauersfrau, die ein kleines Mittagsschläfchen hielt; es hatte bedenklich dicht an ihren Ohren geklingelt. Aber was sie nun erblickte, ließ sie an ihrem Wachsein zweifeln, sie rieb sich die Augen: stand wirklich in der engen Küche eine Kuh? Sie konnte weder vor- noch rückwärts, und jetzt — der schreckliche Traum der armen Bauersfrau nahm seinen Fortgang — jetzt soff die Kuh einen Rest Suppe aus der Terrine und leckte die Teller ab. Aber es war kein Traum, die Bäuerin mußte es einsehen. „Lina,“ jammerte sie, „Unglückskuh! Du wirst alles Geschirr zerbrechen, Du wirst das Glasspind einrennen. Kuh, nimm Dich bloß in acht!“ Lina starrte sie aus ihren grünen Ruhaugen dumm an. Die Bäuerin holte den Bauern zu Hilfe, der geriet sogleich in Zorn, zog einen Pantoffel aus und wollte auf die Kuh einschlagen. Doch blieb ihm der Arm in der Luft hängen, die Bäuerin hatte den Pantoffel festgehalten: „Am Himmels willen,“ rief da voller Angst die Frau, „schlag’ nicht zu, sie zerbricht und zertritt alles zu Scherben!“ Der Bauer besah sich brummend die Angelegenheit. Herein konnte er nicht in die Küche, denn die war vollständig durch Lina ausgefüllt. Wie aber eine Kuh veranlassen, selbständig rückwärts eine Wendung auszuführen? Sollte er eine Mauer einreißen? Die alten Mauern waren sehr dick. „Willst Du raus, Du Biest!“ schrie er wütend. Die Bäuerin knipste ratlos das elektrische Licht aus und an. Aber beides machte nicht den geringsten Eindruck auf Lina.

Sie rieb sogar ihren dicken Kopf an der Abwaschbank, daß alles Geschirr klirrte, und die Bäuerin einen Zitterkrampf bekam. „Wir müssen sie schlachten,“ schluchzte sie, „unsere beste Kuh!“ Der Bauer schüttelte nachdenklich den Kopf, aber auch er hatte den Gedanken schon erwogen, denn selbst mit Drangabe und Opfern des Küchenspindes und des Geschirrs würde man sie nicht veranlassen, rückwärts eine Wendung — da kam die Melkerin: „Lina,“ sagte sie, „was machst

Du für Geschichten! Wie bist Du denn da reingekommen? Nun sieh zu, wie Du wieder rauskommst!" Lina schien angestrengt nachzudenken, ihre großen, grünen Augen wurden noch größer, aber sie konnte sich nicht besinnen, denn sie blieb stockstill stehen. Der Bauer faßte einen verzweifelter Entschluß, er stürzte zur Küchentür, ergriff den Schwanz der Kuh und zog aus Leibeskräften daran. Der Schwanz krachte bedenklich in seinen Gelenken, aber die Kuh rührte sich nicht vom Fleck.

Der Schweiß troff dem Bauern von der Stirn, und um sich zu beruhigen, nahm er eine Prise Tabak.

Da kam der Bäuerin ein Gedanke. Entschlossen riß sie ihrem Mann die Tabaksdose aus der Hand, lief außen herum zum Fenster und streute der Kuh eine tüchtige Prise in die großen Nasenlöcher. „Pruschi“ sagte Lina und ging einen Schritt rückwärts. Schon war die Bäuerin mit einer zweiten Prise da; wieder pruschte und schnob Lina, daß es eine Lust war. Empört sprang sie mit allen vier Beinen in die Höhe; jetzt war ihr die Sache über; sie sah sich kurz um, soweit es die Enge des Raumes erlaubte, und wand sich, über die Niedertracht der Menschen entrüstet, rückwärts zur Küche hinaus. Als sie draußen stand, sagte sie befriedigt: „Nuh,“ rieb sich die Nase am rechten Vorderbein und schien erlöst aufzuatmen; die beiden Bauern auch.

„Das war einfach,“ sagte der Alte und betrachtete bewundernd seine Schnupftabaksdose.

„Ja, ja, der Tabak,“ lachte die Bäuerin, „er erleuchtet die Menschen, warum nicht auch einmal eine Kuh!“ —



Der zornige Bauer zog einen Pantoffel aus und wollte auf die Kuh einschlagen.

Maskierte Krabben

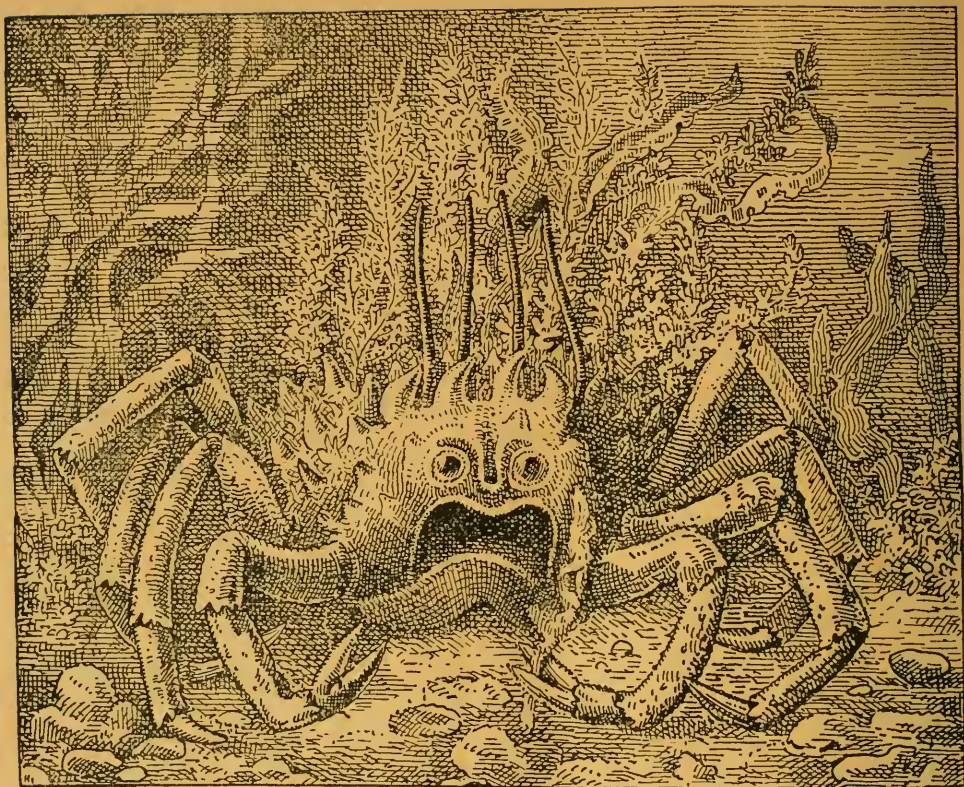
Von R. U. Francé.

Es gibt auch Komiker im Tierreich. Nur sind es meistens Tragikomiker, deren Ehrgeiz aber nicht darin besteht zu gefallen, sondern sich zu retten. Und sei es nur die Rettung vor dem Hunger. Es soll auch in der Geschichte der menschlichen Schauspieler vorgekommen sein, daß große, künstlerische Leistungen aus der gleichen Absicht entsprangen. Aber da wie dort hindert dies die Zuschauer nicht, den drolligen Komödianten Beifall zu klatschen, wenn denen selbst auch gar nicht humorvoll zumute ist.

So muß man das Bildchen ansehen, auf dem einer der gelungensten Komiker unseres Meeres sich vorstellt. Er macht zwar ein tragisches Gesicht, dazu eines, das sehr merkwürdiger Weise an japanische Göttermasken erinnert, benimmt sich aber so komisch, daß derjenige, der ihn einmal, sei es im Seebad

oder auch nur im Aquarium beobachtet, aus dem Lachen nicht herauskommt.

Einen leibhaftigen kleinen Wald von Wasserpflanzen trägt die Maskentrabbe — denn so heißt das Tier — auf ihrem Rücken herum. Mit den hintersten Beinen hat sie ihn sich selbst dort hinaufgesetzt und so lange festgehalten, bis er Wurzel geschlagen hat und festgewachsen ist. Der kleine Tausendfüßler lebt also im eigenen Garten, oder richtiger gesagt, unter ihm; er legt sich auf die Lauer und sperrt wie Einer, der ins Schlaffenland geraten ist, den Mund weit auf, in Erwartung der Mahlzeit, die ihm da von selbst hineinschwimmen soll. Die vier Fühler spielen harmlos darüber, als ob es rote Würmchen wären und locken allerlei kleines Tierzeug an, danach zu haschen. In dem Augenblick wackelt der ganze grüne und rote



Die maskierte Krabbe, der „dumme August“ des Meeres.

Die kleine Maskenkrabbe siedelt ein Gärtchen auf ihrem Rücken an, um unter seinem Schutz ungefährdet spazieren gehen und jagen zu können.

Tanggarten, das Riesenmaul schnappt zu, und der Verstellungskünstler erntet den Lohn seiner Schauspielerlei.

Ein Wegelagerer ist er, der aus Not auf die Komödie verfallen ist, die er aufführt. Er hat Kollegen, die nicht so durchtrieben sind, daß sie gleich Gärten auf ihrem Rücken züchten, die aber immerhin mit ihren Scheren Schwämme und Moostierchen abtneipen und sie dann mit den Hinterbeinen schüßend über sich halten, wenn sie genötigt sind, sich irgendwie in den freien Wassergrund hinaus zu wagen, wo sie gesehen werden können.

Unfähig gravitatisch stolzieren sie dahin, nähern sich unter der „Maske“ irgend einem ahnungslosen Tierchen, das nicht verstehen kann, warum die Schwämme spazieren gehen — auf einmal ein Sprung, ein blitzschnelles Zupacken und schon sind die maskierten Räuber mit ihrem Opfer unter dem nächsten Stein verschwunden. Eine Stunde später kommen sie wieder scheinheilig

und voll Würde in neuer Maskerade hervor und gehen von neuem auf die Jagd.

Es sind große Taugenichtse und die Streiche von „Laatsch und Bommel“ könnten ganz gut mit denen der Krabben verglichen werden. Unermüdliche Raufbolde, wie die Krabben nun schon einmal sind, lassen sie sich auch gegenseitig keinen Frieden, und jeden Augenblick sieht man so eine Maskenkrabbe in hurtigen Sprüngen, auf das Lächerlichste seitwärts laufend, dahinstolpern, verfolgt von ein paar andern, denen es gar nicht darauf ankommt, sie tüchtig in eins der zehn Beine zu zwicken oder gar eins davon abzubeißen. Wie vor Entsetzen schüttelt sich dann der kleine erwischte Uebelthäter; und es gibt welche unter ihnen, die unter solchen fatalen Umständen gleich bereit sind, ihrem Angreifer noch ein paar Beine ins Gesicht zu schütteln. Was liegt ihm an ein paar Beinen weniger, weiß er doch, daß die verlorenen bald nachwachsen.

DAS GEHEIMNISVOLLE AUTO

Von Paul Rosenhayn.

Bob Horster blieb stehen und blickte zurück: die nächtliche Landstraße hinter. Lauschend legte er die Hand an das Ohr und bogen den Kopf spähen nach vorn. Wer das nicht . . . ?

In Abständen, die sich fern im Hintergrund mehr und mehr verkleinerten, blinkten die Lampen des Bahnhofs durch die Nacht wie ein leuchtendes Gleis, das fern hinten verschwimmend zusammenlief. Das Licht warf schwankende Reflexe auf den feuchten Sandboden, der rechts und links in Schilf und Moor überging. Eine gute Strecke noch lief die Straße schnurgerade weiter; dann bald hinter dem Bahnübergang, bog sie nordwärts ein, um in zwei langen Schlangenlinien sanft bergauf zu steigen. Dort drüben glom ein rötlicher Schein am Himmel — dort, wo die Lichter heller funkelten und flimmerten . . . dort, das wußte er, dort lag die Hauptstadt.

Wieder wandte er sich zurück. Er horchte — nein — er hatte sich nicht getäuscht. Ein ratterndes Geräusch scholl allmählich an; war dann einen Augenblick erstorben, wie vom Wind verweht; und tauchte surrend wieder auf . . . wurde stärker; das unerkennbare Geräusch eines Autos, das sich schnell näherte. Aber da-

zwischen zitterte ein anderer Ton . . . seltsam schrill — fast in dem gleichen Maße an-schwellend, in dem der andere knatternde Klang näher kam — und plötzlich wußte er es: es war eine menschliche Stimme, die angstvoll schrie . . .

Da tauchte es auf.

Ein Auto. Zwei riesige glühende Augen leuchteten in die Nacht — mit einem seltsam flimmernden Kern, der im Gleichmaß des Motors zitterte wie flüssiges Silber. Wieder vernahm er deutlich den Viertakt der Maschine — das Knattern und Puffen — aber merkwürdig: jener andere Ton war erstickt.

Eben setzte das Läutewerk des Weichen-stellerhäuschens ein: him bam . . . him bam . . .

Da . . . horch . . . da begann es wieder! Ein einziger Schrei, der langgezogen durch die Nacht gellte. Der Lauschende fühlte, wie ihm einen Atemzug lang das Herz aussetzte. Kein Zweifel: das war das angstvolle



Das geheimnisvolle Auto.

Er riß den Hut ab und rannte auf das Auto zu, das stumm und drohend an der Schranke stand . . . Der Zug brauste vorüber.

Schreien eines Menschen. Er duckte sich in den Schatten der Birken und kniff die Augen zusammen, um sie auf den einen Punkt einzustellen: auf das Laubdach, das die Chaussee überschattete.

Da fauste es vorüber. Mit verhängten Fenstern... und im gleichen Augenblick — fast als hätte der Infasse die nahe Rettung empfunden — setzte wieder das Schreien ein: „Hilfe! — Hilfe!“

In diesem heiseren, sich überschlagenden, fast kreischenden Ton bebte unverkennbare Todesangst...

Der Wanderer sprang mit einem Satz aus dem Dunkel hervor. Dort vorn fauste der Wagen: die schweigende Nacht nahm ihn fühllos auf — ihn und das Verbrechen, das er barg.

Tausende Schauererzählungen fielen dem Zitternden ein, der hier ohnmächtig stehen mußte — Entführung... Mord...

Plötzlich kam ein klapperndes Geräusch durch die Stille, unterbrochen von einem blechernem Klingen. Er aber erkannte diesen Ton und frohlockte aufatmend: der Schlagbaum war niedergelassen worden! Und der Wagen war diesseits des Gleises — das bedeutete einen Aufenthalt von zwei, drei Minuten...

Mit einem Sprung war er in der Mitte der Landstraße und stürmte vorwärts.

Links hinter dem Orse flimmerte es auf: der D-Zug.

Er riß den Hut ab und umkrallte ihn mit der Linken. So rannte es sich besser.

Der Zug fauste heran. Zwei Lichtkegel kreuzten die Straße und streiften spielerisch das dunkle Auto, das dort stumm und drohend an der Schranke stand, schweigend und trögig wie ein flüchtiger Mörder.

Der Zug donnerte vorüber. Kling klang — kling klang — kling klang — Langsam klapperte der Schlagbaum in die Höhe. Schon hatte das Auto Spielraum. Ganz still war es jetzt da drin.

„Salt!“ schrie jetzt der Mann, so laut er konnte. Ganz still war es. Gewiß: das Schreckliche war wohl schon geschehen...

Mit einem Sprung war er auf dem Treibbrett und riß die Tür auf.

„Was wollen Sie?“ fragte eine verdrosene Stimme.

Gott sei Dank — er hatte eine Taschenlampe bei sich. Er knipste sie ein. Der Lichtstrahl schoß blendend in den dunklen Raum hinein. In das Polster des Autos zurückgelehnt, saß ein Mann, vor sich einen Körper, den er mit einer weißen Decke verhüllt hatte... von oben bis unten...

Im gleichen Augenblick gestellte wieder ein Schrei: unmittelbar vor seinen Ohren: derselbe wie vorher.

„Schuß!“ schrie der Mann und riß mit beiden Händen die weiße Decke zu Boden.

Dort saß in einem verzinkten Käfig mit den runden Auglein erschreckt in das Licht blinzeln, ein — grauer Papagei.



Glanz und Ende des Stadtstaates Venedig

Obwohl wir in den großen Hansestädten Hamburg, Bremen und Lübeck mit ihrer reichen Geschichte auch bei uns Beispiele des Stadtstaates haben, erscheint uns das Werden und Vergehen der mächtigen gleichartigen Gebilde im mittelalterlichen Italien, wie Genua, Florenz und vor allem Venedig, als eines der seltsamsten Blätter im Buch der Weltgeschichte. Wie kommt es, daß gerade eine bestimmte Stadt sich fähig erwies, ganze Reiche zu unterwerfen und, gleich wie anderwärts ein Herrschergeschlecht, den Namen dieser Stadt zum Inbegriff einer gleichberech-

tigten Macht innerhalb der Großstaaten zu machen?

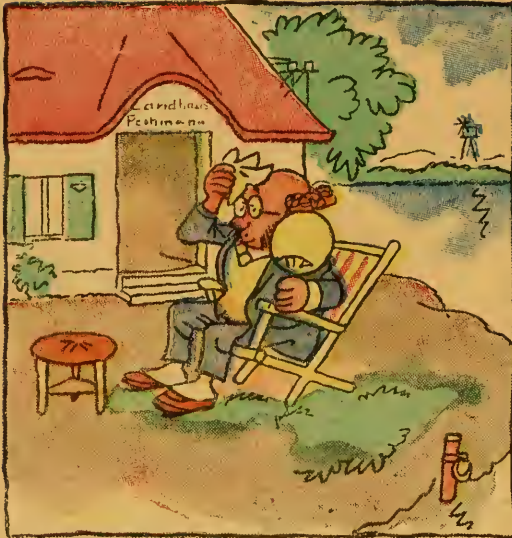
Bei Venedig läßt sich die Frage verhältnismäßig rasch beantworten: Die überaus günstige Lage, eine für jene grauen Zeiten außerordentlich fortgeschrittene und glückliche politische Verfassung und ein ererbter und erworbenener kaufmännischer Instinkt, der geschickt die jeweils günstigste Möglichkeit für die eigenen Staatsgeschäfte zu benutzen wußte, sind die Grundlagen dieser Größe. Zugleich aber auch die Quellen der Gefahr, aus denen der schließliche Zusammenbruch der



Zu nebenstehendem Artikel: Glanz und Ende des Stadtstaates Venedig.
Der Doge wirft einen Ring in die Fluten als Sinnbild der Vermählung Venedigs mit dem Meere.

DIE ERFINDUNGEN DES

V. Die Patent-



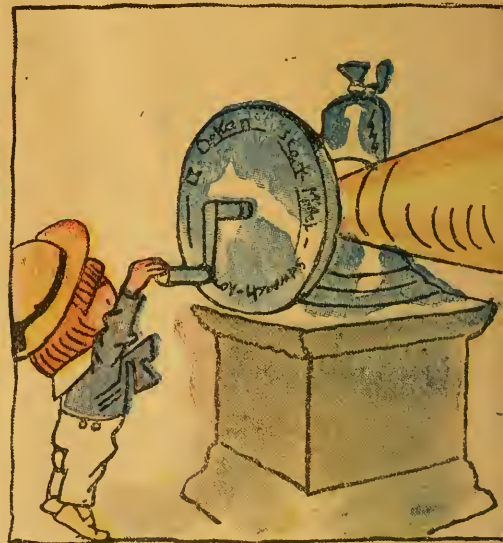
Die Mittagssonne, wenn sie sticht,
Verschont auch Professoren nicht.
Der große Mann schwitzt akkurat
Wie jeder Mensch bei 30 Grad.



Nur ist bei einem solchen Geist
Ein kleiner Unterschied zumeist,
Weil er sich Rat weiß unverzagt,
Wo anderer Menschen Geist versagt.



So läßt man nieder sich im Garten,
Des Meisters Rückkehr zu erwarten. —
Des Kleinen Blick den Trichter traf;
Er glaubt, es sei ein Phonograph.



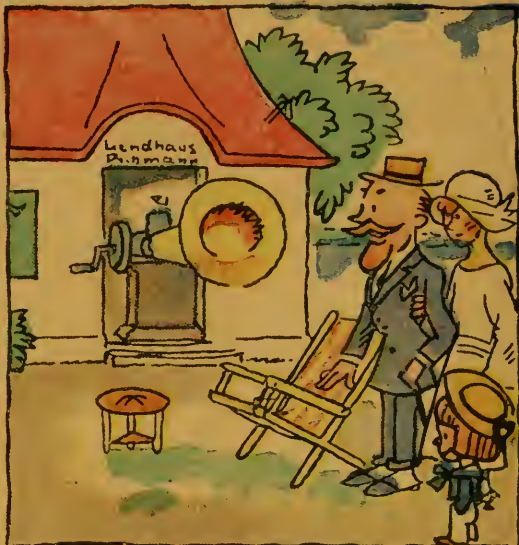
Er dreht die Kurbel, was fast sträflisch,
Und meint, nun käm' was phonogräflisch,
Doch statt der Töne, die zu loben,
Beginnt nun ein Orkan zu toben.

PROFESSORS PECHMANN

Windmaschine.



Und so erhellet sich seine Miene,
Denn er erfand 'ne Windmaschine.
Die bringt ihm ohne Hinderung
Vor dieser Hitze Linderung.



Da kommt Besuch von Nachbarsleuten,
Die sich an Allem gern erfreuten,
Was man bei Pechmann Neues sah!
Doch war der Meister grad' nicht da.



Der hat ins Wasser unentwegt
Papa, Mama und Kind gefegt,
Der Meister, der das Ding versteht,
Nacht hurtig, stoppt, doch — ach — zu spät.



Die guten Kleider sind verdorben,
Durchweicht, zerfetzt und abgesorben.
Nun heißt es wiederum: „Du bleib' man!
Bald folgt die Rechnung, lieber Pechmann!“



Zu dem Artikel: Glanz und Ende des Stadtstaates Venedig.

Der Staat Venedig (die weißen Stellen) zur Zeit seiner größten Ausdehnung im 15. Jahrhundert.

venezianischen Großmacht erwachsen mußte. Ein kurzer Ueberblick soll das beweisen. Die Veneter, ein vermutlich illyrischer Stamm, der über beide Küsten der nördlichen Adria verbreitet war, faßen schon früh auf den Laguneninseln, die zum Teil noch heute die Stadt Venedig tragen. Die Zerstörung der festländischen Städte Aquileja und Padua durch den Hunnenkönig Attila trieb die Bewohner auf die Fischerinseln, ohne daß sie zunächst Bedeutung gewannen. Nach dem

Sturz der Ostgoten unterstellten sich die Inselbewohner dem byzantinischen Reich. 697 gaben sie sich eine Verfassung, nach der der Doge (Duca-Herzog) von den zwölf Tribünen auf Lebenszeit gewählt wurde. Die Krönung der Dogen bot jeweils Veranlassung zu einer feierlichen Zeremonie, bei der der Doge vom Bug des Staatsschiffes Bucentauro einen Ring ins Meer warf, um Venedig dem Meere zu vermählen. Nicht selten soll es, wie wir aus den

Gemälden berühmter Zeitgenossen ersehen, vorgekommen sein, daß dieser Ring von Fischen, die ihn im Leibe eines Fisches gefunden, zurückgebracht wurde.

Ein Bündnis mit den Langobarden und Kämpfe gegen den Sohn Karls des Großen, Karlmann, die zu einem Rückzug der Veneter auf den Rialto (Rivus altus = Hohes Ufer) und zur Gründung der dichtbesiedelten Stadt führten, legten weiter den Grund zu einer engeren Volksgemeinschaft. Der

Doge Partecipio brachte in diese Stadt die Gebeine des heiligen Markus, über denen sich heute der berühmte Dom erhebt. Von diesem starken Gemeinwesen ausgehend wuchs nun die Macht Venedigs lange Zeit hindurch fast ununterbrochen. Die Kämpfe zwischen Kaiser und Papst ließen es kalt, da die große Meerstraße über die Alpen, fern von ihnen vorbeizog; ein Bündnis mit Byzanz gegen die erstarkenden



Eine venezianische Barke aus dem 15. Jahrhundert.

Normannen ward im 12. Jahrhundert, „weil es das Staatsinteresse gebot“, gegen ein solches mit den Normannen vertauscht; denn diese öffneten den Venezianern während der Kreuzzüge den einträglichen Weg zum Orienthandel. Wohl mehr aus diesen, als aus Glaubensgründen nahmen sie selbst an den Kreuzzügen teil, und der blinde Doge Enrico Dandolo führte selbst 1204 das Heer — nicht nach dem Heiligen Lande, sondern gegen Byzanz, das er einnahm, in kleine Fürstentümer unter venezianischer Beobachtung aufteilte und einem neuen lateinischen Kaisertum eingliederte; bei dieser Gelegenheit kaufte er Kreta für Venedig. Nahe seinem Höhepunkt sah Venedig aber einen starken Nebenbuhler entstehen: die Republik Genua, die dem oströmischen Kaisertum wieder zur Macht verhalf, dafür Venedigs Handelswege erhielt, und dieses auf die schwierigen Verbindungen über Arabien beschränkte. Noch einmal kamen unter der Führung einiger tüchtiger und mächtiger Dogen, so des Cornaro, die Venezianer wieder hoch; aber ein hundertjähriger Krieg mit Genua, das zuerst mit Ungarn und Padua im Bunde lag, eine immer stärker werdende Annäherung der regierenden Patrizierfamilien im Innern, die um 1300 zu verschiedenen Aufständen führte, hatte die größte Macht bereits unterhöhlt. 1380 gelang es Venedig, Ungarn gegen Abtretung Dalmatiens zum Uebertritt auf seine Seite zu bewegen. Nun wandte es sich von seiner alten überseeischen Politik ab und suchte, eine Festlandsmacht zu werden. Padua, Verona, Brescia, Triaul, Bergamo usw. wurden ihm bis 1448 untertan, 1489 gewann es dazu das von der Venezianerin Catharina Cornaro regierte Cypern; das Vordringen der Osmanen gegen das habsburgische Reich benutzte es, um sich von neuem in Istrien und Dalmatien



Fischer bringen dem Dogen den im Leibe eines Fisches gefundenen Ring zurück.

festzusetzen. Aber für seine Kriege hatte es fremde Söldner ins Land nehmen müssen; auch die inneren Streitigkeiten setzten sich immer weiter fort. Schließlich gingen die Türken gegen Venedig selbst vor, nahmen ihm seine Besitzungen in Griechenland und Albanien weg, und mit der Entdeckung Amerikas, die einen gewaltigen Preisturz aller tro-

pischen Handelsartikel und eine Entwertung des Geldes herbeiführte, war der Niedergang der großen Handelshauptstadt unaufhaltsam. Ein Bündnis der Großmächte wurde dem Bestand des Staates gefährlich, doch konnte er sich mit Hilfe des Papstes unter Verlust großer Teile seines Festlandbesitzes retten, und nochmals nach dem dreißigjährigen Kriege einen Abglanz seiner alten Größe gewinnen. Aber als Großmacht hatte Venedig ausgespielt; andere Staaten, deren Verfassung dem Staatsfinn ihrer Bürger ebenso oder besser diente, große Kolonialreiche, hatten seinen Geschäften den Boden entzogen, und die Uneinigkeit der Nachbarn, die es, wie wir gesehen haben, früher immer zu seinen Gunsten auszunützen gewußt hatte,

(bald mit, bald gegen die Normannen, die Päpste, die Ungarn, die Türken), boten ihm nicht mehr die Rücken, in die es früher mit Geschicklichkeit den Hebel seiner eigenen politischen Pläne einzusetzen gewußt hatte.

Was heute übrig ist von der einst glanzvollen, venezianischen Republik, all die Prunkbauten des Dogenpalastes, des Doms, die Ueberreste einer gewaltigen, künstlerischen Kultur, die einen Tizian und einer hohen Wissenschaft, die einen Peter von Aretin hervorgebracht hatte, sind Zeugen einer Vergangenheit, deren Pracht in der Hauptsache auf der Tätigkeit Venedigs als Handelsvermittler der Hälfte der Welt beruhte.

Dr. Stern-Rubarth.

Aus einer Eisenbahnerschule

Von Dr. Albert Neuburger.

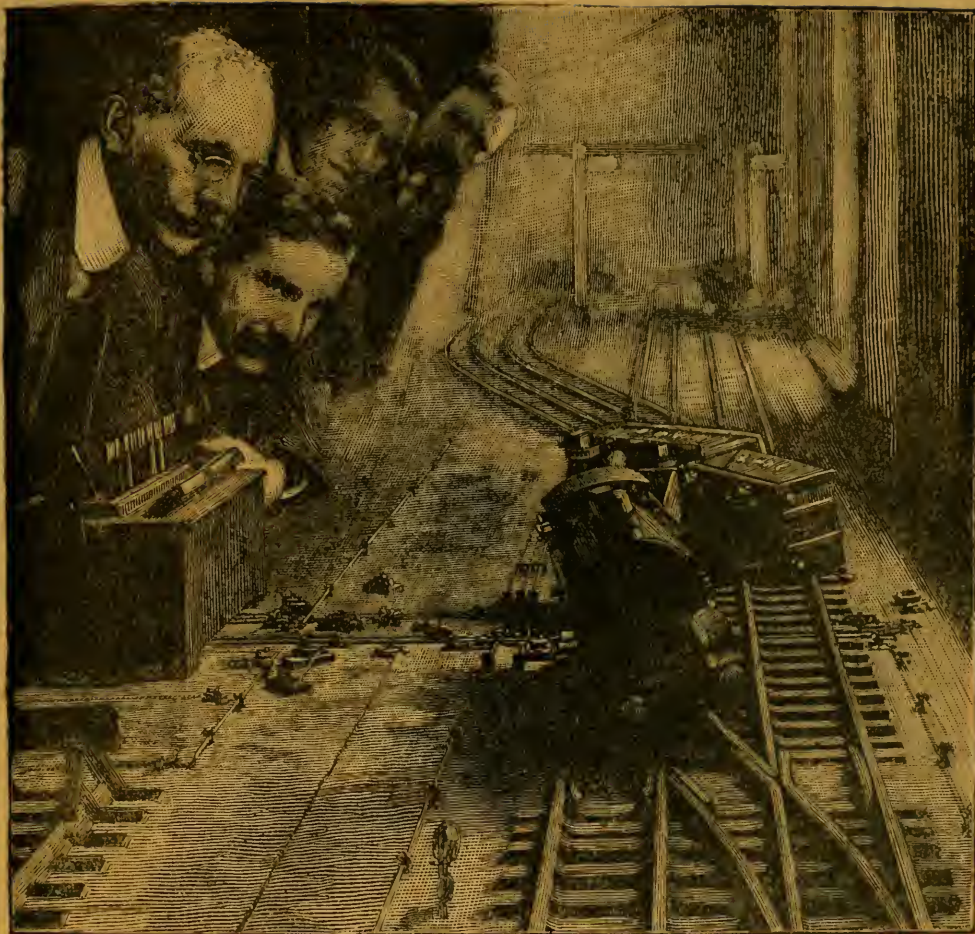


Nichts erscheint einfacher, als einen Eisenbahnzug von einem Ort zum andern zu fahren. In Wahrheit jedoch gibt es kaum einen zweiten Beruf, der schwerer zu erlernen und aufreibender ist, der mehr Aufmerksamkeit und im Notfall auch Entschlossenheit sowie ruhige Ueberlegung verlangt, als der des Lokomotivführers und des Eisenbahnbeamten. Die Bedeutung der Signale, die Bedienung der Lokomotive und viele andere Einzelheiten, das muß alles erlernt sein; deshalb hat man in Amerika besondere Eisenbahnerschulen eingerichtet. Unsere Abbildung stellt einen Teil einer solchen Schule dar. Wir sehen hier eine verkleinerte Nachbildung einer großen Bahnhofsanlage mit ihren verschiedenen Geleisen, Weichen usw. Im Hintergrunde erkennen wir zwei doppelgleisige Schienenstränge; daneben stehen hohe Masten, an denen bewegliche Arme angebracht sind. Diese Masten und Arme stellen die Einfahrtszeichen dar. In der Ecke, vorn links sehen wir das Ende eines kurzen Geleises, ein sogenanntes „Abstellgeleise“, das

lediglich dazu dient, Wagen, die augenblicklich nicht gebraucht werden, so lange abzustellen, bis man sie wieder benötigt. An seinem Ende erhebt sich ein Gestell, der „Brellbock“, der verhütet, daß Wagen über das Geleise hinausrollen und dadurch Schaden anrichten. Hinter dem Brellbock erblicken wir die wichtigste Einrichtung der ganzen Bahnhofsanlage, das „Stellwerk“. Wir erkennen deutlich, wie aus seinem oberen Teil eine ganze Anzahl von Hebeln herausragt. Mit Hilfe dieser Hebel werden von hier aus alle Signale und alle Weichen des ganzen Bahnhofs gestellt. Rechts von diesen Hebeln und dicht an ihnen ist eine schräg liegende Tafel, eine Art von Pult angebracht. Auf ihr ist ein Plan der ganzen Bahnhofsanlage zu sehen. Eben hat eine Entgleisung stattgefunden, die natürlich künstlich herbeigeführt wurde. Man ist gerade dabei, ihre Ursachen zu erläutern, so daß jeder Besucher der Eisenbahnerschule sozusagen spielend lernen kann, wie sie sich hätte vermeiden lassen.

Erst wenn in der Schule eine gründliche Ausbildung stattgefunden hat, geht es hinaus auf die Bahnstrecke selbst, auf die Lokomotive und ins Stellwerk, wo zunächst noch unter Aufsicht erfahrener Beamter weiter geübt wird.

Ist auch diese Übungszeit vorbei, dann



Aus einer Eisenbahnerschule.

In Amerika ist eine Schule zur Ausbildung von Eisenbahn-Verkehrsbeamten gegründet worden. Unser Bild zeigt den entgleisten Modellzug. Der Lehrer gibt seinen Schülern Verhaltensmaßregeln für einen solchen Unglücksfall.

Ist es soweit, daß man dem nunmehr vollkommen ausgebildeten Schüler der Eisenbahnerschule die Führung eines Zuges mit vollem Vertrauen übergeben kann.

CHINESISCHE SCHAUSPIELER



Jeder Schauspieler weiß, daß er neben seinem darstellerischen Talent noch eine besondere Kunst beherrschen muß: die Kunst des Schminkens. Er muß, um zu wirken,

eine „gute Maske machen“.

Im Altertum wurde die Maske nicht „gemacht“. Der Schauspieler band sich eine Larve vor, die sein Gesicht verdeckte; das gab ihm



etwas Unwirkliches. Heute bemüht sich der Darsteller in seiner Maske, der Wirklichkeit möglichst nahe zu kommen und sich dementsprechend naturgetreu zu schminken. Im Altertum legte man aufs „Natürliche“ weniger Wert und beschränkte sich auf die Sprech- und Darstellungskunst des Schauspielers. Durch das Minenspiel sollten die Zuschauer nicht abgelenkt werden.

Dem gleichen Grundsatz huldigen noch heute die Chinesen. Auch sie verbergen ihr Gesicht hinter einer starren Maske. Der Unterschied zwischen ihrer Verstellungskunst und jener der Alten beruht darauf, daß sich die Chinesen keine Maske vorbinden, sondern

sich ihre Gesichter so stark bemalen, daß diese wie Masken wirken. Unbeweglich starren die Züge den Zuschauer an, nur die Augen leben in dem Gesicht. Auf unseren Bildern sind zwei chinesische Schauspieler abgebildet; der eine in der linken Ecke stellt einen höheren Offizier, der andere einen einfachen Krieger dar. Auffallend ist, daß selbst der Mund verdeckt wird, und zwar gewöhnlich durch einen langen Bart. Die Chinesen haben für jede Figur eine ganz bestimmte Art der Bemalung, die sich niemals verändert. Streng halten sie an der Ueberlieferung fest, die sich seit urdenklichen Zeiten bei ihnen eingebürgert hat.

Warum das Krokodil keine Hühner frisst

Eine afrikanische Fabel



Eine schöne, fette Henne, der man ansah, daß sie mindestens ihre 10 Pfund wog, kam tagtäglich an einen Fluß, um dort zu baden. Eines Tages wurde sie von einem Krokodil erblickt und sofort als willkommenes Mittagmahl erwählt. „Salt ein, Bruder!“ rief die erschreckte Henne aus, „bei Deines Schwanzes Pracht, laß mich am Leben!“ Betroffen stand das Untier von seinem Vorhaben ab. „Bruder, hat die Henne mich genannt, Bruder! Bin ich denn verwandt mit ihr?“ Vergeblich überlegte es hin und her und beschloß endlich, den allwissenden Wassergeist zu befragen.

Unterwegs begegnete ihm eine Eidechse. „Wohin des Weges,“ fragte sie. „Zum erhabenen Wassergeist,“ antwortete das Krokodil. „Bewegen denn?“ „Ihn um Aufschluß zu bitten.“ Und dann erzählte es der neugierig aufhorchenden Eidechse sein Erlebnis. „Ich kann Dir helfen,“ rief die Eidechse erfreut aus. „Du brauchst den Wassergeist gar nicht erst zu belästigen. Ueberlege einmal: die Ente lebt im Wasser und legt Eier, auch die Schildkröte und ich legen Eier, Du und die Henne ebenfalls. Sind wir also nicht im gewissen Sinne alle Brüder? Du, die Henne, ich und all die anderen?“ Dies leuchtete dem Krokodil ein; es bedankte sich herzlich bei der Eidechse, machte darauf

kehr und tröttete befriedigt nach Hause zurück. —

Von diesem Tage ab hat niemals mehr ein Krokodil eine Henne verschlungen, auch wenn sie noch so fett und verlockend vor ihm stand.

M. H.

Plaudereien mit meinen Lesern

Freunde, in der nächsten Nummer veröffentlichte ich das Ergebnis meines großen Ferien-Preisanschreibens. Bis dahin also Geduld!

Fridolin.

Rätsel-Ecke

Raubgierig

Ein schöner, bunter Vogel saß
Am Baume, wo er Larven fraß.
Ein weißes Käzchen riß, o Graus!
Rasch Kopf und Schwanz dem Vogel aus;
Dann griff es auch den Rest noch an,
Besudelte sein Fell daran,
Weil Käzchen sich nicht warnen ließ
Vom Sprichwort, drum geschah ihm dies.
Wie heißt der Vogel und wie das Sprichwort?

Ausnahme.

Fügst Du zu etwas was hinzu,
So wird es größer, leuchtet Du;
Doch füg' dem Vogel zu ein „3“,
Bleibt nur ein Teil von ihm, ich weilt!

Silbernrätsel.

Aus den Silben:

auf — ba — che — ef — er — fa —
gott — i — ko — ku — lauf — laus —
läh — le — ler — li — mung — ni
— no — re — schaupf — sent — tuch —
wi — wra — zlaw

sind 11 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben (ch ist als ein Buchstabe verwendet). Die Wörter bedeuten: 1. Wiederkäuer. 2. Polnische Stadt. 3. Vogel. 4. Krankheit. 5. Baum. 6. Knavenname. 7. Säuberungsgegenstand. 8. Insel im Atlantischen Ozean. 9. Skulptur. 10. Menschenansammlung. 11. Blasinstrument.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 22.

Silbernrätsel:

Das Wandern ist des Müllers Lust.

1. Dalie, 2. Achilles, 3. Sodom, 4. Wischnu, 5. Agathe, 6. Nebel, 7. Dackel, 8. Elle, 9. Rüdiger, 10. Narses, 11. Igel, 12. Sardon, 13. Tobias, 14. Drosselbart.

Bilderrätsel: Unterprimaner.

Zoologie: Blumentopferde.

Ermahnung: Artig, hurtig.

2 Köpf-Rätsel: Bengel, Engel.
Bruder, Ruder.

Fridolins Lachkabinett



Lehrer: „Was hat man zu beachten, wenn man mit der Eisenbahn durch einen Tunnel fährt?“

Schüler: „Man darf den Kopf nicht zum Fenster hinausrecken.“

Lehrer: „Richtig, aber warum darf man es nicht tun?“

Schüler: „Damit der Tunnel nicht beschädigt wird.“

*

Gast: „Das ist ja unerhört; hier finde ich eine Nadel in der Suppe!“

Kellner: „Entschuldigen Sie, das ist ein Druckfehler, das soll eine Nudel sein.“

*



„Jungens,“ sagte der Lehrer, „heute sollt ihr einen Aufsatz schreiben über das Fahrrad. Im ganzen etwa fünfhundert Worte.“

Nach kurzer Zeit sah er, daß Willi schon fertig war; er sah sich Willis Arbeit an. Sie lautete: „Mein Vater hat ein Rad. Er fuhr in die Stadt, kam in die Schiene der Elektrischen. Da fiel er hin, und das Rad war kaputt.“

„Das sind doch nicht mal fünfzig Worte,“ sagte der Lehrer. „Tut nichts,“ erwiderte Willi. „Den Rest sagte mein Vater, als er das Rad nach Hause trug.“

*

„Sag, Bati, kann ich nicht die Großmutter heiraten, wenn ich groß bin?“

„Nein, mein Junge, ich kann nicht erlauben, daß Du meine Mutter heiratest.“

„Ach, aber Vater, Du hast doch meine Mutter auch geheiratet!“

*



Ein Mann hatte sich wegen Straßenschlägerei zu verantworten. „Erzählen Sie den Vorgang,“ sagte der Richter.

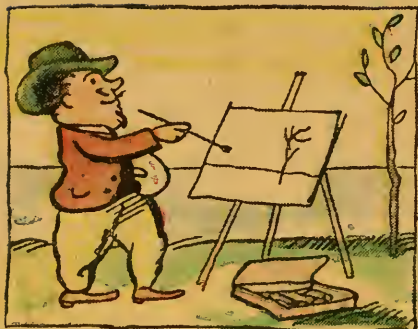
„Na, also, er rempelt mich an, und wir geraten in Wortwechsel. Plötzlich, ich nicht faul, haut er mir eine runter. Dann reißt er aus, ich immer vorneweg. Wir ringen schließlich miteinander. Einmal liege ich unten, einmal liegt er oben . . .“

*

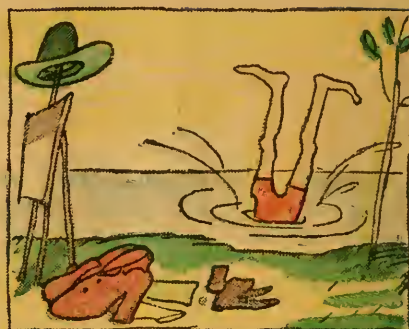
„Karlschen, kannst Du mir sagen, was das Rückgrat ist?“

„Das Rückgrat, Onkel Franz, ist ein langer Knochen mit vielen Wirbeln. Auf dem einen Ende sitzt meine Mütze, und auf dem anderen Ende sitze ich.“

Einer, der sich zu helfen weiß



1. Ein junger Künstler, frisch und heiter,
Mal't Baum und Wiese und so weiter.



2. Das Malen, wie das Farbenmischen
Strengt an, drum muß er sich erfrischen.



3. Doch während er im Wasser schwimmt,
Ein Spitzbub' seine Sachen nimmt.



4. Futsch waren Hosen, Rock und Stiebel...
Der junge Künstler nimmt das übel.



5. Ha! Ein Gedanke, ein genialer!
Wozu ist man ein großer Maler?



6. Er pinxelt bunt sich Glied für Glied,
Kein Mensch bemerkt den Unterschied.

Für die Redaktion verantwortlich: Artur Lokesch, Berlin; für Deutschösterreich: Norbert Freuder, Wien. — Unverlangte Einsendungen können nur zurückgesandt werden, wenn Porto beiliegt. —

Druck und Verlag: Ullstein A. G., Berlin SW 68.

Copyright 1932 by Ullstein A. G., Berlin.



HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORT, SPIEL, SPASS UND ABENTEUER

M-PATHE



Im letzten Augenblick sprang Bob von dem Tender der Lokomotive in den Führerstand.
(Zu der Erzählung auf der nächsten Seite: „Der Straßenwärter von Santa Fé.“)

Der Streckenwärter von Santa Fé.

Von Wolf Gang.

Schon seit drei Tagen tobte der Sturm mit ungeheurer Gewalt durch das Land. Das kleine Bahnwärterhäuschen an der Strecke St. Louis—Santa Fé, das dicht vor der Uebersahrt über den Arkansas lag, krachte in allen Fugen. Die Balken bogen sich und ächzten, so daß die Bewohner des Hüttchens, der alte Streckenwärter Smith und sein sechszehnjähriger Sohn Bob, jeden Augenblick den Einsturz befürchteten.

„Soll ich das Fenster schließen, Vater?“

Ehe der Alte aber antworten konnte, erscholl ein lauter Krach, und ein darauffolgendes Klirren bewies, daß es schon zu spät war. Der Sturm hatte die Scheibe zertrümmert.

Erschrocken blickten die beiden sich an. Dann eilte der Junge zu dem Fenster. Er steckte, vorsichtig auslugend, den Kopf hinaus, zog ihn aber gleich wieder zurück. Entsetzt wandte sich Bob um, und nur mühsam kamen die Worte über seine Lippen: „Die telegraphische Verbindung ist unterbrochen. Wenn jetzt etwas auf der Strecke geschieht, dann . . .“

Er vollendete den Satz nicht. Der Gedanke war zu schrecklich.

Es war neun Uhr abends. Kurz vor Mitternacht mußte der Eilzug St. Louis—Santa Fé passieren.

Der alte Bahnwärter ging zögernd zu dem zerstörten Fenster und blickte hinaus in die Finsternis. Richtig — dort hing der Draht lose und schlaff zur Erde hinab. Vielleicht war die Beschädigung aber noch schnell gutzumachen.

„Bob!“

Der Gerausene kam und hörte schweigend den Wunsch seines Vaters an, die Leitung wieder in Ordnung zu bringen. Er nickte nur, nahm das Werkzeug auf den Rücken und ging hinaus in die stürmische Nacht. —

Der alte Smith saß indessen zu Hause und harrete bangen Herzens der Rückkehr seines Sohnes. Der war nun schon über zwei Stunden fort. Wenn er nur nicht verunglückt war. Der Alte machte sich wirklich große Sorge. Da wurde plötzlich die Thür aufgerissen, und herein stürmte der Erwartete,

ohne Hut, ohne Jacke und Werkzeug, völlig durchnäßt und schweißtriefend.

Sekundenlang schien es, als würde er zusammenbrechen. Dann aber raffte er sich mit Gewalt auf.

„Vater, die Brücke! — — Die Brücke ist zusammengebrochen!“

Der Alte stürzte auf seinen Jungen zu und rüttelte ihn.

„Was sagst Du?“

Er keuchte vor Aufregung. Da berichtete Bob mit hastender Stimme, wie er auf der Suche nach dem andern Drahtende der zerstörten Telegraphenleitung an den Arkansas gekommen sei und dort zu seinem Entsetzen die Eisenbahnbrücke nicht mehr vorgefunden habe. Die Strömung des Flusses hatte die Trümmer fortgerissen. Da sei er hierhergelaufen, ohne sich um seine Sachen zu kümmern.

Schreckensbleich hörte der Alte den Bericht seines Sohnes an. Seine Augen irrten hinüber zu der Uhr. Es war zwanzig Minuten vor Mitternacht. In achtzehn Minuten würde der Zug vorbeifahren, ohne daß er ihn anhalten konnte. Hunderte von Menschenleben waren in Gefahr.

Bob war den Blicken seines Vaters gefolgt. Er verstand ihn. Die Hoffnung auf Rettung der Unglücklichen, die ahnungslos in ihr Verderben fuhren, war gering; fast aussichtslos. Der Telegraph, der hätte helfen können, war unbrauchbar. Was sollte man tun?

Vange Minuten vergingen, während deren Vater und Sohn schweigend ihren Gedanken nachhingen, um irgend einen Ausweg zu finden. Die Zeiger der Uhr rückten immer weiter vor; nur noch sechs Minuten, dann würde der Zug nahen. Da sprang der alte Smith auf. Sein Gesicht zeigte einen entschlossenen Ausdruck, als er zu seinem Jungen sagte: „Bob, ich werde, so weit ich es kann, dem Zug entgegenen und ihn durch Schwenken eines Tuches aufzuhalten versuchen. Feuerzeichen sind bei dem Sturm ausgeschloffen. Siehst mich der Lokomotivführer nicht, nun dann — — Ein einzelnes Menschenleben kann wohl für hunderte geopfert werden!“



Der Streckenwärter von Santa Fé.
Augenblicklich wurde Gegendampf gegeben. Ein lautes Pfeifen und — der Zug stand, kaum
zwanzig Meter von der zerstörten Brücke entfernt.

Bob hatte seinen Vater entsezt angestarrt. Jetzt sprang er auf und lief zu dem alten Mann, der sich seinen Mantel umhängte.

„Vater, nein, das darfst Du nicht! — Ich werde den Zug zum Halten bringen!“ Dann, ehe der Alte etwas sagen konnte, war Bob zur Tür hinaus. Krachend fiel sie hinter ihm ins Schloß. Der alte Smith sah stumm seinem Sohne nach. —

Bob stürmte indessen durch die Nacht. Er wollte hinüber zur Strecke. Noch war er sich selbst nicht klar, was er tun würde, und in seinem fieberglühenden Kopf jagte ein Gedanke den andern.

Jetzt hatte er die offene Bahnstrecke erreicht. Er sah kaum die Schienen. Immer weiter hastete er, dem Zuge entgegen, nur den einen Gedanken im Kopf, daß es ihm gelingen möge, die ahnungslosen Menschen zu retten. Noch wenige Meter, und er hatte die große Biegung hinter sich. Da blieb er wie angewurzelt stehen. Jetzt mußte die Entscheidung fallen, denn dort in der Ferne sah er zwei gespenstische Lichter sich mit rasender Geschwindigkeit nähern. Der Zug! —

Suchend blickte er um sich; da entdeckte er, wenige Meter entfernt, eine schmale Ueberführung. Sein Entschluß war gefaßt. Mit wenigen Sägen war er an der Eisenleiter und drei, vier Sprossen auf einmal nehmend, stürmte er hinauf. Noch mußte er nicht, was weiter werden sollte;

da brauste es heran. Funken stoben aus dem Schornstein der Lokomotive, und sekundenlang erblickte Bob in dem hellen Schein einen Mann auf der Maschine. Dann war der Spuk vorüber. Eine lange Reihe von Wagen sauste unter ihm dahin und jetzt — Bob duckte sich zusammen — nahte das grüne Licht, das Zeichen des letzten Wagens. Raum noch drei Meter entfernt. Da sprang Bob mit Ausbietung seiner ganzen Kraft herab. Er packte zu und hielt fest.

Noch halb betäubt von dem Aufschlag öffnete er jetzt die Augen. Er befand sich auf dem Verdeck des Gepäckwagens. Der scharfe Wind brachte ihn schnell vollends zur Besinnung, und nun troch er auf allen Rädern über die Dächer der anderen Wagen bis zur Lokomotive. Der Zug war nur noch wenige hundert Meter von der Unglücksstelle entfernt, als Bob auf den Tender und von dort auf die Maschine sprang.

Entsezt blickten der Lokomotivführer und der Heizer auf den geheimnissvollen Passagier; aber Bob teilte ihnen in fliegender Eile das Vorgefallene mit. Augenblicklich wurde Gegendampf gegeben. Knirschend legten sich die Bremsen an die Räder. Ein lautes Pfeifen — der Zug stand, kaum zwanzig Meter vor der zerstörten Brücke.

So hatte Bob durch seine kühne Entschlossenheit hunderten von Menschen das Leben gerettet. —

1800 Jahre verschüttet



Was alles aus einer Stadt des Altertums ausgegraben wurde.

Fast 18 Jahrhunderte haben Häuser und Straßen, Menschen und Tiere der alten verschütteten Römerstadt Pompeji unter einer dichten Decke von Moder, Bimsstein und feinem Aschenstaub geschlafen. Dann sind Leute gekommen mit Schaufeln, Spitzhacken und Meißeln und haben Stück für Stück die bedeckende Schicht weggenommen — bis fast die ganze, einst 20 000 Einwohner zählende Stadt wieder freistand. Aber seltsam: es war eine Stadt ohne Dächer, ja, ohne obere Stockwerke. Denn was über die vier, fünf Meter hohe Schuttschicht hinaustragte, die der bekannte schreckliche Vesuviusausbruch am 24. August

79 n. Chr. über Pompeji und die Nachbarstadt Herculaneum gebreitet hatte, das war allmählich von Feuchtigkeit und Sonnenhitze zerstört, zu Staub zerrieben worden.

Seit etwa einem Jahrzehnt aber haben sich die Ausgräber, die nun schon über 60 Jahre regelmäßig an der Arbeit sind, die Aufgabe gestellt, möglichst viele Häuser mit den zum Teil noch vorhandenen Oberstockwerken ans Tageslicht zu fördern oder diese mit an Ort und Stelle vorgefundenen Bestandteilen wiederherzustellen, sodaß man jetzt da und dort schon Straßenzüge sieht, in denen zwei, zuweilen gar dreistöckige Häuser



1800 Jahre verschüttet.

Eine Badstube, in der die Besucher das Skelett eines von den Lavaströmen überraschten Mannes vorfinden.

zum Himmel ragen. Und was sieht man alles, wenn man durch die engen, mit Tuffstein gepflasterten Straßen wandert, mit ihren erhöhten Bürgersteigen und den Steinen zum Überqueren des Fahrwegs!

Da steht noch an einem Hause eine Aufforderung zum Besuch der Theatervorstellung angeschrieben — Gladiatorenkämpfe in Popuoli — dort hat jemand einen Wahlausruf angepinselft: „Wähler! Stimmt für Decius Secundus!“

Wo anders hat einer einen Schulvers (auf Lateinisch, und das brauchten sie damals nicht erst auf der Schule zu erlernen!) an die Wand getrigelt. Ueberhaupt die Inschriften von Pompeji! Da läßt einer in seinem Speisesaal, dem „Triclinium“, in kunstvollen Lettern den Gästen verkünden: „Die Jugend soll mit frischgewaschenen Händen und Füßen und einem reinen Mundtuch zu Tisch kommen und bei den Mahlzeiten schweigen.“ Noch Interessanteres findet man aber in den Häusern selbst, wenn man von den Straßen mit ihren offenen Läden und Gasthäusern, ihren Altären, Brunnen und Toren genug hat. Da ist in einem Hause, dem des Probius Valius, eine Dampfheizung, Warm- und Kaltwasser-

anlage, Badezimmer und sogar ein — Vertuschen mit Wasserspülung zu sehen; freilich alles nicht ganz so vollkommen wie heute. Wo anders ist eine vollständige Wäscherei mit allen nötigen Geräten und Räumlichkeiten; ein Stück weiter eine Tuchweberei zu sehen in der verkohlte Stoffreste in Glaskästen verwahrt werden. In einem großen Restaurant liegen Asche und verkohltes Holz auf dem Herd, als sei er erst gestern erloschen, und ein verschlossener Krug enthält Wasser, das bei der Öffnung — nach 1800 Jahren! — frisch war, als sei es eben eingefüllt. Bei einem Künstler, der Siegelringe schnitt, fand man noch Edelsteine zur Verarbeitung, seine Geräte und ein eben vollendetes Siegel. Und überall stehen und liegen Gebrauchs- und Luxusgegenstände zwischen den oft in voller Farbenpracht einer frischen Wandmalerei oder bunter Mosaiken prangenden Wänden, als sei der Herr Petronius oder die Frau Fulvia, denen sie gehörten, nur eben mal verreist: Lampen, Küchengeräte, Speisewärmer, Mischtrüge, elfenbeinerne und gläserne Geräte, Gold- und Silberschmuck. All das mutet uns fast an, als wäre es ein Wunder. Den Höhepunkt des Wunderbaren — wenn auch mit einem Gemisch von Grauen — finden wir in der erstaunlichen Tatsache, daß

sogar eine Menge von Menschen und Tieren unter der Asche in einer Frische erhalten blieben, als hätten sie sich eben erst schlafen gelegt und schlummerten nur. Etwa 2000 von den 20 000 Einwohnern kamen von dem Aschen- und Bimssteinregen, der tagelang ohne Unterbrechung auf die Stadt niederging, ums Leben; manche, wo sie gingen und standen, die meisten in Kellern und Zimmern, wo sie Zuflucht zu finden dachten, bis das schreckliche Naturereignis vorüberginge. Dabei sind sie in der Stellung oder Lage, in der sie der Tod überraschte, in die feine, wie Gips wirkende Staubschicht, die später verhärtete, eingebettet worden, und man hat deshalb von der vorsichtig geöffneten Form Abgüsse machen können, die unendlich naturwahr wirken. Ein Hund, im Todeskampf sich windend — ein Mann mit ernstem Römerkopf, der, zu Boden geworfen, sein Gesicht mit den Armen zu decken versucht. Als ergreifende Beweisstücke für eines der größten Trauerspiele der antiken Menschheit sprechen sie zu uns. Und namentlich das „Haus der Toten“, eines der prächtigsten Gebäude von Pompeji, mit drei Stockwerken, Marmorportal, Säulenreihen, Springbrunnen, Gewölbedecken, Fenster-

resten aus richtigem Glas, gibt solch ein furchtbares Zeugnis: Schädel und Knochen lagen bei der Auffindung dicht dabei und zeigten den Weg, den die Hausbewohner, die sich in den Keller des Hauses gerettet hatten, nahmen, als es dort unten unerträglich wurde. Die andern aber blieben im Keller und ruhen noch heute dort, als wären sie gerade jetzt von dem Unglück ereilt worden.

Unser Bild ist nach einem alten Holzschnitt angefertigt und stellt eine Badstube im untersten Stockwerk des sogenannten Kaiser-Joseph-Hauses dar. Das Haus trägt diesen Namen, weil während der Anwesenheit Kaiser Josephs II. dort Ausgrabungen gemacht wurden. Man fand allenthalben Geräte zum Brotbacken, dann zwei gemauerte Behältnisse, die auch auf unserem Bilde deutlich zu erkennen sind. Angelehnt an diese entdeckte man auf dem Schutthaufen das Skelett eines Mannes, der hier Schutz gesucht haben mochte. Vielleicht der Bäcker selbst. Er konnte sich nicht mehr ins Freie retten und erlitt, wie so viele Bürger jener Unglücksstadt, den Hungertod.

Dr. St.-R.

Ein kleines Mißverständnis

Von Mathilde Weil.

Als im Jahre 1823 der große, deutsche Dichtersfürst, Wolfgang von Goethe, in dem Kurort Karlsbad weilte, machte er besonders gern Ausflüge nach dem benachbarten Kurort Franzensbad und nach der Stadt Eger, da der zwischen beiden Orten gelegene Bergzug Kammerbühl ihn höchst interessierte.

Am Fuße des Kammerbühls liegt eine stattliche, nette Försterei, und der jeweilige Förster betreibt auch eine kleine Gastwirtschaft.

Als Goethe in seinem eigenen Reisewagen, begleitet von seinem getreuen Diener Philipp und einem guten Freunde, angesehener kam, diente der Förster gar ergeben.

Der Dichtersfürst wurde in das allerbeste Zimmer des Forsthauses geleitet; als es dann zu Mittag läutete, kam die rundliche, appetitliche Frau

Försterin in ihrer schönsten Vänderhaube und ihrer besten, schwarzseidenen Schürze in das erste Stockwerk, klopfte bescheiden an die Thür und fragte in ihrem singenden Egerländer Dialekt: „Wünscht der gnädige Herr enten oder drenten zu speisen?“

Die gute Frau meinte „unten“ im Speisesaal oder „draußen“ im Garten, was nach dem Sprachgebrauch jener Gegend „enten“ und „drenten“ heißt.

Seine Exzellenz der Weimarer Minister und größte Dichter Deutschlands, der nie ein Kostverächter gewesen, dachte, es handle sich hier um ein ihm unbekanntes Geflügel und bestellte seelenruhig: „Ach, liebe Frau, Enten hab' ich gerade schon genug geessen; bring' Sie mir eine Portion Drenten!“



„Bringen Sie mir, bitte, eine Portion Drenten!“

LÖWENFAMILIE

Bei den Raubtieren übernimmt gewöhnlich die Mutter allein die Elternpflichten; zärtliche Väter sind eine große Seltenheit unter ihnen. Um so rührender ist die Mutter um ihre Jungen besorgt, und eine Löwenfamilie ist ein reizvolles Bild. In den ersten Tagen verläßt die Löwin ihre Jungen überhaupt nicht, nicht einmal um zu fressen; später läßt sie sie für kurze Zeit allein, um

zu jagen. Die jungen Löwen, die im Gegensatz zu manchen andern Raubtieren gleich gehend geboren werden, sind von der Größe junger Kästchen, sehr täppisch und drollig, gleichsam lebende, wollige Bälle, die ewig quäken und winseln und daher sehr geräuschvolle Babies sind. Sie schreien vor allem nach Gesellschaft, und dieses laute Schreien und Winseln der drolligen Jungen mit ihren ganz



Ausflug einer Löwenfamilie.

Der alte Löwe und die Löwin gehen mit den Jungen zusammen auf die Jagd.

(Fortsetzung auf Seite 10.)

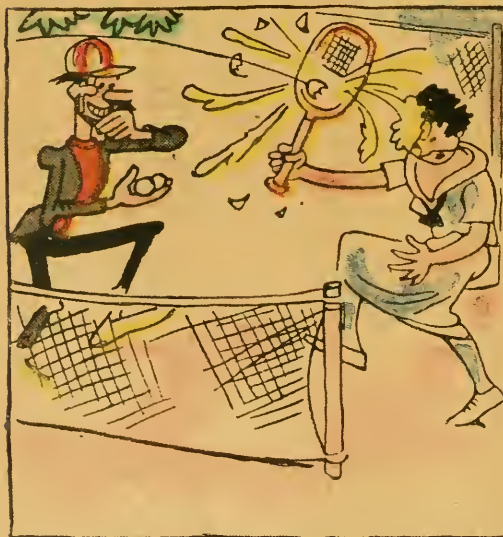
Ein neues Erlebnis von



Das edle Paar fand heut' was Nares . .
Die beiden wurden jußt gewahr es
Und freuten sich ganz ungeheuer . . .
Sie fanden „Wilde-Enten“-Eier.



Die Taschen voll, die eibeschwerten,
So wandern weiter die Gefährten.
Da winkt von fern den Zwei'n ein Ziel;
Die Jugend ist beim Tennisspiel.



Die Bälle aufeinanderprallen,
Das Ei läßt sich das nicht gefallen.
Sein Zweck ist hier total verfehlt. —
Die eibeschmierte Dame gröhlt.



Und Laatzsch reicht listig ebenfalls
Der Maid ein Ei'gen statt des Balls.
Der arme Herr ward ganz belledert . .
Hört, wie er vor Empörung medert!

Laatsch und Bommel



Dort ist zu lesen ein Plakat,
Das lockt die Zwei zu neuer Tat:
Sie bieten mit bescheid'nem Wesen
Sich eifrig an zum Ball-Auflesen.



Jedoch beseelt von bösem Geist,
Ward unser Bommel plötzlich dreist;
Man sieht ihn teck ein Enten-Ei'chen
Dem Spieler statt des Balles reichen.



Den Beiden doch ist's höchst vergnüglich,
Sie finden ihren Scherz vorzüglich.
Statt auf die Sohlen sich zu machen,
Stehn Laatsch und Bommel da und lachen.



Die Spieler stürzen nun herbei,
Boll But und voller Enten-Ei;
Der Schläger faust in herben Schlägen
Auf Laatsch und Bommels werte Brägen.

diinnen Rachenstimmchen ruft die Mutter zurück, wenn sie allein gelassen aus dem wärmenden Lager getullert sind. Und die Mutter antwortet auf dieses durchdringende Winseln mit einem beruhigenden Zärtlichkeitslaut, der von ihrem gewöhnlichen Knurren und Brüllen sehr verschieden ist. Sie faßt die hilflos Herumtappenden mit dem Maule sorgsam an der lockeren Nackenhaut und trägt sie ins weiche Nest zurück. Ruht die Mutter, so kriechen die Jungen ihr auf den Rücken, kugeln hinunter, quäten und krabbeln von neuem in die Höhe. Sehr bald beginnen die jungen Löwen Fleischstückchen von den Knochen abzunabbern, die die Mutter ins Lager schleppt, oder richtiger, sie Le-mühen sich, das Fleisch davon mit der hornigen Zunge abzuraspeln. Ehe sie den schützenden Bau verlassen, unterweist sie die Mutter in der Pirschjagd. Sie läßt sie zunächst nach ihrem schlankernden Schweif haschen, klopft mit der Schwanzspitze den Boden, um die Aufmerksamkeit der Kleinen zu erregen, schnellst den Schwanz beiseite, windet ihn empor, und die Jungen springen danach. Sobald sie stark genug geworden sind — ihre Jugendzeit dauert etwa 2 bis 3 Jahre —, gehen sie mit der Mutter auf die Jagd, und bisweilen nimmt auch der Vater an den ersten Jagdzügen teil. Anfänglich warten die jungen Löwen dabei in einem Hinterhalt, bis ein Beutetier von den Alten geschlagen ist, und stürzen dann erst herbei, um gemein-

sam mit den Eltern die Beute in Stücke zu zerreißen. Während der nun folgenden Erziehungszeit wählt die Löwin meist leicht zu erlegende Beutetiere, greift namentlich kleinere Säugetiere, wie Schafe und Ziegen, an und tötet davon meist mehr, als sie eigentlich zur Nahrung braucht. Nach dem ersten Jahre dürfen die jungen Löwen, die nun schon stattliche Eckzähne haben, selbständig jagen und ein Beutetier „reißen“ und schlagen. Doch bleiben die Alten stets in der Nähe, um selber einzugreifen, wenn es notwendig sein sollte. Zuerst machen die jungen Löwen ihre Sache noch recht ungeschickt; die Beutetiere, die sie getötet haben, sind nicht nach den Regeln der Kunst erlegt, sondern geradezu „tolpatzig mißhandelt“. Die Jungen müssen eben erst lernen, Gebiß und Pranke richtig anzuwenden. Das geht dann aber ziemlich schnell, und so bildet eine Löwenfamilie sich bald zur Plage für die ganze Gegend aus. Eine alte Erfahrung lehrt, daß die Löwin besonders angriffs-lustig ist, wenn sie Junge hat: ihr Mutterinstinkt heißt sie eben in diesem Falle, dem etwaigen Angriff des andern zuvorzukommen. Sind die Jungen erwachsen, was zwischen dem 3. bis 5. Jahre der Fall ist — die männlichen Löwen haben dann schon Mähnen —, so lockert sich der Familienzusammenhang immer mehr, und jedes Tier geht nun allein auf Beute aus.

Dr. A. Heilborn.

Der motorlose Flug

Ein Meilenstein in der Geschichte des Flugwesens



Die
Schn-
sucht der
Men-
schen, wie
ein Vo-
gel hoch
in den

Lüften fliegen zu können, hat schon immer zu den kühnsten Versuchen verlockt. Vor mehr als einem Vierteljahrhundert erregte ein junger Phantast, Otto Lilienthal, der in den Rhaaner Bergen auf einem komischen Gefährt aus Baumwollstoff und Weiden-

gerten von einer Höhe ins Tal hinunterflog, den allgemeinen Spott seiner Mitmenschen. Der Mann hatte jahrelang den Flug der Vögel genau beobachtet, und bei dem Aufstieg der Störche bemerkt, daß sie von einer Erhöhung gegen den Wind anliefen und sich von dem Winde hinunter tragen ließen. Bei einem seiner Versuche stürzte er ab, und fiel so unglücklich, daß er sofort tot war.

In Nordamerika versuchte man Lilienthals Arbeiten fortzusetzen und gelangte auf diesem Wege langsam zum Flugapparat, der durch die treibende Kraft eines Motors zum Aufsteigen und Fliegen gebracht werden



Der motorlose Flug.

Auf dem Bilde oben sieht man das von Ingenieur Hengen geführte motorlose Segelflugzeug „Bampyr“, auf dem er beim Rhön-Segelflug eine ungeheure Weltrekordleistung schuf. Hengen blieb über drei Stunden in der Luft. Unter ihm fliegt ein anderer Teilnehmer am Wettbewerb.



konnte. Aber damit nicht genug, man grübelte in aller Ruhe weiter, wie man sich auch ohne Motor genau wie ein Vogel in der Luft bewegen könnte.

Ein berühmter Flieger, der Frankfurter Ingenieur Ursinées, rief vor zwei Jahren alle, die sich mit diesen Flugversuchen abgegeben hatten, in das Rhöngebiet zu einem großen Wettfliegen zusammen. Und siehe da: die ausgesetzten Preise und der Ehrgeiz reizten die Erfinder des Flugapparates ohne Motor so sehr, daß sie sich alle einsanden. Im nächsten Jahre trafen sie sich wieder zu einem Wettfliegen. Selbstverständlich hatte ein jeder Flieger die lange Zeit dazu benutzt, um seinen Apparat so gut wie irgendmöglich zu vervollständigen. Die Erfolge waren so schön, daß plötzlich die ganze Welt erstaunt nach diesen

Leuten blickte. Sie hatten inzwischen so viel Neues hinzugelernt, daß sie sich bei günstigem Wetter schon 15 Minuten lang in der Luft aufhalten konnten. Leider forderte der neue Sport auch seine Todesopfer, aber sie dienten nur dazu, die Gefahren des Absturzes nach Möglichkeit durch Verbesserungen zu beseitigen. Auch in diesem Jahre hatte man sich wieder im Rhöngebiet zu einem neuen Wettbewerb

eingefunden. Eine besondere Prüfungskommission mußte die Baufestigkeit der Apparate nachprüfen. Ihr könnt Euch den Kummer der Flieger wohl vorstellen, die mit ihren, unter großen Entbehrungen und in großer Not selbst hergestellten Flugzeugen abgewiesen werden mußten, weil ihr Apparat nicht als „baufest“ angesehen werden konnte! Da war jetzt auf dem Flugplatz von Gersfeld ein Lehrer Ferdinand Schulz aus Waldensee in Ostpreußen. Er hatte sich nach eigenen Entwürfen einen motorlosen Eindecker aus Besenstielen und anderen Gegenständen des täglichen Haushaltgebrauchs gebaut. Der mutige Lehrer flog bereits vor Beginn des Wettbewerbs auf diesem klapprigen, lebensgefährlichen Erfliegerapparat mehrere Minuten. Die technische Prüfungskommission aber gestattete ihm nicht, an den richtigen Wettflügen teilzunehmen. Die Gefahr des Absturzes war zu groß. Das gleiche Schicksal

der Ablehnung sollte den Tischler Espenlaub treffen. Auch er hatte sich unter den größten Entbehrungen einen eigenen Apparat aus Lappen und Brettern zurechtgebastelt. Er ließ aber nicht eher nach, als bis man ihm die Erlaubnis zur Teilnahme erteilte. Der Tischler hatte sehr gute Erfolge.

Die größte Ueberraschung aber sollte der hannoveranische Student Henzen bringen. Er blieb mit seinem motorlosen Apparat über drei Stunden in der Luft und errang mit dieser Meisterleistung den Weltrekord. —

Nun ist die Idee des motorfreien Fliegens bei uns so weit gereift, daß auch den letzten Zweiflern nichts weiter übrig bleibt, als an den modernen „Vogelmenschen“ zu glauben. Wie lange wird es noch dauern, da werden wir im motorlosen Flugomnibus in die Schule, zur Universität und ins Geschäft fahren.

Gut Flug!



Auflösung des großen Ferienpreisausschreibens: Großvater erzählt

Freunde! Die Aufgabe war nicht leicht. Es sollten die fehlenden Wörter, die in den drei Geschichten durch Striche angedeutet

waren, durch passende Wörter und Wortteile ersetzt werden. Jeder Strich mußte einer Silbe entsprechen. Ich habe Eure Lösungen so milde wie nur irgend möglich beurteilt und nur ganz grobe Fehler, besonders solche, die durch Flüchtigkeit entstanden und sinnstörend waren, von der Beteiligung ausgeschlossen. So haben viele von Euch geschrieben: „Und schließlich hätten ja auch neue Stiefel mindestens 2 M. gekostet,“ während sich doch jeder sagen mußte, daß man selbst im allertiesten Frieden kein Paar Stiefel für 2 Mark bekommen konnte; es mußte selbstverständlich „Sohlen“ heißen. Auch daß das erste zu ergänzende Wort „Frieden“ und nicht „Schlummer“ oder „Schlaf“ heißen muß, konnte jeder wohl aus dem Zusammenhang leicht entnehmen.

Die richtig ersetzten und ergänzten Wörter und Wortteile lauten: 1. Frieden, 2. paradisi- sch, 3. Semmeln, 4. Zucker, 5. unbeachtet,

6.—7. ruhig gehen, 8. wenig, 9. Sohlen, 10. gegangen, 11. Sparsamkeit, 12. Vorteilen, 13. Nachteile, 14. Wohnung, 15. Treppen, 16. vermieten, 17. Zimmer, 18. Hauswirt, 19. sonderbar, 20. Wohnungen, 21. Hausbesitzer, 22. vermietet, 23. Zipselmühle, 24. Ofen, 25. frieren, 26. Kohle, 27. schrieb, 28. Kohlenmann, 29. Fuhr, 30. dadurch, 31. Verlegenheit, 32. Zentralheizung, 33. Arbeit, 34. Portiers, 35. Petroleumlicht, 36. Leitung.

Ich hatte diesmal 1210 Preise ausgesetzt und mußte, da mehr richtige Lösungen eingingen als Preise vorhanden waren, wieder das Los entscheiden lassen.

Die 10 Hauptpreise, je ein schönes Buch, fielen auf: Helmut Marschall, Berlin-Steglitz, Pischkestr. 8. Hans Leberer, Pankow, Zillertalstr. 3. Gerhard Driesner, Charlottenburg, Cosanderstr. 22. Wolfgang Dohbert, Allenstein, Kaiserstr. 34. Ruth Wiesemann, Friedrichshagen, Friedrichstr. 44. Heinz Lehmsink, Braunschweig, Kastanienallee 70. Günther Hilbrand, Grünberg, Bahnhofstr. 10. Alfred Krug, Frankfurt am Main, Gluthersburgallee 22. Werner Riefewetter, Brandenburg, Al. Gartenstraße 1. Ellen Jacobi, Mannheim, Fried- richplatz 8.

Die 200 zweiten Preise, je ein Kleinchenschiff, und die 1000 Erstpreise, je ein Diplom, habe ich den einzelnen Gewinnern bereits zugesandt.

Da ich die Namen so vieler Preisgewinner hier aus Raumangel nicht veröffentlichen kann, habe ich sie auf ein besonderes Blatt drucken lassen und dieses jedem Preisträger zugesandt.

Wer meine Liste nicht zugesandt erhält, muß sich selbst sagen, daß er diesmal bei der Verlosung kein Glück gehabt hat. Anfragen haben keinen Zweck.

Wer eine Liste aber gern haben möchte, sende nur 50 Pf. für Briefporto, und ich werde sie ihm sofort zuschicken.

Fridolin.



Wenn die Drachen im ersten Herbstwind am Himmel knattern, ist auch die Zeit für den Kürbis da. Dieser vierschrötige Verwandte der zarteren Gurke und der vornehmeren Melone liegt dann in den Gärten, diebäugig wie ein gesättigtes Ungeheuer. Wer ihm einmal im Süden begegnete, der konnte zu seinem Erstaunen sehen, daß der Mensch ihn dort nicht bloß als Frucht — roh, als Suppe gekocht oder in Essig gelegt — verspeist, sondern daß er daraus Gefäße fertigt, Krüge, Flaschen und Schalen. „Fertigt“ ist eigent-



Ein mit Ton überstrichener Kürbis, der als Gefäß dient.

lich viel zu viel gesagt; der Flaschenkürbis ist schon ein gebrauchsfertiges Gerät; er hat meist schon die gewünschte Form des Gefäßes; er braucht nur ausgehöhlt und langsam in der Sonne getrocknet zu werden. Der Tiroler Bauer nimmt in solcher naturgewachsenen Kürbis-

flasche seinen Wein mit zur Arbeit auf das Feld. Bei den meisten Naturvölkern sind alle Gefäße und Schalen solche gehöhlte und an der Sonne getrocknete Flaschenkürbisse und Kürbiskugelfrüchte. Und wenn Ihr Euch einmal die klassischen Formen der griechischen und römischen Gefäße und Vasen daraufhin ansieht, so bemerkt Ihr, daß beinahe für alle der Kürbis die Grundgestalt abgegeben hat. Ja, die Kulturgeschichte lehrt uns, daß ohne den Kürbis sehr wahrscheinlich die Menschheit das Töpfern nie erfunden hätte. Der Mensch hat nämlich ursprünglich nichts, aber auch gar nichts „aus sich selbst“ (wie man so

sagt) geschaffen: er ist immer erst Finder gewesen, bevor er Erfinder wurde. Ungezählte Jahrhunderte lang ist der Kürbis, hier und da auch die Kokosnußschale, das einzige Gefäß gewesen und geblieben, das der Mensch kannte und benutzte. Als er nun sein mit Wasser gefülltes Kürbisgefäß an das Feuer brachte, um darin zu kochen, machte er die betrübliche Erfahrung, daß das holzige Gefäß verkohlte und verbrannte. Eines Tages bestrich der Mensch, zunächst wohl im Spiele, den Kürbis mit Ton. Der Ton erhärtete in der Sonne bald — das war die erste, überraschende Entdeckung —, und als der mit Ton bestrichene Kürbis zufällig ans Feuer gebracht wurde, da ward die Umhüllung in der Glut vollends steinhart; der Kürbis innen verkohlte aber und konnte herausgetragen werden. Damit war der tönernerne Kochtopf erfunden. Erst viel später lernte der Mensch, den Topf freihändig gleich aus Ton zu formen; die alte Kürbisform behielt er jedoch bis zum heutigen Tage bei.



Einfaches Tongefäß, an dem noch deutlich die ursprüngliche Kürbisform zu erkennen ist.

Dr. E. A.

Der zerbrochene Spiegel

Das war eine schöne Bescherung! Vater und Mutter waren entsetzt. — Der Spiegel ist zerbrochen, in der Ecke hat er ein Loch, und von dem aus ziehen sich Risse nach allen Seiten. Da muß jemand mit einem Stein hineingeworfen haben! Der Verdacht fällt natürlich auf Max. Er wird ins Gebeil genommen. Aber weit entfernt, etwa zerknirscht zu sein, lacht er aus vollem Halse. Er bittet Vater und Mutter, einen Augenblick aus dem Zimmer zu gehen, dann wolle er als großer Zauberkünstler, der er ist, den Spiegel wieder ganz machen.

Man willfahrt seinem Wunsche, und als man wieder eintritt, ist — kaum will man seinen

Augen trauen — das Wunder auch tatsächlich geschehen! Die Scheibe des Spiegels zeigt auch nicht die allergeringste Verletzung!

Wie hat Mag dieses Kunststück fertig gebracht? Nichts Einfacheres als das von ihm angewandte Verfahren! Das Loch und die Striche hatte er mit einem Stückchen Seife auf den Spiegel gezeichnet. Will man die Täuschung noch vollständiger machen, so kann man die feinen Seifenstriche mit etwas Tinte oder schwarzer Farbe nachziehen. Ein in Wasser getauchter Lappen oder Schwamm läßt dann die ganze Herrlichkeit wieder verschwinden. Das ist die Geschichte vom zerbrochenen Spiegel! Dr. N.

Sie mit in mein Arbeitszimmer," jagte Onkel Toldi, „da ist es kühl und hienkel; vor allem hört man den Siedelsack nicht so stark von der Straße heraußtönen." Kopfschüttelnd folgte ihm Herr Quetschebein. Er hatte ja schon viel von Onkel Toldis Wizen und Einfällen gehört, aber das war ihm doch noch nicht vorgekommen. „Aber erklären Sie mir nur eins," sagte er, „wie kommen Sie dazu, so merkwürdige Worte zu gebrauchen?" „Gewiß, gern," antwortete Onkel Toldi, „ich kann doch nicht „Du“delsack sagen, wenn ich Sie sieze!"

Plaudereien mit meinen Lesern

Freunde, ich muß Euch heute die Mitteilung machen, daß ich die Namen-Stempel, die allgemein so großen Beifall gefunden haben, leider nicht mehr zum alten Preise liefern kann. Wer von Euch einen Namen-Stempel noch haben will, sende mir 25 M.; außerdem für Porto und Verpackung 6 M.

Fridolin.

Rätsel-Ecke

Seltzam.

Könnt Ihr mir wohl das Wort ergründen:
Bald ist es tief, bald ist es hoch,
Bei jedem Menschen ist's zu finden,
Wer's abgibt, der behält es doch.

Kleine Ursachen, große Wirkung.

Gebt ihr den Punkt dem wertlosen Sand
Entsteht ein Oesterreich verlorenes Land.
Gebt ihn dem Toilettenartifel sodann:
Im Winter wärmt man sich daran.

Geographie und Naturkunde.

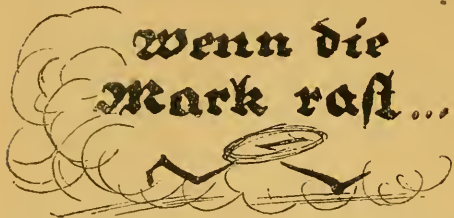
Das erste Wort ist wohlbekannt;
Such' es in Italias Sand.
Das Zweite schauft Du leider oft;
Mand' süße Frucht birgt's unverhofft.
Das Ganze schmierst Du Dir ins Haai,
Und meistens duftet's wanderbar.

Eisbenrätsel.

Aus den Eisben:

an — hauch — beth — ehen — ey — da —
dau — e — en — fisch — flu — han —
ho — in — ka — kn — kus — kus — lan

Wenn die Mark rast...



Freund! Wer meine Zeitschrift liebt und nicht möchte, daß sie teurer wird, kann, wie ich schon in meiner Nr. 21 erklärte, selbst dazu beitragen. Er braucht nur mindestens drei Bekannte oder Freunde, die den Fridolin bisher nicht gekauft haben, zu veranlassen, daß sie ihn von nun an regelmäßig kaufen oder abonnieren. Schreibt mir, wen von Euren Bekannten Ihr gefunden habt, damit ich in meiner Liste vergleichen kann, ob er auch wirklich ein neuer Anhänger ist. Fridolin.



Onkel Toldi saß neulich mit Onkel Otto auf dem Balkon und rauchte gemütlich seine Pfeife.

„Es ist aber wirklich eine Dadehike hier; mit der besten Phantadu bringt man es nicht fertig, sich an den Nordpol versetzt zu denken.“ „Aber Onkel Toldi, was redest Du denn da?“ fragte Onkel Otto entsetzt. „Na,“ meinte Onkel Toldi, „ich kann doch nicht Phanta, sie“ jagen, wenn wir uns duzen.“ —

Ein paar Tage später besuchte Herr Quetschebein Onkel Toldi. „Bitte, kommen

— laub — le — le — leb — li — li — luck
— ma — me — po — sa — san — teln —
ur — wal — wel — za —

sind 12 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, den Namen eines großen Humoristen und eines seiner Werke ergeben; & ist als ein Buchstabe verwendet.

Die Wörter bedeuten: 1. Meerestier. 2. Krankheit. 3. süßes Gebäck. 4. Zauberformel. 5. weibl. Name. 6. Stadt in der Pfalz. 7. türk. Leibwächter. 8. Turnübung. 9. Er-

holungszeit. 10. Fußbekleidung. 11. starkes Gift. 12. Turngerät.

Auflösung der Räthel aus Nr. 23:

Silbernräthel

Willenskraft Wege schafft.

1. Wisent 2. Snowrazlaw 3. Lerche, 4. Lähmung, 5. Erle, 6. Nikolaus, 7. Schnupftuch, 8. Ruba, 9. Relief, 10. Auslauf, 11. Jagott.

Raubgierig: Specht, Pech, wer Pech angreift, befudelt sich.

Ausnahme: Schwan, Schwanz.

Fridolins Lachkabinett



Ein Mann bestieg die Elektrische und stand, da alles besetzt war, vorn im Gang. Jedemal, wenn der Schaffner vorbeiging, rief dieser: „Bitte, gehen Sie ein bisschen weiter!“, bis der Fahrgast am Ende des Wagens stand. Dann hatte er sein Ziel erreicht und wollte aussteigen. „Halt,“ rief der Schaffner, „Sie haben ja noch nicht bezahlt!“ — „Was?“ antwortete der Mann enttäuscht, „ich bin ja den ganzen Weg gelaufen!“

*

„Geht Du noch in die Schule?“
„Nein, aber mein Vater geht noch.“
„Nicht möglich!“
„Doch, er ist Lehrer!“

*



Im Gerichtssaal wird ein Angeklagter von ganz zerlumptem Aussehen gefragt: „Was sind Sie?“

„Holzhändler,“ antwortet der Gefragte stolz.

„Sie, Holzhändler?“ fragt der Präsident erstaunt.

„Allerdings — ich hauiere mit Streichhölzern.“

Hänschen ging zum erstenmal zur Schule und hatte, da er den Weg allein machte, das Pech, unterwegs hinzufallen und sich ein mächtiges Loch in — den Hosensboden zu reißen. Als er mittags nach Hause kam, fragte die Mutter voll Entsetzen: „Hänschen, bist Du etwa so über die Straße gegangen?“, worauf Hänschen erwiderte:

„Ach, Mutti, es hat ja keiner gesehen — ich bin immer rückwärts gelaufen!“

*

„Diese Schnürsenkel sind so fest, daß sie sogar halten, wenn der stärkste Ochse dran zieht. — Ziehen Sie mal, junger Mann!“

⋆



Der Schularzt untersucht die Kinder der untersten Klasse einer Gemeindeschule. Als er die Augen der Kleinen prüfen will, stellt er entsetzt fest, daß alle kurzsichtig sind, denn niemand kann die Buchstaben erkennen, die er auf eine Tafel geschrieben hat. Schließlich meldet sich zaghaft ein kleines Mädchen:

„Herr Doktor, wir haben noch keine lateinischen Buchstaben gehabt!“

*

Eine Frau fragt einen Bahnbeamten: „Verzeihung, wo gibts hier Billetts?“

Der Beamte: „Man sagt doch nicht Billets, sondern Fahrkarten.“

Die Frau: „Naja, wo gibts denn die Fahrkarten?“

Der Beamte: „Da drüben am Billett-schalter!“

Wie man ganz leicht Tiger fängt . . .



1. Der Tigerfang ist gar nicht schwer,
Man braucht nur etwas Leim, nicht mehr.



2. Das Tigertier kommt angeschlichen;
Die Blätter sind mit Leim bestrichen.



3. Gleich wird der Tiger sehr nervös
Und fragt: Herrje, was is jezt dös?



4. Und sucht sogleich mit allen Mitteln,
Sich von den Blättern frei zu schütteln.



5. Wobei er, weil er gräßlich dumm,
Sich vollschmiert mit Arabicum



6. Und schließlich nicht mehr lachen kann,
So daß man leicht ihn duden kann.

Für die Redaktion verantwortlich: Artur Lokesch, Berlin; für Deutschösterreich: Norbert Freuder, Wien. — Unverlangte Einsendungen können nur zurückgesandt werden, wenn Porto beiliegt. — Druck und Verlag: Ullstein A. G., Berlin SW 68.
Copyright 1922 by Ullstein A. G., Berlin.

1.78.

80 £

1-24. 4/12

25636A

0.77 6/12 v.

